

ERFAHRUNGSHORIZONTE BEI TÄTIGKEITEN ERWERBSARBEITSLOSER UNTER EINSCHLUSS VON MUßE

Maria Hintersteiner

Im Rahmen dieser Diplomarbeit wurde eine qualitative Untersuchung zur Lebensgestaltung von Arbeitslosen durchgeführt. Ich habe Arbeitslose gebeten, anhand freier erzählerischer Texte und qualitativer Interviews ihre Erfahrungen in der Arbeitslosigkeit zu schildern. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind im empirischen Teil (24,25) der wissenschaftlichen Arbeit dargestellt.

1 Inhaltsverzeichnis

1	Inhaltsverzeichnis	0
2	Einleitung	4
3	Etymologie des Begriffes Arbeit	8
4	Die Bedeutungsgeschichte der Arbeit	9
4.1	Die Antike	9
4.2	Rom	10
4.3	Das jüdisch-christliche Erbe	11
4.3.1	Die Genesis	11
4.3.2	Die Bergpredigt	11
4.4	Die christliche Gemeinde	11
4.5	Die Germanen	12
4.6	Das Mittelalter	12
4.7	Die Zeit der Reformation	14
4.8	Der Calvinismus	14
4.9	Die frühe Industrialisierung	15
4.10	Die Arbeitshäuser: Arbeit als Strafe und Lebensperspektive	16
4.11	Vom Merkantilismus zur Entwicklung des Industriesystems	17
4.12	Marx' Kritik an der Nationalökonomie	19
4.13	Die erste industrielle Revolution	20
4.14	Die idealistische Philosophie (Mitte 19. Jahrhundert)	20
4.15	Der unaufhaltsame Aufstieg der Arbeit	20
4.16	Fordismus und Taylorismus	22
4.17	Die Moderne: Freiheit durch Arbeit	23
5	Arbeit in verschiedenen Denksystemen	24
5.1	Arbeit als technologische Kategorie	24
5.2	Arbeit als ökonomischer Grundbegriff: pro und contra	25
5.3	Der ontologische Aspekt menschlicher Arbeit	26
5.3.1	Arbeit als Medium der Bewusstwerdung	26
5.3.2	Arbeit als Grundbegriff gesellschaftlicher Praxis	26
5.4	Ein humanistischer Begriff	28
5.5	Arbeit als Lebenswert	28
5.6	Arbeit als tätige Daseinsbejahung	29
6	Die Arbeitslosen von Marienthal	30
6.1	Die politische Fragestellung	31
6.2	Methode und Technik	31
6.3	Das Material	32
6.4	Die Ergebnisse	32
7	Eine amerikanische Paralleluntersuchung	37
8	Die Situation in Wien	38
8.1	Die Entwicklung der Arbeitslosigkeit	38
8.2	Die Unterstützung	38
8.3	Die Einkommenslage	41
8.4	Die politische Situation im Wien der Zwischenkriegszeit	42
8.5	Das Bildungsinteresse	42
8.6	Das Wiener Arbeitslosenleben	44
8.7	Die Bewältigungsstrategien der jungen, männlichen Jugendlichen	45
8.8	Die weiblichen Bewältigungsstrategien	46
8.9	Die Familie	47
8.10	Die Wirkung auf Identität und Selbstwertgefühl	47
8.11	Die Wirkungen der Arbeitslosigkeit auf den sozialen Zusammenhalt	48
8.12	Die freie Zeit in der Arbeiterbewegungskultur: Immer in Bewegung	49

8.13	Die politische Aktivität	50
8.14	Die Lobau	50
9	Die Organisationsversuche der Arbeitslosen	51
10	Die Perioden der Erwerbslosigkeitsforschung	55
11	Die psychosozialen Funktionen der Arbeit	57
11.1	Jahoda: Die Verbindung mit der Realität	57
11.2	Funktionen von Arbeit nach "Work in America"	59
11.3	Faktoren nach Kirchler	60
11.4	Das Vitaminmodell von Warr	61
12	Phasenmodelle der Arbeitslosigkeit	62
12.1	Die Warschauer Studie	62
12.2	Vier-Phasen-Theorie	63
12.3	Eine Tagebuchstudie	64
12.4	Expositions- und Initialwirkung	64
12.5	Die Integration der Antizipation	66
13	Einflussvariablen auf die Verarbeitung der Arbeitslosigkeit	69
13.1	Die Wirkungen des finanziellen Einflusses	69
13.2	Geschlecht	74
13.2.1	Männer leiden mehr als Frauen	75
13.2.2	Kein Unterschied zwischen den Geschlechtern	77
13.2.3	Gleiche Belastung – unterschiedliche Verarbeitung	77
13.2.4	Objektive Benachteiligung der Frauen	78
13.2.5	Ein differenzieller Blick auf die Reaktionen der Frauen	79
13.3	Attribution	86
13.3.1	Die Blicke der anderen: Ursachenattribution durch die Umwelt	88
13.3.2	Die Auswirkungen der Eigenattributionen	91
13.4	Die Berufsorientierung	94
13.5	Alter	97
13.6	Der Einfluss von Bildung und sozioökonomischem Status	100
13.7	Soziale Unterstützung	103
13.8	Persönliche Eigenschaften	106
13.9	Kulturelle Einflüsse auf die Wahrnehmung und Verarbeitung	108
14	Kausation versus Selektion	111
15	Die gesundheitlichen Auswirkungen	114
15.1	Arbeitslosenstatistik und Gesundheitszustand in der Bevölkerung	122
15.2	Psychosomatische Folgen der Arbeitslosigkeit	123
15.3	Selbstwert und Selbstbild	126
15.4	Subjektive Kontrolle	128
15.5	Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf Jugendliche	130
15.6	Auswirkungen auf den familiären und sozialen Bereich	132
15.7	Nicht nur dramatisch	134
15.8	Proaktive Arbeitslose und Freizeit: Eine Auseinandersetzung mit Jahoda	144
15.9	Salutogenese	150
16	Die Erosion der klassischen Erwerbsarbeit	153
16.1	Rifkin: Das Ende der Arbeit	153
16.2	Beck: Die Risikogesellschaft	156
16.3	Gorz: Die Multiaktivitätsgesellschaft	159
17	Handlungstheorien	161
17.1	Schütz	161
17.2	Habermas	163
17.3	Der Symbolische Interaktionismus nach Blumer und Mead	166
18	Arbeit aus weiblicher Sicht	170
18.1	Hausarbeit als gesellschaftliche Arbeit	170
18.2	Claudia Werlhof: Die globale Hausfrau	173
19	Ein neuer Tätigkeitsbegriff	176

19.1	Eine Erweiterung der Perspektive	176
19.2	V. Cranach: Überwindung des Zweckrationalismus	178
19.3	Brucks: Die Herstellung von Reziprozität: Das Subjekt kommt in den Blick	181
20	Arbeit und Freizeit	184
20.1	Gegenseitige Beeinflussung: 3 Modelle	185
20.2	Subjektive Vorstellungsmuster zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit	187
20.3	Vorstellungsmuster zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit in unterschiedlichen Berufsbiographien	189
20.4	Eine alternative Unterteilung der Lebenszeit	190
20.5	Die dritte Dimension	192
21	Die freien Tätigkeiten bei Hannah Arendt	195
22	Die Muße	200
22.1	Die Antike	200
22.2	Petrarca	204
22.3	Thomas von Aquin und Pieper	205
23	Die Methode	212
23.1	Qualitative Forschung	212
23.1.1	Phänomenologie	213
23.1.2	Grundlagen	214
23.1.3	Qualitative Inhaltsanalyse	215
23.1.4	Das qualitative Interview	221
24	Datenmaterial und Datenerhebung	223
24.1	Die freien Texte	223
24.2	Die Interviews	227
25	Die Ergebnisse	229
25.1	Die Tätigkeiten	229
25.2	Die Tätigkeiten der Frauen	233
25.3	Die Gruppen	234
25.4	Befindlichkeiten gut	236
25.5	Genügend Zeit	237
25.6	Befindlichkeit schlecht	238
25.7	Der Zerfall der Zeitstruktur	238
25.8	Das Selbstwertgefühl	241
25.9	Bewältigungsstrategien und Problemlösungen	242
25.10	Erweiterung des Horizonts	244
25.11	Kollektive Erfahrungen	245
25.12	Die Situation am Arbeitsmarkt	246
25.13	Die Bedeutung der Erwerbsarbeit	247
25.14	Das AMS	251
25.15	Finanzielle Probleme	253
25.16	Die Umgebung in der Wahrnehmung der Arbeitslosen	254
26	Zusammenfassung und Diskussion	257

2 Einleitung

Die Untersuchung der Arbeitslosen von Marienthal hat Generationen von Psychologen und SoziologInnen beschäftigt. Keine wissenschaftliche Untersuchung, die sich ernsthaft an die Erforschung der Arbeitslosigkeit macht, kann an ihr vorbei. Der in einem burgenländischen Fabrikdorf Ende der 20-er Jahre erhobene Befund, dass Arbeitslose psychosozial verfallen und verelenden, ist zum Paradigma für einen ganzen Wissenschaftszweig geworden. Nach wie vor richtet sich der Fokus der Aufmerksamkeit auf die nachteiligen Folgen, welche mit dem Verlust des Arbeitsplatzes einhergehen, wenn auch die Verfeinerungen des methodischen Inventars wesentlich differentiellere Fragestellungen zulassen als in der Pionierszeit der Arbeitslosenforschung. Dies erstaunt, da sich aufgrund der Berücksichtigung einer Vielzahl von Einflussgrößen in der Literatur die Hinweise auf Personengruppen mehren, die keinerlei Beeinträchtigungen zeigen und sich konstruktiv an die veränderten Bedingungen der Arbeitslosigkeit anpassen.

Eine Erklärung für die einseitigen Beschwörungen des seelischen Notstandes der Arbeitslosen liegt vermutlich in der Sorge der SozialwissenschaftlerInnen um die politischen Folgen einer entdramatisierenden Beschreibung der Arbeitslosigkeit. Wenn Arbeitslosigkeit ohnehin kein Problem ist, gibt es auch keinen politischen Handlungsbedarf.

Andererseits trägt die bevorzugte Erforschung der negativen Seite der Arbeitslosigkeit zum gesellschaftlichen Stereotyp der Arbeitslosen bei, die als apathisch gesehen werden und denen die Fähigkeiten, sinnvoll mit ihrer Zeit umzugehen, schlichtweg abgesprochen werden.

Im fehlerhaft gezogenen Umkehrschluss ist die Auffassung naheliegend, dass Erwerbsarbeit eine gesundheitsstiftende Einrichtung und eine unabdingbare Voraussetzung seelischen Wohlbefindens sei. Die zu beobachtende Prekarisierung der Erwerbswelt und die schwindenden Aussichten für Arbeitslose, einen Arbeitsplatz zu finden, der ihre Lebenslage deutlich verbessert, der befriedigend ist und ihre Einkommensverhältnisse einigermaßen absichert, tun, scheint's, dieser Überzeugung keinen Abbruch.

Mit meiner Untersuchung will ich den Mythenbildungen um das Elend der Arbeitslosen auf die Spur kommen. Ich will mich jener vernachlässigten Gruppe zuwenden, welche die Arbeitslosigkeit positiv bewältigt und herausfinden, welche Eigenschaften oder sonstigen Voraussetzungen sie mitbringt, um mit einer Situation, die für eine nicht unerhebliche Anzahl von Menschen belastend ist, problemlos zurechtzukommen. Da sie in der Literatur so

stiefväterlich behandelt wird, als handle es sich um Ausnahmefälle, ist das Interesse groß, wie schwer oder leicht sie bei entsprechend offen gehaltenem Forschungsdesign aufzufinden ist.

Eine weitere Frage richtet sich auf die Erschließung der Bezugsfelder, die das Erleben der Arbeitslosen bestimmt. Schon die Etikettierung als Arbeitslose unterstellt ja eine Mangelsituation, welche durch den Ausfall einer wichtigen Institution gekennzeichnet ist. Mit dem vorgegebenen Bezugsrahmen von Arbeit und Arbeitslosigkeit ist aus diesem Grundverständnis bereits das zu untersuchende Problem vorgegeben. Dieser Sackgasse ist allerdings schwer zu entkommen, wenn man nicht den Forschungsgegenstand überhaupt fallen lassen will. Es ist trotzdem die Mühe wert, denn es könnte sein, dass die zentralen Dimensionen der Erfahrung der Arbeitslosen aus Bezügen hervorgehen, die mit den Bestimmungen des Nicht-Arbeit-Habens nichts oder nur sehr vermittelt zu tun haben. Lebensbereiche, die wichtig für die Betroffenen sind, können sich in verschiedenen Verhältnissen zur Arbeitslosigkeit befinden, ev. auch gar nichts mit ihr zu tun haben.

Mein Forschungsvorhaben richtet sich auf die Erfahrungen, die Menschen in diesen für sie wichtigen Lebensbereichen machen. Und da Erfahrungen vielfach über Aktivitäten vermittelt werden, stellt sich die Frage: Was tun Menschen, die den Status arbeitslos tragen und wir beschreiben sie ihre Tätigkeiten. Statt sie auf vorgegebene Kategorien festzunageln, möchte ich sie ihre Bezugssysteme selbst bestimmen lassen. In welcher Weise und ob sie das, was sie tun, auf die Arbeitswelt oder z.B. auf Felder sozialer Interaktion beziehen. Sie sollen selbst die Kontinuen zwischen Tun und Nicht-Tun benennen. Menschen bilden ihre eigenen Theorien und sind keineswegs auf die Handhabung ihrer Alltagswirklichkeit beschränkt.

Ein Forschungsansatz, der Systeme aufstellt, um sie sodann in das Forschungsgebiet hineinzutragen, böte kein Instrumentarium, um überraschende Varianten der Erfahrungsorganisation aufzunehmen. Die meisten Menschen bedürfen keiner Formulierungshilfe. Sie haben die Fähigkeit, über ad hoc-Erklärungen erlebter Wirklichkeit hinauszugehen, um sich zusammenhängende Anschauungen von Sachverhalten in ihrer Umwelt zu bilden. Eng gestellte Fragen unterstellen eine nur partikuläre Erlebnis- und Verarbeitungsweise und unterbinden auf diese Weise eine vermittelte Beschreibung der Erfahrungen, die auf eigenständigen Konzepten beruht. Was hier angesprochen ist, ist das Risiko des Forschungs- und Fragenartefakts.

Es lag für mein Vorhaben auf der Hand, einen qualitativen methodischen Ansatz zu wählen. Mit freiem Textschreiben und nicht-standardisierten Interviews ergab sich ein sehr offener

Weg, um zu möglichst reichhaltigen Informationen über das Leben Arbeitsloser zu kommen. Die spannenden und aufschlussreichen Texte, die ich auf diese Weise erhalten konnte, bestätigen den Zugang zu meinem Forschungsinteresse.

Um den empirisch-theoretischen Hintergrund des zur Untersuchung anstehenden Themas zu beleuchten, gebe ich im zu Anfang einen geschichtlichen Abriss über die Entwicklung des Arbeitsbegriffs und den Begriff der Arbeit in verschiedenen Denksystemen. Anschließend stelle ich die Studie der Arbeitslosen von Marienthal als Ausgangssituation der Arbeitslosenforschung vor und kontrastiere den dortigen Befund mit einer ausführlichen Schilderung der Situation der Arbeitslosen im Wien der Zwischenkriegszeit. Insbesondere gehe ich ein auf die Wiener Arbeiterbewegungskultur und ihre Rolle bei der Integration der Arbeitslosen. Ein internationaler Vergleich der politischen Organisationsversuche der Arbeitslosen während der Zeit der Wirtschaftskrise schließt den geschichtlichen Teil.

Die Schlussfolgerungen aus der Untersuchung von Marienthal sowie zeitgleichen Arbeitslosenstudien aus verschiedenen anderen Ländern führten zur Theorie der psychosozialen Funktionen der Erwerbsarbeit, welche von AutorInnen späterer Folgeuntersuchungen aufgenommen, variiert und erweitert wurden. Sie werden im Einzelnen dargestellt. Dass Verlaufsmuster der psychischen Reaktionen nach Job-Verlust als Abfolge von Phasen begriffen werden können, gehörte zu den Ergebnissen der ersten Forschungsprojekte auf diesem Gebiet. Einschlägige konzeptionelle Weiterentwicklungen werden vorgestellt. Weiter findet man einen geschichtlichen Überblick über die einzelnen Stadien die Arbeitslosenforschung bis zum differenziellen Niveau der heutigen Forschung.

Ausführliche Darstellung finden die moderierenden Wirkungen verschiedener Variablen auf das Wohlbefinden und verschiedene Gesundheitsparameter von Arbeitslosen. Es wird der Frage nachgegangen, ob die im Verhältnis zu berufstätigen Menschen beobachteten schlechteren Gesundheitswerte der Arbeitslosen kausal durch die Einwirkungen der Arbeitslosigkeit zu erklären sind oder als Ergebnis einer Selektion beeinträchtigter Menschen zu betrachten sind.

Viel Platz nimmt die Darstellung von Forschungsarbeiten und empirischen Befunden in Längs- und Querschnittstudien ein. Es werden insbesondere auch Forschungsarbeiten mit spezifischen Fragestellungen wie psychosomatische Reaktionen, Auswirkungen auf Selbstwert und Kontrolle sowie Untersuchungen zu speziellen Betroffenenengruppen und –lagen wie Jugendliche und Familien vorgestellt. Den Negativberichten, die den Beeinträchtigungen des psychischen und physischen Befindens und dem Verfall der

Zeitstruktur der Arbeitslosen gewidmet sind, stehen Befunde gegenüber, die von Erholung, Wohlbefinden, Aktivitätsbereitschaft und kreativer Anpassung der Arbeitslosen berichten. Im Abschluss wird in Zusammenhang mit der Bedeutung von persönlichen Ressourcen im Umgang mit belastenden Umweltfaktoren Antonovskijs Konzept der Salutogenese als dynamisches Deutungsmodell von Gesundheit und Krankheit erörtert.

Ein weiteres Kapitel handelt von der Erosion der Erwerbsgesellschaft. Inhalt ist der Bruch mit der Kontinuität des standardisierten Vollbeschäftigungssystem, die Flexibilisierungen der Arbeitswelt und die Krise der Arbeitsgesellschaft im allgemeinen. Auswege aus der gesellschaftlichen Krise werden über pluralisierte Tätigkeitsformen und ein garantiertes Grundeinkommen gezeigt.

Im nächsten Kapitel werden verschiedene Handlungstheorien (Habermas, Schütz, Blumer und Mead) erörtert, die das Kommunikationsgeschehen und die soziale Wirklichkeit verstehen helfen.

Die Durchdringung des Arbeitsbegriffs machte nötig, auch einen Blick auf „weibliche“ Arbeit zu werfen. Ich stelle Marianne Reschs arbeitspsychologische Unterscheidung gesellschaftlicher Arbeit von anderen Tätigkeiten vor und Claudia v. Werlhofs Theorie über die Hausfrauenarbeit als tragende Säule des kapitalistischen Wirtschaftssystems.

Das Verständnis der Fragestellung erfordert die Überwindung der einseitigen Fokussierung auf Erwerbsarbeitspsychologie mit dem Ziel der Erweiterung des Tätigkeitsbegriffs. Diese Themen werden in Zusammenhang mit der Forderung der Loslösung von gängigen Bestimmungsmerkmalen wie Zielgerichtetheit und Planmäßigkeit in der arbeitspsychologischen Theorienbildung behandelt. Ein weiterer Punkt ist die Ablehnung der Anwendung objektiver Methoden im zwischenmenschlichen Problemraum und die Beschränkung auf von außen vorgegebene Ziele.

Ist Freizeit eine bloße Restkategorie der Erwerbsarbeit, ist sie bloße Reproduktions- und Erholungszeit oder sollte die klassische Dichotomie Arbeit-Freizeit anderen Vorstellungen weichen, die der freien Zeit als Voraussetzung freier Tätigkeit gerecht werden? Besprochen werden Modelle der gegensätzlichen Beeinflussung von Arbeit-Freizeit, subjektive Vorstellungsmuster zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit und die Entdeckung einer dritten Dimension.

Das folgende Kapitel ist Hannah Arendts Begriff des Handelns gewidmet. Arendt stellt den Begriff des Handelns als freie Tätigkeit den notwendigen Tätigkeiten der Arbeit und Produktion gegenüber. Handeln und Sprechen ist nach Arendt zweckfrei und grenzüberschreitend.

Das letzte Kapitel des theoretischen Teils handelt vom Begriff der Muße in der philosophischen Tradition. Es wird klar, dass er mit leisure activities nichts, dafür mit der „Größe“ des Menschen zu tun hat.

Der zweite Teil der Arbeit beinhaltet die empirische Untersuchung. Dieser ist eine ausführliche Besprechung der gewählten Methoden und der Bestimmungstücke der qualitativen Forschung vorangestellt.

3 Etymologie des Begriffes Arbeit

Im indogermanischen "orbho", das mit "verwaist" gleichzusetzten ist, wird der Urstamm des Wortes "Arbeit" gesehen. Aus "orbho" entwickelte sich das germanische Wort "arbejo", das soviel bedeutet wie "ich bin ein verwaistes und darum zu harter Arbeit verdingtes Kind". Daraus entstand das mittelhochdeutsche "Ar(e)beit", womit Mühsal, Bedrängnis, Not gemeint ist (Görlich, 1998; Wörterbuch d. soz. Arbeit, 1996).

Eine andere wortgeschichtliche Linie verweist auf das lateinische "arvum", arva - der gepflügte Acker. Das französische "travail" geht auf das vulgär-lateinische "tripalare" zurück und bedeutet "Quälen, dreiteilen, pfählen". Das russische Wort für Arbeit "rabota" leitet sich von "Sklave" her (Guggenberger, 1995). "Arbeit" sowohl wie "ponos" haben die gleiche Sprachwurzel wie "Armut". Alle Worte für "Arbeit" in den europäischen Sprachen haben die Bedeutung einer schmerzverursachenden körperlichen Anstrengung; dazu gehören auch Geburtswehen (Negt, 2001).

In fast allen europäischen Kultursprachen gibt es jedoch für Arbeit auch noch eine andere Bezeichnung. Im Griechischen existiert sowohl "ponein" als auch "ergazesthai"; im Lateinischen "laborare" und "facere" oder "fabricari"; das Französische

unterscheidet zwischen "travailler" und "oeuvrer"; das Englische zwischen "labour" und "work"; das

Deutsche zwischen "arbeiten" und "werken" oder "schaffen". Diesen zwei Bezeichnungen lassen sich zwei Grundbedeutungen zuordnen: Arbeit als Mühsal, Qual, Last, Not und zum anderen Arbeit als Leistung, als Werk, als etwas Fertiges, auf das man stolz sein kann (Guggenberger, 1995).

4 Die Bedeutungsgeschichte der Arbeit

Vorweg: Der Diskurs über die Bestimmung und Bewertung der Arbeit ist vielschichtig und seine Unterbringung in Kapiteln, die sauber nach geschichtlichen Epochen getrennt werden, mit vielen Mängeln behaftet. Wir haben es meist zu tun mit unterschiedlichen sozialen Traditionen, die nicht plötzlich abbrechen, sondern fortwirken und einem ständigen Wandel unterliegen; andere Entwicklungen erscheinen bereits in ihren ersten Anlagen, noch ehe sie wirkungsmächtig werden.

Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein waren die Wortmächtigen, also Geistliche, Literaten, Philosophen, Künstler und Intellektuelle diejenigen, die über Arbeit das aussagten, was uns aus der Überlieferung zugänglich ist. So wenig wie jene, die tatsächlich "im Schweiße ihres Angesichts" (Ehmer & Gutschner, 1998, S. 283) ihre Arbeit zu verrichten hatten, darin enthalten sind, sowenig ist diese Überlieferung als Entsprechung der Realität zu betrachten. Das Hineinwirken von vielschichtigen Interessen, Akteuren, Macht- und Politikverhältnissen ergibt erst die Brechung, durch die die Wahrheit hinter den Ideen der Intellektuellen erahnt werden kann (vgl. Ehmer & Gutschner, 1998).

4.1 Die Antike

In der frühgriechischen Welt Homers wurde körperliche Arbeit des Kriegeradels im allgemeinen nicht für würdig erachtet. Hochachtung genoss jedoch bei dem antiken Chronisten Hesiod der Ackerbau des freien Landmanns als göttliche Bestimmung für den Menschen (Conze, 1972). Die Alltagserfahrung dieser Kulturepoche hielt offenbar auch wenig mehr bereit als die Sorge und Anstrengung um das wirtschaftliche Überleben. Denn Hesiod

schreibt in "Werke und Tage" über die Menschen, daß sie "niemals bei Tage ruhen...von Mühsal und Leid, nicht einmal die Nächte" (Finley, 1984).

Mit dem Aufstieg der Stadtstaaten änderte sich diese Auffassung. Es gab im antiken Griechenland kein Wort, mit dem man die allgemeine Bedeutung von ‚Arbeit‘ oder die Vorstellung von Arbeit als einer anerkannten sozialen Funktion ausdrücken konnte (Finley, 1993). Aristoteles schreibt in seiner Politik, dass jede Arbeit (ergon) eines freien Mannes unwürdig sei, so z.B. diejenigen mit handwerksmäßigem Charakter (banausos), aber auch alle Künste (techne) und Kenntnisse (mathesis), die Leib oder Seele oder Verstand in eine schlechtere Verfassung bringen. Lohnarbeit würde das Denken der Muße berauben und ihm eine niedrigere Richtung geben. Dieselbe Einstufung erhielten eine Tätigkeit oder ein Wissensgegenstand, die mit besonderer Gründlichkeit betrieben wurden. Wichtig war auch der Zweck der Tätigkeit, d.h., ob sie für sich oder Freunde oder um der Tugend willen ausgeführt wurde oder für andere. In letzteren Fall war sie als Tagelöhnerarbeit oder Sklavenarbeit zu qualifizieren (Aristoteles, Politik, 8. Buch). Zwar wurde schon in der Spätantike im Kynismus und Stoizismus der Lastcharakter der Arbeit umgewertet; bei den Kynikern wurde Arbeit (Ponos) zum Tugendmittel und die Stoiker prägten Wörter für Fleiß und Arbeitsliebe (Philoponia), die mittlere Stoa kehrte jedoch zur Arbeitsverachtung zurück (Conze, 1972).

4.2 Rom

Cicero unterscheidet die freien Künste (artes liberales) von den unfreien, niedrigen und verächtlichen Künsten. Die artes liberales, die in Architektur, Medizin, Landbau und Wissenschaften ihren Ausdruck finden, beruhen auf der Prudentia, der Tugend des freien Mannes; ihr Zweck war dauernder Nutzen (utilitas) oder Ehre (honos) und nicht die bloße Notwendigkeit (necessitas) oder die vergängliche Lust (voluptas). Nur der Landbau freier Männer war von der Missachtung der Arbeit ausgenommen.

Vergils Erzählung vom "Goldenen Zeitalter" handelt vom Ursprung der ars colendi und aller Künste, die mit menschlicher Arbeit verbunden waren. Es hatte zu Beginn der Menschheitsgeschichte labor weder als Mühe noch als werkende Tätigkeit gegeben. Am Ende dieses Zeitalters verwandelte Jupiter die bisher friedliche, nahrungsspendende Natur und zwang die Menschen durch Mangel (egestas) und Leid (labor) zur Tätigkeit (Conze, 1972).

4.3 Das jüdisch-christliche Erbe

4.3.1 Die Genesis

Die Genesis legt die Grundlagen einer widersprüchlichen Theologie der Arbeit. Gott bestimmt anfangs für den Menschen ein müheloses Leben im Garten Eden inmitten köstlicher Früchte. Dieser wird tätig in der Pflege und Bewahrung der Schöpfung, an der er teilhat.

"Gott, der Herr, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und hüte (Genesis II, 15)."

Die sündigen Menschen Adam und Eva brechen das Verbot der Erkenntnis. Gott entzweit den Menschen zur Strafe mit der Erde, von der er genommen ist. Der Acker und die Arbeit auf dem Acker wird ihm zum Fluch: "Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen (Genesis III, 17-19)." Mühsal und Leid kennzeichnet ab nun das Erzeugen der Nahrung wie das der Nachkommen. Denn zur Frau, die als erste sündigte, sprach Gott: "Viel Mühsal bereite ich dir, sooft du schwanger wirst. Unter Schmerzen gebierst du Kinder".

4.3.2 Die Bergpredigt

Jesus hält seinen ZuhörerInnen gleichnishaft vor Augen, wie sinnlos die Erwerbsanstrengungen in Anbetracht der göttlichen Fürsorge sind. Die Kritik an der Arbeitseinstellung gilt hier der Sorge um die Beschaffung der materiellen Existenzmittel: "Seht euch die Vögel des Himmels an: Sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln keine Vorräte in Scheunen; euer himmlischer Vater ernährt sie." Und: "Lernt von den Lilien, die auf dem Feld wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht."

"Macht euch also keine Sorgen und fragt nicht: Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Was sollen wir anziehen? Denn um all das geht es den Heiden. Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles braucht"(Matthäus, VI, 26-32)

4.4 Die christliche Gemeinde

In der christlichen Gemeinde war Arbeit unerlässlich für jeden Menschen ohne Unterschied des Standes. Sie galt als Dienst an Gott und am Nächsten, den man "von Herzen" verrichtete, erfüllt von der "Freude" des "neuen Menschen in Christus". Es gab keine

Unterteilung in höherwertige und niederwertige Arbeit und keinen Unterschied des Standes, den sie bezeichnet hätte. Auch Sklavenarbeit war Christendienst und die Zugehörigkeit zur Gemeinde Christi hob den Unterschied zwischen Herrn und Sklaven auf.

4.5 Die Germanen

Bei den Germanen findet sich die Zweideutigkeit in der gegensätzlichen Bewertung der Arbeit und Nichtarbeit. Auf der einen Seite genießt der metallverarbeitende Handwerker, der ein heiliger Handwerker ist, hohes Sozialprestige. Auf der anderen Seite steht die Verachtung des Kriegers für wirtschaftliche Aktivitäten und Handarbeit: (Tacitus. Germania, XIV/XV)

"Sie lassen sich nicht so leicht dazu überreden, den Boden zu bearbeiten und die Ernte abzuwarten, wie den Feind herauszufordern und Verwundungen zu empfangen. Besser noch, für sie ist es Faulheit und Unvermögen, das im Schweiß des Angesichts zu erwerben, was sich mit Blutvergießen nehmen ließe. Wen sie sich nicht auf einem Kriegszug befinden, geben sie sich der Jagd, vor allem aber dem Müßiggang hin. Sie verbringen die Zeit mit essen und schlafen und die stärksten und kriegerischsten unter ihnen tun nichts" (Le Goff, 1984).

4.6 Das Mittelalter

Le Goff untersucht den Stellenwert der Arbeit im Verlauf des Mittelalters, nimmt dabei allerdings nur jenen Begriff in den Blick, der mit der heutigen Wortbedeutung als wirtschaftliche Tätigkeit am ehesten zu assoziieren ist.

Das Schweigen frühmittelalterlicher Quellen in Hinblick auf Arbeit ist bezeichnend für eine Mentalität. Die Wertvorstellungen von Arbeit und Arbeitern entgingen dem Interesse der Herren und derjenigen, die Kultur produzierten. Arbeit war kein "Wert", es gab noch nicht einmal ein Wort dafür. In verschiedenen Quellen findet man ein Lob des kontemplativen Lebens und Zeugnisse, dass das Ideal des frommen Nichtstuns Anhänger gehabt hat. Die Ursache für das Verschwinden von Arbeit und Arbeitern aus Gesellschaft, Mentalität und Ideologie des Frühmittelalters (5. - 8. Jahrhundert) lag in einem technischen Rückschritt und dem beinahe gänzlichen Verschwinden spezialisierter Arbeit. Gleichzeitig verengte sich der Arbeitsbegriffs auf Handarbeit und dann weiter auf Landarbeit.

Der Status des Arbeiters war gering. Das "wergeld", das nach dem Gesetz der Burgunder (Ende des 6. Jhdt.) im Falle des Mordes an die Herren der Arbeiter zu zahlen ist, stellt Pflüger, Schweinehirten und Schafhirten an den Fuß der sozialen Leiter, während Goldschmiede auf einer der oberen Stufen rangieren.

Konzile bezeugen, dass den Bischöfen und Priestern Handarbeit empfohlen wurde - von Mönchen wurde sie verlangt nach den verschiedenen Regeln, die im Abendland gebräuchlich waren (z.B. Sankt Benedikt). Doch wenn Mönche sich der Handarbeit widmeten, war dies nur ein Mittel, um sich ganz dem "opus dei", dem Gebet, und dem kontemplativen Leben widmen zu können. Der Sinn der monastischen Arbeit war vor allem, in beispielgebender Weise Buße zu tun für den biblischen Sündenfall. Dieses Beispiel wirkte aber wieder zurück und hob das Prestige der Arbeit (Le Goff, 1984).

Während der karolingischen Renaissance (8.-10. Jhdt.) entstand eine Ideologie der produktiven Arbeitsanstrengung. Die Ausdehnung des Kulturlandes und Verbesserung von Techniken zur landwirtschaftlichen Ertragssteigerung schufen eine wachsende Sensibilität für die Werte der Arbeit (Le Goff, 1984).

In der scholastischen Philosophie (Th. v. Aquin) galt Arbeit als Pflicht für alle jene, die keine Mittel hatten, um sich am Leben zu erhalten. Von einer allgemeinen Arbeitspflicht war nicht die Rede, der Primat der beschaulichen Lebensweise vor allen anderen wurde von den Scholastikern, aber auch von den Mystikern (Eckehart, Taule) ausdrücklich betont (Conze, 1972; Ehmer und Gutschner, 1998)

Eine ganz andere Bedeutungstradition, die bereits aus althochdeutschen Glossen überliefert ist und im Hochmittelalter zur vollen Entfaltung kommt, entsteht aus der christlich-höfischen Tugendethik:

Mit "arebeit" war Christi Leiden und Sterben gemeint, die Verfolgungen der Jünger und Heiligen, die Schrecken des jüngsten Gerichts, ebenso Schmerz, Leiden, Anfechtung, Bedrängnis, Entbehrung, Kampfbedürfnis und Gefahr. So heisst es in einer Chronik: "die heiden kômen in grôz arbeit: sî wurden allermeist erslagen"(zit. nach Conze, 1972). Die "ritterliche arebeit" der Dichter des 12./13. Jht. beinhaltete die Mühe und Qual, die der Ritter aktiv bejahend auf sich nehmen musste, um êre und minne zu gewinnen. Arbeit war Frauen-, Herren- und Gottesdienst. Durch Arbeit im adlig-rittergemäßen Sinn wurde "werdekeit" (innere Würde) gewonnen und "Tugend" verwirklicht. Es war aber nicht die "arebeit" selbst,

die dem Ritter Würde, Ansehen, Ehre brachte, sondern das Moment der Bewährung, das dabei ins Spiel kam (Conze, 1972).

4.7 Die Zeit der Reformation

Max Weber (2000) untersuchte, auf welche Weise religiös-reformatorische Inhalte und Praktiken durch die Ausbildung von psychologischen Antrieben in der Entstehung der modernen kapitalistischen Kultur wirksam geworden sind. Der Gedanke des Berufs und, noch mehr, der Berufspflicht ist ein Novum des Kapitalismus und für seine Sozialethik konstitutiv.

Die Herrschaft der Reformation bedeutete eine im weitestgehenden Maß in alle Sphären des häuslichen und öffentlichen Lebens eindringende Reglementierung der ganzen Lebensführung. "Diese puritanische Tyrannei" hatte besonderen Erfolg in den calvinistischen bürgerlichen Mittelklassen des 16. Jhd. in Genf und Schottland, zwischen dem 16./17.Jhd. in Holland und im 17. Jhd. in Neuengland und zeitweise in England (Weber, 2000).

In den folgenden zwei Jahrhunderten haben sich gerade die Länder mit vorherrschender calvinistischer Bevölkerung wie Holland und England zu kapitalistischen Musternationen des Sklavenhandels entwickelt (Buggert, 1999).

Luther sah in der Erfüllung der innerweltlichen Pflichten, die sich aus der Lebensstellung des einzelnen ergeben, ein Mittel, in einer Weise zu leben, die Gott wohlgefällig war. In Zusammenhang damit erhielt die Vorstellung des Berufes eine bisher nicht gekannte Bedeutung.

Schon im deutschen Wort "Beruf" klingt noch mehr als im Englischen "calling" bereits die Vorstellung einer von Gott gestellten Aufgabe mit. Das weltliche Berufsleben sittlich zu qualifizieren, war eine der folgenschwersten Leistungen der Reformation und speziell Luthers.

4.8 Der Calvinismus

Die Prädestinationslehre des Calvinismus gilt für Weber als das einflussreichste Dogma im Sinne seiner kulturgeschichtlichen Wirkung. Ob jemand erwählt ist zu ewigem Leben oder Tod, ist vorherbestimmt und durch nichts zu beeinflussen. Die Frage, an welchen Merkmalen zu erkennen wäre, ob man zu den "electi" gehöre, stand im Zentrum der Gläubigen.

Da der Glaube, der durch Gottes Gnade gewirkt war, sich in der Qualität der Handlungen als Wirkungen des Glaubens objektivierte, ließ umgekehrt die Lebensführung Rückschlüsse auf den Glauben zu. Die "Nächstenliebe" äußerte sich - da sie ja nur Dienst am Ruhme Gottes, nicht der Kreatur stand, die keineswegs vergöttert werden durfte - in erster Linie in Erfüllung der durch die *lex naturae* gegebenen Berufsaufgaben. Durch ständige Selbstkontrolle: "Bin ich erwählt oder verworfen" versicherte sich der Einzelne seines Gnadenstandes. Mit einer allmählichen Verwandlung der Lehre Calvins, wonach auch die Bewährung in den Werken möglich und die wahre Kirche durch die reine Lehre und die Sakramente, wie bei Luther, gekennzeichnet war, gewann die "disciplina" an Bedeutung. Die unbedingte Selbstbeherrschung wurde zum praktischen Lebensideal des Puritanismus. An die Stelle der Unbefangenheit des triebhaften Lebensgenusses trat die methodische Lebensführung: die Ausbildung konstanter Motive begleiteten die Erziehung zur Persönlichkeit im formal-psychologischen Sinne. Gemäß der Lehre war das Seelenheil in beruflicher Bewährung auf dem Wege innerweltlicher Askese abzusichern. Zum anderen empfahl aber auch die praktische Seelsorge den nach der Heilsgewissheit fragenden die rastlose Berufsarbeit, um die Zweifel zu verscheuchen (Weber, 2000).

Der Ausbildung und Propagierung einer restriktiven Arbeits- und Berufspflicht, der sich der Mensch zu unterwerfen hatte, stand das Menschenbild des Renaissance-Humanismus gegenüber: Im Zentrum ihrer Überlegungen stand die Würde des Menschen (Pico della Mirandola). Gemäß dieser Würde sollte der Mensch frei von aller Beschränkung und Fremdbestimmung sich selbst erschaffen und bilden nach eigenem Willen.

Unterhalb des gelehrten Diskurses kursierten weniger ausgefeilte Vorstellungen, die als Gegenmodelle im Sinne eines Auflehns gegen die Lebenswirklichkeit der einfachen Leute aufgefasst werden können. So erlebten die seit der Antike bekannten Träume vom Schlaraffenland noch vor der Reformation eine Hochblüte. Schriften und Bilder malten eine radikale Gegenwelt, in der Religion kein Gewicht besaß und Arbeit völlig unnötig war (Ehmer & Gutscher, 1998).

4.9 Die frühe Industrialisierung

Thomas Morus schreibt Anfang des 16. Jahrhunderts die "Utopia", den Entwurf einer idealen Gesellschaft, in der allgemeine Arbeitspflicht herrscht und die Gleichverteilung der Arbeit zur Eliminierung der parasitären Oberschicht führt. Den zeitgeschichtlichen Hintergrund von Thomas Morus' Utopie lieferte die durch die erste Einhegungswelle um Land und Brot

gebrachte Bevölkerung, die von ihrer Not herumgetrieben wurde und nicht selten ihr Leben durch Bettel und Diebstahl fristete.

Hier trat als Pionier der neuen Armenpolitik Ludovico Vives auf den Plan, der mit Thomas Morus in Kontakt stand. Sein Beitrag zur Lösung des Armenproblems, "De subventionem pauperum" von 1526, sah neben einer Bildungs- und Ausbildungsinitiative Arbeit für Alle vor. Er nannte Faulheit und Einfallslosigkeit als Gründe für angebliche Arbeitsunfähigkeit. Der Begriff der "ökonomischen Vernunft", der nun auftaucht, wird richtungsweisend. Diese nämlich sollte die Entwicklung zur gewerblichen Selbständigkeit im Auge haben. Ein staatliches Beschäftigungsprogramm würde als Hebammendienst an der ökonomischen Vernunft der Armen fungieren (Präuer, 1997).

4.10 Die Arbeitshäuser: Arbeit als Strafe und Lebensperspektive

"Labore nutrior, labore plector" (von Arbeit ernähre ich mich, mit Arbeit bin ich bestraft) stand als Inschrift über dem Eingang einer Hamburger Besserungsanstalt (Geremek, zit. nach Präuer, 1997).

Um die müßigen, herumstreunenden Armen an die Arbeit zu setzen, verfielen Staat und Gemeinden zunehmend auf das Mittel des Arbeitshauses. Das Interesse lag in der Wertschöpfung, der inneren Sicherheit des Staates und ganz allgemein in der Verfügbarkeit einer disziplinierten Arbeiterschaft.

Unter dem Begriff "Armenhaus" oder "Arbeitshaus" wurden eine ganze Reihe von Einrichtungen vom Hospital bis zur Besserungsanstalt zusammengefasst. Sie dienten als Asyl für Arbeitsunfähige, aber auch als Strafanstalt für die Faulen und Widerspenstigen.

Sozialreformer wie Samuel Hartlieb befürworteten diese Anstalten, weil sie mit ihnen die Hoffnung verbanden, den auf der Straße verwildernden Kindern der Armen Bildung vermitteln und sie einem frommen Regiment unterstellen zu können. Die Handhabung durch die Aufseher ließ ohnehin keine Trennung der Funktionen zu.

Die Anstalten erreichten nie wirtschaftliche Selbständigkeit und wurden von selbständigen Handwerkern als Billigkonkurrenz betrachtet.

Im 18. Jh. begann man in England, die Armenpflege zunehmend privaten Unternehmern zu übertragen. Somit waren die Arbeitshäuser keiner öffentlichen Kontrolle mehr überstellt, was der übelsten Sklaventreiberei die Zügel schießen ließ. Durch die Herrschaft dieser Unternehmer, die keinerlei Verantwortungsgefühl für Unterbringung und Gesundheit zeigten, entwickelten sie sich zu wahren Schreckenshäusern. Um 1760 wird für diese Einrichtungen eine Kindersterblichkeit von 80% berichtet. Der Verweis auf diese Einrichtung erfüllte

schlussendlich nur mehr den Zweck der Abschreckung. Denn ab 1723 setzte jeder Antrag auf Gemeindeunterstützung den Gang zum Arbeitshaus voraus. Der Gipfel des Elends aber wird erst um die Wende zum 19. Jh. und kurz danach erreicht (Präuer, 1997).

4.11 Vom Merkantilismus zur Entwicklung des Industriesystems

Rene Descartes betont in seinem "Discours de la méthode (1673)" den instrumentellen Charakter der Vernunft, deren methodischer Einsatz nach den vier Grundregeln des Zweifelns,

Zergliederns, Ordnen und der Anfertigung vollständiger Aufzeichnungen Erfindungen, Maschinen und technische Einrichtungen hervorbringe, welche den Menschen zum Beherrscher und Besitzer der Natur mache. Das verbindende Moment der Arbeitskraft erscheint dabei noch nicht explizit im Blickfeld. Descartes entwickelt die Vorstellung, dass der Mensch eine mit einem Geist gekoppelte Maschine sei. (Buggert, 1999; Walther, 1990).

Der internationale Handel, der nach dem 30-jährigen Krieg aufblühte, setzte neue Maßstäbe für Einkauf, Produktion und Absatz, welchen die kleinen Handwerksbetriebe nicht genügen konnten. Durch staatliche Eingriffe in die Autonomie der Zünfte wurden diese außer Konkurrenz geschaltet. Der entstehenden Verdrängung innerhalb der Gewerbe fielen besonders auch die Frauen, die sich bis ins 16. Jahrhundert als Handwerkerinnen hatten behaupten können, zum Opfer. (Zemon Davis, 1990).

Das System des Merkantilismus griff calvinistische Impulse auf, um sie nach Regeln und Richtlinien rationeller Betriebsführung anzuwenden, die von Jacques Savary, einem Berater des französischen Finanzministers Colbert, 1675 ausgearbeitet wurden. Mangels Maschinen waren Arbeitsteilung und geringe Löhne, die nicht mehr als ein Dahinvegetieren am Existenzminimum ermöglichten, der Schlüssel zu hoher Produktivität.

Ein staatliches Reglement, das - besonders in Frankreich und England - Arbeitszwang vorsah, Forderungen nach Lohnerhöhung verbot, Müßiggang drakonisch bestrafte und Kinderarbeit förderte, sicherte die Füllung der Betriebe (Präuer, 1997; Buggert, 1999).

Ende des 17. Jhdt. entwirft John Locke eine Theorie der Arbeit als allgemeine, ursprünglichste menschliche Fähigkeit und Voraussetzung von Eigentum. Indem sie die Dinge verändert, schaffe Arbeit Recht. Damit ist aber auch der Vorrang des Bürgers vor dem Adel, d.h. der Vorrang des durch eigene oder fremde Arbeit erworbenen Reichtums vor dem erbten (Grund)besitz ausgesprochen. Zum ersten Mal wird Arbeit mit Eigentum kausal

verbunden und eine Umwertung vorgenommen, die in England auch in sozialkritisch inspirierten Kreisen aufgegriffen wird, vor allem unter Berufung auf die Bibel. Doch bei Locke bezieht sich der Eigentumsbegriff nicht auf den Fleiß der Einzelperson, sondern auf das Haus als autarke Wirtschaftseinheit samt Familie und Gesinde, dem ein Herr vorsteht (Conze, 1972; Präuer, 1997).

Auch soziale Bewegungen und Gemeinschaften suchten in der Anerkennung durch Arbeit einen Ausweg aus Elend und Unterdrückung.

Die Diggerkommune in Surrey, die am 1. April 1649 gegründet wurde, strebte nach Freiheit von wirtschaftlicher Not. Bedürfnisbefriedigung stand zwar im Zentrum ihrer Forderungen, sollte aber nicht als Gnadenakt in Form von Almosen gewährt werden, sondern zu würdigen Konditionen. Erst die Arbeit machte nach ihrer Ansicht den Menschen zum Mitglied der Gemeinschaft unter dem göttlichen Gesetz der Gerechtigkeit. Arbeit war der sozialisierende Vollzug schlechthin. (Präuer, 1997)

Bernard Mandeville verfasst 1705 ein satirisches Gedicht, das später als die Bienenfabel bekannt wurde. Der unverhüllte Zynismus treibt die Implikationen und Folgen der Lockeschen Theorie wie auch der Ideen der pädagogischen Reformer heraus. Mandeville stellt dem Begriff "diligence", den er mit Arbeitsamkeit übersetzt, den Fleiß als "industry" gegenüber, der als bloße Gewinn gier dem Selbstinteresse dient. Niemand sucht freiwillig in der Arbeit für andere sein persönliches Interesse, sondern muss erst durch überlegene Gewalt oder durch Überredung dazu gebracht werden. Daher ist eine "multitude of laborious poor" der Garant für Reichtum, besonders dann, wenn sie so unwissend wie arm ist. Die Zufriedenheit der Arbeiter gründet im Fehlen jeder Perspektive. Wissen ist geradezu eine Gefahr für eine Gesellschaft, in der aus der Arbeit der Armen alle Annehmlichkeiten des Lebens entstehen. Das Gemeinwohl erscheint als Produkt privater Laster (vgl. Walther, 1990; Präuer, 1997).

Für Steuart (1712 -1780), den letzten großen Merkantilisten, ist "industry" mit (In)Genius beseelt. Anders als Mandeville sieht er die Chance der Bedürfnisbefriedigung nicht mehr in der Dienstleistung, sondern primär in erfindungsreicher produktiver Arbeit. Doch der Fleiß/industry muss freiwillig sein; Arbeit/labour kann erzwungen werden. Sie lässt sich auch durch Sklaven verrichten, während ersteres freie Menschen voraussetzt. Ohne eigene Perspektive hat der Sklave auch kein Interesse an einem allgemeinen Fortschritt. Sein Horizont reicht nicht über eine möglichst gesicherte Existenz bei möglichst geringem Einsatz hinaus. Sobald der Fleiß aber aufhört, das Privileg einer Minderheit zu sein, wird das merkantile System mit seinem Hang zur Bevormundung zu eng (Präuer, 1997).

Die Einschätzung, dass der Reichtum des Staates in der Zahl und Qualität seiner Arbeitskräfte besteht, verbindet Reformer, Aufklärer und Ökonomen von Vives bis zu Adam Smith. Letzterer betont aber in seinem 1776 veröffentlichten Werk "Wohlstand der Nationen", dass nur jene, die in produktiver Arbeit (useful labour) stehen, diese Voraussetzung erfüllen, ganz im Unterschied zu den unproduktiven (who are not so employed). Darunter fallen Dienstboten, Landesregenten, Militärbeamte, Pfarrer, Ärzte, Schauspieler, Possenreißer und andere mehr.

Smith entwickelt seine Nationalökonomie aus der Moralphilosophie. Nach dem Axiom des Naturzustandes hat der Arbeiter ein primäres Recht an seiner Arbeitskraft, ihm gehört der ganze Ertrag der Arbeit. Daher steht er grundsätzlich als gleichwertiger Partner auf dem Arbeitsmarkt da. Das persönliche Verlangen nach einer Verbesserung der Lebensumstände führt zu Arbeitsteilung und Kapitalbildung im Dienste einer allgemeinen Produktivitätssteigerung und einer Verbreitung allgemeinen Überflusses über alle Klassen der Gesellschaft. Eine unsichtbare Hand bewirkt, dass alle Einzelinteressen sich übereinstimmend entfalten. Dies Interesse ist die eigentliche Seele der Arbeit wie des Kapitals. Dass sich die Glückseligkeit bei alledem einstellte, blieb jedoch "the business of God". (Conze, 1972; 1997; Walther, 1990).

4.12 Marx' Kritik an der Nationalökonomie

Da die Arbeit und das Produkt der Arbeit aber unter gegebenen Produktionsverhältnissen nicht dem Arbeiter gehört, kann das Verhältnis zwischen dem Arbeiter und der Produktion stets nur ein widersprüchliches sein. Die Arbeit produziert Wunderwerke und Paläste für die Reichen, aber Entblößung und Höhlen für den Arbeiter. Dies ist der nationalökonomische Ausdruck der Entfremdung des Arbeiters in seinem Gegenstand, in dem er sich nicht verwirklicht, sondern verliert. Schon im Akt des Herstellens vollzieht sich die Entäußerung. Die Arbeit bleibt ihm äußerlich, gehört nicht zu seinem Wesen:

"Der Arbeiter fühlt sich daher erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich. Zu Hause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Haus. Seine Arbeit ist daher nicht freiwillig, sondern gezwungen, Zwangsarbeit. Sie ist daher nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses, sondern sie ist nur ein Mittel, um Bedürfnisse außer ihr zu befriedigen. Ihre Fremdheit tritt darin rein hervor, daß, sobald kein physischer oder sonstiger Zwang existiert, die Arbeit als eine Pest geflohen wird"(Marx,).

4.13 Die erste industrielle Revolution

Der Siegeszug der Industrie brachte eine nie gekannte Pauperisierung der Massen mit sich. Mitte des 18. Jh. hatten sich neue Technologien entwickelt und, gesteuert durch das Interesse an einer hohen Produktivität, die manuelle durch die mechanisierte Produktion ersetzt. Viele Handwerker wurden durch die Konkurrenz der Maschinen arbeitslos, in der Fabrik selbst verdrängte die billigere Kinderarbeit die der erwachsenen Männer. In den englischen und deutschen Fabriken betrug der Arbeitstag für Frauen und Kinder 16 Stunden oder mehr. Letztere wurden zu bevorzugten und schutzlosen Ausbeutungsobjekten. Organisierte Kinderdeportationen sorgten für regelmäßigen Nachschub an Arbeitskräften für die Industrieansiedlungen, wo sie, an die Maschinen gekettet, mittels Peitsche, Hunger und anderen Torturen zur Arbeit angetrieben wurden (Buggert, 1999).

4.14 Die idealistische Philosophie (Mitte 19. Jahrhundert)

Fichtes Arbeitsbegriff ist weniger ökonomisch als anthropologisch zu verstehen: Tätigkeit ist Wirksamkeit in der Sinnenwelt. Sie ist Ausdruck der Freiheit, und da die Natur die Menschen zur Freiheit bestimmt hat, hat sie sie auch zur Tätigkeit bestimmt. Durch fortgesetzte Arbeit der gesellschaftlich verbundenen Wesen wird der Zivilisationsprozess erzwungen. Der Fortschritt im materiell-ökonomischen Bereich ist jedoch nur Voraussetzung zum eigentlichen Ziel der Freiheitsverwirklichung. Arbeit soll aufhören, Last zu sein, sie soll leichter werden. Ihr Zweck ist nicht fortgesetztes Wirtschaftswachstum und Wohlstandssteigerung, sondern Entlastung des Menschen von der Mühsal, um Muße und damit einen würdigen Zustand zu erreichen. Die freie Muße zu beliebigen Zwecken ist das absolute Eigentum aller (Fichte, 1971 a,b,c,d,e,f; vgl. auch Conze, 1972).

4.15 Der unaufhaltsame Aufstieg der Arbeit

In den Antworten auf den Wirtschaftsliberalismus des 19. Jh. schieden sich die sozialrevolutionären Strömungen der frühen Sozialisten und Sozialdemokraten, deren gesellschaftliche Konzepte auf gleicher Arbeitspflicht, aber auch Verkürzung der Arbeitszeit beruhten, vom christlichen Lager, das die Ökonomisierung der Arbeit vor allem in romantischer Rückwendung auf die ständestaatliche Sozialordnung des Mittelalters zu

überwinden suchte. Trotz politisch klarer Frontstellung war man sich über den hohen Stellenwert der Arbeit meist einig. Dieser kam in Schlagworten wie "Ehre der Arbeit" bzw. "Würde der Arbeit" zum Ausdruck.

Der Linkshegelianer Arnold Ruge (1833/38) beschwor den "hohen, zivilisierenden, ehrenden Begriff der nationüberwindenden Arbeit". Der Arbeiter sei die höchste Form des Menschen und Freiheit möglich durch die Überwindung des vom Menschen abstrahierenden ökonomischen Arbeitsbegriffs. So müsse auch die Hervorbringung des Menschen ihr (der Arbeit) "als ihr Ergebnis gesichert werden."

1848 billigte die Provisorische Regierung in Frankreich ihren Arbeitern ein "Recht auf Arbeit" zu, worin sich die revolutionäre Regierung verpflichtete, allen Bürgern Arbeit zu schaffen.

Schon 1849 wollten die Demokraten in der Frankfurter Nationalversammlung - vergeblich - den "Schutz der Arbeit", das "Höchste und Heiligste im Staate", in die Grundrechte aufgenommen wissen.

Das "Gothaer Programm" (1875) erklärte die Arbeit zur Quelle allen Reichtums und machte so den Arbeitsbegriff zur Grundlage der deutschen Sozialdemokratie.

Die Schlagwortsprache des Klassenkampfes reklamierte die Arbeit als Ehrenstand für sich und stellte sie antagonistisch dem Kapital gegenüber. In der Substanzgebung mischten sich Elemente des tradierten Handwerkerstolzes mit der Rolle des Proletariats, wie sie von Marx gesehen wurde. Gegen diesen Strom predigte Lafargue vergebens "Das Recht auf Faulheit" (1883). Das verständnislos geforderte "Recht auf Arbeit" konnte unter den gegebenen Bedingungen nur ein Recht auf Elend sein.

"Das Lied der hohen Braut", das mit dem deklamatorischen Refrain "Die Arbeit hoch!" endet, wurde vom Graveurgehilfen Josef Zapf geschrieben. Es ertönte zum ersten Mal 1868 im Arbeiterbildungsverein Gumpendorf im Rahmen der dortigen Liedertafel und entwickelte sich in der Folge zur Hymne der österreichischen Arbeiterbewegung (Ribolits, 1995).

Arbeit sollte unter Bismarck schließlich zur militärischen Bedeutung aufsteigen. Bismarck stellte 1881 den "Soldaten der Arbeit" gleich mit einem, der im Krieg oder als Beamter erwerbsunfähig geworden war und sprach ihm daher Versorgungsrechte durch den Staat zu. Arbeit war für die Nation wichtig und musste nach innen und außen geschützt werden.

Die "nationale Arbeit" wurde später im Nationalsozialismus noch einmal überhöht. Bezeichnend waren Wortbildungen wie "Arbeitsfront", oder „Arbeits- und Erzeugungsschlacht". Die Resonanz der Erfolge der Arbeitsbeschaffungspolitik im Deutschen Reich fand sich im ständestaatlichen Österreich in Ausdrücken wie "Arbeitsschlacht" oder "Frontabschnitt Wien". (Conze, 1972; Stiefel, 1979).

4.16 Fordismus und Taylorismus

Fordismus und Taylorismus sind Schlüsselbegriffe der industriellen Moderne. Das System der billigen Massenherstellung von Gütern bei relativ hohen Löhnen, das durch die wissenschaftliche Arbeitsorganisation ermöglicht wurde, erreichte in Fords Werkhallen seinen Prototyp. Als wissenschaftliche Grundlage des Fordismus dient die Herausbildung des Scientific Management. Das landläufige Verständnis bezieht sich auf ein Ensemble von Maßnahmen zur Rationalisierung von Arbeitsprozessen:

Aufteilung der Arbeit in kleinste Einzeltätigkeiten und Zuweisung an dafür speziell geeignete und geschulte Einzelpersonen mit der Folge der Senkung der Qualifikationsanforderung und Austauschbarkeit des jeweiligen Arbeiters

Trennung von planenden und ausführenden Tätigkeiten

leistungsabhängige Entlohnung (Bischoff, 1989)

Der Begründer Taylor stammte aus einer Quäkerfamilie und hatte das, was er später wissenschaftlich untersuchte, von der Pike auf erlernt.

Er begann in verschiedenen Stahlwerken mit großangelegten Zeit- und Bewegungsstudien, und setzte das leistungsbezogene Stücklohnsystem durch. Dadurch wollte er die Arbeitsabläufe effizienter machen, den Arbeitsausstoß erhöhen und dem Bummeln (soldiering) ein Ende setzen.

Aus der Beobachtung, dass ein Maximum an Arbeitsleistung beim Umladen schwerer Gewichte nur dann erreicht werden kann, wenn man dem Arbeiter fast zwangsweise befiehlt, wie lange er ohne Unterbrechung arbeiten und wie lange er sich dann ausruhen soll, leitete Taylor seine These ab, dass auch bei einfacher Arbeit der Ausführende selbst nicht weiss, welches die beste Methode (the one best way) sei, sondern dass es zur Ermittlung der besten Arbeitsweise besser geschulte Personen braucht, das heisst Personen, welche die Gesetze der Arbeit herausfinden und daraus eine Wissenschaft entwickeln können.

Dabei waren Vorschläge zur Verbesserung des Arbeitsablaufes durchaus willkommen, Spontaneität und Willkür aber verpönt. So resümierte der Taylor-Biograph Copley: ". . . dass

das einzige Recht der Selbstverwirklichung, das Taylor den Arbeitern wegnahm, ihr Recht auf ihre Eigenheiten und Launen war, und wenn er eine ihrer Freiheiten einschränkte, war es die, den für sie einfachsten Weg zu wählen." (Winslow, zit. nach Hebeisen, 1999)

Taylor forderte zur Sicherstellung der Wissenschaftlichkeit aller Arbeiten ein herzliches Einvernehmen mit den Leuten. Tatsächlich waren seine Innovationen von erbitterten Kämpfen und Sabotageakten von Seiten der Arbeiter begleitet, denen er mit gleicher Härte begegnete. Den grössten Widerstand sah er aber in der Haltung der Arbeitgeber, die von kurzsichtiger Habgier getrieben wären. Sie müssten sich einer Änderung ihrer Geisteshaltung (change of heart) unterziehen, welche der einer religiösen Bekehrung ähnlich sei.

Unter Scientific Management verstand er eine vollständige geistige Umwälzung, die sowohl auf Seiten des Arbeitgebers als auch des Arbeitnehmers stattfinden müsse, mit dem Ziel der Einigung auf ein gemeinsames Interesse an der Vermehrung des Überschusses des Unternehmens und der Anerkennung wissenschaftlicher Methoden an Stelle von Meinungen und Faustregeln.

Doch auch das Volk als dritte Partei solle seinen angemessenen Anteil an jedem Fortschritt erhalten. Denn:

". . . Es naht die Zeit, in der alle grossen Dinge durch jenes Zusammenarbeiten zustande kommen, bei dem jeder einzelne die Arbeit tut, die für ihn am besten passt, jeder seine Individualität wahrt und sein spezielles Gebiet voll beherrscht, wo trotzdem niemand etwas von seiner Originalität und seinem persönlichen Arbeitsinteresse verliert und doch unter dem kontrollierenden Einfluss vieler anderer steht, mit denen er harmonisch zusammenarbeitet." (Taylor, Grundsätze, S. 152, zit. nach Hebeisen, 1999).

4.17 Die Moderne: Freiheit durch Arbeit

Arbeit und Gesellschaft bildeten in der Antike Sphären, die einander ausschlossen. Freiheit für wenige setzte die außermenschliche Sklavengesellschaft und die Unterdrückung der Frauen voraus.

Dagegen ist Arbeit heute zum fast alternativlosen Wert- und Integrationskern moderner Gesellschaften geworden.

Die Arbeitsdemokratie der ersten Moderne hat eine weit zurückreichende Ideengeschichte, obwohl sie sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa verwirklichte. Reformation,

bürgerliche Revolution und politische Ökonomie setzten eine Umkehrung der einstigen Hierarchien zwischen "niederen" und "höheren" Tätigkeiten, zwischen nützlichen und notwendigen Verrichtungen und sinnerfüllter, freier, tätiger Individualität durch.

Das Wort "Industrie", das im Begriff Industriegesellschaft der Epoche ihren Namen gab, leitet sich nach seinem Schöpfer Saint-Simon von industria = Fleiß her.

Die Durchsetzung der bürgerlichen Arbeitsmoral war aber keineswegs mit Vollbeschäftigung verbunden.

An der Schwelle des Industriezeitalters bildeten die sozialen Erscheinungen der Tagelöhner, Bettler, Kriminellen den Regelfall; sie entsprechen der heutigen Arbeitslosigkeit und anderen prekären Arbeits- und Einkommensformen. Die Bereitstellung von bezahlter Arbeit diente nicht nur der Armutsbekämpfung, sondern war das entscheidende Instrument der Einbindung der Menschen in die gesellschaftlichen Ordnung. Der tägliche Rhythmus der Arbeit, ihre Disziplin, ihre Werte, ihr Verständnis von Selbstverantwortlichkeit und Kooperation entsprechen damit auch einem Herrschaftsanspruch.

Dieser Ordnungsanspruch der Arbeitsgesellschaft ist letztlich zu einem anthropologischen Selbstverständnis des Menschen aufgewertet worden. Der Gegenbegriff zur Arbeit existiert nicht mehr, Menschen können qua natura ihre Identität und Persönlichkeit nur in Arbeit ausbilden.

Erwerbsarbeit hat in den westlichen Demokratien stets nicht nur die private, sondern auch die politische Existenz begründet. Der Bürger war von Anfang an als Arbeitsbürger gedacht, der so oder so sein Geld verdienen musste, um die politischen Freiheitsrechte im Kapitalismus mit Leben zu erfüllen (Beck, 1999).

5 Arbeit in verschiedenen Denksystemen

Die folgenden Definitionen von Arbeit orientieren sich überwiegend an Schmales Übersicht (1995)

5.1 Arbeit als technologische Kategorie

Der physikalische Basisbegriff bringt es auf die knappe Formel: Arbeit = Kraft x Weg. Streng genommen ist er nur anwendbar auf dynamische Muskelarbeit.

Handbücher für die industrielle Praxis schränken Arbeit auf den rationalen Einsatz von Mitteln zur Erreichung eines vorgegebenen Ziels ein. Auf Einbeziehung zweckgerichteter kultureller Ziele wird, nicht zuletzt aus Gründen der schwierigen Operationalisierbarkeit, verzichtet. Arbeit ist "die Erfüllung der Aufgabe eines Arbeitssystems durch Zusammenwirken von Mensch und Betriebsmittel mit dem Arbeitsgegenstand"(REFA-Handbuch, Tel 1, zit. nach Schmale, 1995).

5.2 Arbeit als ökonomischer Grundbegriff: pro und contra

Robbins definierte 1932 Ökonomie als "Wissenschaft, die menschliches Verhalten untersucht als Beziehung zwischen Zwecken und knappen Mitteln mit alternativen Verwendungsmöglichkeiten (Robbins, 1962, S.16)" . Eines dieser knappen Mittel ist Arbeit, als Zweck dient eine in der Wirtschaftswissenschaft meist nicht näher bestimmte Form von "Bedürfnisbefriedigung" (Schmale, 1995).

Hawrilshine (1971) zufolge kann im ökonomischen Sinn jede Tätigkeit als Arbeit betrachtet werden, für die man im Prinzip auch eine andere Person mit ähnlichen Qualifikationen anstellen kann, wobei das Resultat der Tätigkeit dasselbe bleibt. Diese Definition ist nicht auf Erwerbsarbeit beschränkt, sondern schließt Hausarbeit und Arbeit in der Schattenwirtschaft ein, sie verbannt aber den menschlichen Aspekt (Jahoda, 1983).

Giese (1932) legt eine Definition vor, die einerseits über den rein ökonomischen Aspekt hinausgeht, andererseits dem Begriff eine kulturelle Begrenzung gibt: Arbeit ist ein "epochales Phänomen . . . , das einer zweckhaft gerichteten Tätigkeit auf berufsbedingte Kulturziele durch Individuum und Gemeinschaft entspricht, auf dem Boden biologischer wie technologischer Energetik erwächst, aber teleologischen Leitlinien folgt".

Dem Individuum steht als kritische Instanz die Gesellschaft gegenüber. Darauf zielt die Definition von Rohmert (1973): "In operationaler Definition wollen wir unter Arbeit im allgemeinen alles verstehen, was der Mensch zur Erhaltung seiner eigenen Existenz und/oder der Existenz der Gesellschaft tut, soweit es von der Gesellschaft akzeptiert und honoriert wird."

Max Scheler (1924) verwarf aus christlicher Sicht den alles vereinnahmenden modernen ökonomistischen Arbeitsbegriff überhaupt und kam zum Schluss: "Ein Tätigsein ist . . .

genau in demselben Maße unlustvoll, als es 'arbeiten' ist, so daß man sehr wohl 'Unlust' als eine notwendiges Merkmal des Arbeitens betrachten kann."(Conze, 1972)

5.3 Der ontologische Aspekt menschlicher Arbeit

5.3.1 Arbeit als Medium der Bewusstwerdung

Hegel sieht Arbeit und Ich-Bildung (Identitätsfindung) in einem engen Zusammenhang. Identität wird aus der Erfahrung gewonnen aufgrund von Bildungsprozessen, deren Medien die Kategorien der "symbolischen Darstellung" (Sprache) des "Arbeitsprozesses" (Gebrauch von Werkzeugen) und der "Interaktion" (Familie) sind.

Nach Freud erschliesst sich der Arbeitsbegriff über den Vorgang der Sublimation. Das Gleichgewicht im Organismus wird durch die Funktion Unlust-Lust reguliert: Bei Störung des Gleichgewichts sorgt die Triebenergie dafür, dass sofortiger Ausgleich hergestellt wird. Dieser Vorgang wird als lustvoll empfunden. Wo das Lustprinzip regiert, kann es nur das Streben nach unmittelbarer Triebbefriedigung geben.

Menschen haben die Fähigkeit, die Befriedigung eines Bedürfnisses aufzuschieben und die Triebenergie nicht für die direkte Befriedigung des Bedürfnisses einzusetzen, sondern sie auf die Verwirklichung anderer gesellschaftlich wertvoller, kultureller Ziele "umzuleiten". Diese Umleitung wird von Freud Sublimierung genannt und ist als innerpsychische Arbeit anzusehen. Der Sublimationsprozess macht deutlich, dass menschliche Arbeit mit der Interaktion mit anderen Menschen verknüpft ist: Mit dem Erlebnis der persönlichen Anerkennung durch die Arbeit auf der Grundlage internalisierter Werthierarchien führt die in der Arbeit erlangte Triebverschiebung zur Ich-Bildung. Arbeit ist nach Freud die über den Weg der Triebverschiebung notwendige Tätigkeit, die zur Ich-Bildung führt.

5.3.2 Arbeit als Grundbegriff gesellschaftlicher Praxis

In der Deutschen Ideologie, geschrieben in den Jahren 1845 bis 1846, bezeichnet der junge Marx Arbeit als konstitutives Element menschlicher Bewusstwerdung und menschlicher Geschichte. Er unterscheidet dabei 3 Teilaspekte:

1. Die Produktion des materiellen Lebens: Die Befriedigung der damit in Zusammenhang stehenden Bedürfnisse hält er für notwendig, aber nicht hinreichend, um Mensch zu sein.
2. Die Erzeugung neuer Bedürfnisse: Bedürfnisse, die bereits befriedigt wurden, führen durch den Akt der Befriedigung und zusammen mit dem Instrument der Befriedigung zu neuen Bedürfnissen. Dies ist nach Marx die erste geschichtliche Tat (vgl. MEW, Bd. 3).
3. Das gesellschaftliche Verhältnis: Die Art und Weise des Zusammenwirkens mehrerer Menschen, die selbst eine Produktivkraft ist. Sie bedingt den gesellschaftlichen Zustand, was bedeutet, dass die Geschichte der Menschheit stets im Zusammenhang mit der Geschichte der Industrie und des Austausches gesehen werden muss. (vgl. Marx, MEW, Ergänzungsband I)

Beide Aspekte: die Produktion des materiellen Lebens und die Bewusstwerdung durchdringen einander.

Die Analyse ergibt drei Hauptelemente des Arbeitsprozesses:

1. Die Arbeitstätigkeit ist zweckmäßig, bewusst zielgerichtet und allein wertschaffend: "Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war" (MEW, Bd. 23, S. 193). Der Mensch verwirklicht in der Veränderung des Arbeitsgegenstandes einen Zweck und verändert sich selbst. Zur Verrichtung der Arbeit ist das Zusammenwirken von körperlichen, willentlichen und geistigen Fähigkeiten erforderlich.

Gesellschaftliche Verhältnisse entsprechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung immer einer bestimmten Produktionsweise. Die gesellschaftlichen Beziehungen, die den Arbeitsprozess gestalten, sind die Produktionsverhältnisse. Sie bestimmen die konkreten geschichtlichen Ausformungen der Arbeit

2. Der Arbeitsgegenstand besteht in den Elementen der Natur
3. Die Arbeitsmittel entstammen dem gleichen Arsenal wie die Arbeitsgegenstände, nämlich der Erde. Produktion und Gebrauch von Arbeitsmitteln sind Indikatoren des Entwicklungsstandes einer Produktionsepoke.

Vom Standpunkt des Resultats sind beide, Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand, Produktionsmittel. Ob ein Gebrauchswert als Rohmaterial, Arbeitsmittel oder Produkt

erscheint, hängt ab von seiner bestimmten Funktion im Arbeitsprozess. Alle diese Elemente sind gegenständliche Faktoren lebendiger Arbeit. Sie sind in ständigem Wechsel, Bewegung und Verwandlung. "Die lebendige Arbeit muss diese Dinge ergreifen, von den Toten erwecken und sie aus nur möglichen in wirkliche und wirkende Gebrauchswerte verwandeln"(MEW, Bd. 23, S. 198).

5.4 Ein humanistischer Begriff

Im Denken des italienischen Humanisten Giambattista Vico (1668-1744), den auch Marx gelesen hat (Schmale, 1995, S. 37), geht der Arbeit die Phantasie voraus. Die Rolle, die Vico der Phantasie zuschreibt, bezieht sich aber nicht nur auf die Vorbereitung einer einzelnen konkreten Handlung, sondern besteht allgemein in der Befreiung des Menschen vom Zwang schematischer Verhaltensweisen in der Auseinandersetzung mit der Natur, an die das Tier gebunden ist. Er erfährt dabei die "Unheimlichkeit der Natur" und - da er selbst ein Teil der Natur ist - die Furcht vor sich selbst. Um dieser Furcht zu entfliehen, humanisiert der Mensch die Natur. Die Furcht regt die Phantasie des Menschen an und ruft Vorstellungen hervor, die weit über die Sorgen der Selbsterhaltung hinausgehen. Er muss die Zeichen der Natur in einem menschlichen Sinne deuten und in das Bild eines ersten "phantastischen" Kosmos einordnen. Durch diese Einbettung erhält die Arbeit ihr spezifisch menschliches Ziel und ihren menschlichen Charakter. Obwohl auch in der Arbeit die Natur auf ein Bezugssystem übertragen wird, bleibt die eigentliche Zwecksetzung der Phantasie vorbehalten (Grassi, 1973).

5.5 Arbeit als Lebenswert

Kurt Lewin: Die Doppelgesichtigkeit der Arbeit

Arbeit ist einerseits Mühe und Last, ein Mittel ohne eigenen Lebenswert, das nur Bedeutung hat, weil es die Möglichkeit zum Unterhalt schafft, und kann auch nur unter dieser Bedingung akzeptiert werden.

Arbeit ist aber in einem ganz anderen Sinn für den Menschen unentbehrlich. Das Leben ist ohne Arbeit unerfüllt und leer. Die Beobachtung, dass Menschen sich auch ohne Erwerbszwang ein Wirkungsfeld suchen, kann nicht auf bloße Gewohnheit zurückgeführt

werden, sondern auf ein Bedürfnis. Arbeit stellt selbst einen Lebenswert dar, sie gibt dem individuellen Leben Sinn und Gewicht, sofern sie nicht bloß Scheinleistungen hervorbringt, wie etwa das sinnlose Hin- und Herstapeln von Holz in Gefängnishöfen (Lewin, 1920, S.)

5.6 Arbeit als tätige Daseinsbejahung

Der Theologe Karl Barth (1957) stellt 5 Kriterien auf, mit denen er menschliche Arbeit zu bestimmen versucht.

Sachlichkeit: Die Welt der menschlichen Arbeit ist eine Welt von Zwecken, die der Erhaltung, Sicherung, Entfaltung und Gestaltung des menschlichen Lebens dienen. Sie ist zwar vor allem technisch bestimmt, doch erschöpft sie sich nicht darin. Der Mensch muss eine subjektiven Beziehung zum Gegenstand herstellen und sich auf ihn einlassen.

Die Würde: Sie stellt die Frage nach den Zwecken der Arbeit und verlangt eine Wahlentscheidung zur Sinngebung. Das Potenzial der Kraft zur Entscheidung über den Zweck der Arbeit bezieht der einzelne aus der Gemeinschaft. Für Barth ist dies die christliche Gemeinde.

Die Humanität: Menschlichkeit ist im eigentlichen Sinne Mitmenschlichkeit. Arbeit muss die Interaktion fördern, um Arbeit genannt werden zu können. Die Bedingungen des Arbeitsplatzes und der Arbeitsorganisation bestimmen den Grad ihrer Humanität. Die verschiedenen Formen der Entfremdung sind die Folgen inhumaner Arbeitsorganisation.

Die Besinnlichkeit: Der Arbeitsprozess muss alle Sinne des Menschen in einer Form anregen, dass Selbsterfahrung, d.h.: zur Besinnung kommen, möglich ist. Die Besinnlichkeit setzt die Bestimmungsfähigkeit über den Arbeitsprozess voraus. Sie ist gestört, wenn der arbeitende Mensch lediglich zum Vollzugsorgan eines Auftraggebers wird.

Das fünfte Kriterium dient eigentlich nicht zur Beschreibung der Arbeit, sondern der Einschränkung ihrer Bedeutung: Arbeit ist ein "Parergon" - eine Nebentätigkeit - auf dem Weg zur Selbstverwirklichung. Der Mensch bedarf zur Selbstverwirklichung der Gnade Gottes. Daher bietet Arbeit letzten Endes keine Möglichkeit der Selbstverwirklichung.

6 Die Arbeitslosen von Marienthal

Eine Studie von Jahoda, Lazarsfeld, Zeisel

Marienthal war ein kleines Dorf unweit von Grammat-Neusiedl in Burgenland, das aufgrund seiner günstigen Lage 1830 zum Standort für eine Flachspinnerei werden sollte. In den folgenden Jahrzehnten entstand ein Anziehungspunkt für arbeitssuchende Menschen aus der weiteren Umgebung sowie den an Österreich angrenzenden Ostländern der Monarchie, welche sich in Marienthal niederließen.

Die Gründung des Ortes selbst wird dem Fabrikanten Todesko zugeschrieben; ihm wurde ein Denkmal erbaut. Im Gefolge verschiedener Modernisierungen und Erweiterungen des Werks (Umstellung auf eine Baumwollspinnerei, der Angliederung einer Weberei und einer Bleiche) kam es zu einem raschen Anwachsen der Bevölkerung. Baracken und Arbeiterhäuser schossen aus dem Boden, um den Zustrom aufzunehmen. Die Siedlung entwickelte sich rund um die Fabrik, sie war wirtschaftlich aus ihr hervorgegangen.

Bis zur Vergrößerung des Betriebs in den 60-er Jahren des 19. Jht. hatte zwischen dem Fabriksherrn, der zugleich als Herr des Ortes gegolten hatte, und seiner Arbeiterschaft ein patriarchalisches Verhältnis bestanden. So war nicht nur für die Unterkunft der Familien, sondern auch für eine bescheidene Unterrichtung der Kinder und eine Bewahranstalt für die Kleineren gesorgt gewesen. Der geringe, aber sichere Lohn hielt die Familien im Ort, welche denn auch als Mann, Frau und Kind in den Arbeitsbetrieb einbezogen wurden. Diese besondere Art der Bindung verschwand, als die Fabrik zu einem Großbetrieb wurde. Gewerkschaftliche Ideen drangen ein und es bildeten sich erste Arbeiterorganisationen. Im Jahre 1890

kam es zu einem Lohnstreik, der allerdings mit Militärhilfe niedergeschlagen wurde.

Zu dieser Zeit expandierte das Exportgeschäft und die Industrie nahm zu. Die Klassengegensätze im Betrieb verschärften sich weiter, die Organisationen wuchsen und erfüllten den Ort mit politischem Leben. Nach dem 1. Weltkrieg hatte sich die ArbeiterInnenvertretung einen Platz im Betrieb erkämpft und unter dem Einfluss des Betriebsrats kam es wiederholt zu Arbeitseinstellungen und großen gewerkschaftlichen Kämpfen. Indessen hatte die Ausweitung der Produktion auf Kunstseide weitere Zubauten für die Verarbeitung mit sich gebracht. Im Jahre 1925 beteiligte sich die ganze Belegschaft

an dem großen Textilarbeiterstreik. Die ersten Anzeichen einer Krise zeichneten sich im Gefolgsjahr ab, als bereits die Hälfte der Belegschaft entlassen wurde. In den nächsten 2 1/2 Jahren gab die Umstellung der Produktion auf breiterer Stufe Anlaß zu Hoffnungen. Einer kurzen Phase der Erholung, während der die Belegschaft ihren Höchststand erreichte, folgte ab Mitte 1929 der endgültige Zusammenbruch.

6.1 Die politische Fragestellung

Paul Lazarsfeld hatte im Rahmen seiner "Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle" eigentlich ein

Projekt zum Thema "Freizeit" geplant. Er diskutierte gern mit Otto Bauer, der sich für die empirischen Sozialwissenschaften interessierte, und so erzählte er ihm von diesem Vorhaben. Der aber hielt ihm vor, dass die drängenden Probleme nicht in der Freizeit, sondern in der Massenarbeitslosigkeit bestünden. Er wies Lazarsfeld auf die Misere in Marienthal hin. In der Sozialdemokratie war damals die Frage, ob die Arbeitslosen eine entscheidende Rolle für die Revolution spielen könnten, kontroversiell diskutiert worden. Über die empirische Sozialforschung konnte man Aufschluss erhalten (Jahoda et al., Einleitung von Lazarsfeld, 1980).

6.2 Methode und Technik

Für die Forschungsgruppe um Paul Lazarsfeld war die Studie eines arbeitslosen Dorfes ein soziographischer Versuch. Sie wollte zeigen, dass komplexe sozialpsychologische Begriffe quantitativ fassbar sind - sowohl die Forschungsarbeiten des Ehepaars Bühler und der logische Positivismus des "Wiener Kreises", repräsentiert vor allem in Otto Neurath, übten hierbei Einfluss aus. Selbst verstanden sie sich als Sozialpsychologen, die ihre Arbeit in einem politischen Rahmen durchführen wollten. Nicht der einzelne Arbeitslose, sondern das Dorf in seiner Gesamtheit war im Blick. Dass alle Arbeitslosen in gleicher und spezifischer Weise betroffen waren, bildete den Angelpunkt und ermöglichte eine gezielte Auswahl relevanter Merkmale. Das Problem zeigte die Richtung. Die einfühlsame Beschreibung der Eindrücke und Erscheinungen machte den qualitativen Teil aus. (vgl. Jahoda et al., Einleitung von P. Lazarsfeld, 1980).

Dass die zahlenmäßige Systematisierung durch statistische Methoden zum damaligen Stand des Wissens noch ziemlich naiv ausfallen musste und zudem bei Weitem nicht die von

Lazarsfeld behauptete Rolle bei der Entstehung des Gesamtbildes spielte, sollte Marie Jahoda später einmal feststellen (Jahoda, 2002).

Die Technik der Materialsammlung würde man heute als teilnehmende Beobachtung bezeichnen: Die ForscherInnen versuchten, sich in die Situation einzufühlen, indem sie Teil des sozialen Geschehens wurden. So übernahmen sie, wenn auch nur über kurze Zeit, Funktionen in der dörflichen Gemeinschaft, die von dieser als nützlich erlebt werden konnten. Eine Kleideraktion verschaffte über Bedarfsnachfragen Einblick in häusliche Verhältnisse; dieser wurde vertieft durch die Einrichtung einer Erziehungsberatung und wöchentliche ärztliche Sprechstunden. Der Kontakt zu politischen, sportlichen und kulturellen Vereinen führte zu den Sammelstellen lokaler Diskussionspunkte. In einem Schnittzeichenkurs ergaben sich Aufschlüsse über die Einstellung der Marienthalerinnen zur auferlegten Untätigkeit. Um an die jugendliche weibliche Bevölkerung zu kommen, die sich in den Organisationen nicht blicken ließ, richtete man einen Mädcheturnkurs ein.

6.3 Das Material

Die Untersuchung durchdrang das ganze Dorf, seine Geschichte und seine Einzelpersonen. Es lagen vor: Statistische Daten wie Familienkatasterblätter, Bücherentlehnungen, Geschäftsumsätze, Zahl der Anzeigen, etc. Qualitative Daten wie Zeitverwendungsbögen, Schulaufsätze, Auskünfte von Ärzten, Protokolle über die Gesprächsthemen in Lokalen. Dazu kamen selbsterzählte Lebensgeschichten von 62 Personen und - als objektive Gegenstücke von der Institutionenseite - Berichte von Kulturvereinen, politischen Organisationen etc.

6.4 Die Ergebnisse

Das im Durchschnitt verfügbare Einkommen erlaubte den Familien keine Ausgaben, die über die notwendigste physische Versorgung hinausgingen. Der Speisezettel war dürftig und monoton, mit Schwerpunkt auf Sättigung. Die Erfüllung von kulturellen Bedürfnissen und Bedürfnissen nach Geselligkeit wick notwendigen Reparaturen des abgenutzten Inventars, Neuanschaffungen waren nicht möglich. Allerdings sorgte der Ertrag aus den weit verbreiteten Schrebergärten und allenfalls der Kleintierzucht zumindest saisonal für eine

gewisse Aufbesserung. Auch illegale Beschaffungsaktionen wie Kohlenklauben an der Bahn und Stehlen von Feldgemüse halfen, die Not abzuwehren.

Bei allem materiellen Elend, das die Arbeitslosigkeit verursachte, bleibt festzuhalten, dass sich die in der Umgebung arbeitenden Marienthaler in ihrer äußeren Lebenshaltung kaum von den Arbeitslosen unterschieden, denn die Löhne, die gezahlt wurden, waren zum Teil niedriger als die Unterstützungssätze.

Hinsichtlich der persönlichen Situation konnten grob 4 Haltungstypen unterschieden werden. Die grösste Gruppe war die der Resignierten: Die Gleichmut, mit der diese Menschen ihre Lage als unveränderbares Schicksal hinnahmen, der Verzicht auf eigene Lebensplanung und die verschwundenen Hoffnungen für die Zukunft kennzeichneten ihre Grundhaltung. Ihre Ansprüche hoben sich nicht über die reduzierten Lebensbedingungen hinaus, sie arrangierten sich mit der Gegenwart in scheinbarem Wohlbefinden.

Die Ungebrochenen beeindruckten durch ein höheres Maß an Aktivität und Lebenslust, bei Aufrechterhaltung der Hoffnung auf eine befriedigende Zukunft. Die Bedürfnisse hatten dem materiellen Druck nicht nachgegeben, die Betroffenen bemühten sich auch weiterhin, Arbeit zu finden und schmiedeten Pläne für die Zukunft.

Die Verzweifelten unterschieden sich zwar in ihrer äußeren Lebensführung nicht von den anderen, unterschieden sich aber in ihrem Erleben. Der Blick nach rückwärts in die bessere Vergangenheit war für sie typisch. Die gegenwärtige Lage erlebten sie als aussichtslos. Das Gefühl der Vergeblichkeit aller Bemühungen beherrschte ihre Einstellung. Sie hatten die Arbeitssuche aufgegeben. Die Stimmungslage war depressiv, hoffnungslos.

Die Apathischen hatten nicht nur ihre Arbeitssuche, sondern überhaupt jeden Versuch aufgegeben, ihre engere Umgebung und sich selbst vor dem Verfall zu retten. Sie waren energielos, Hoffnungen existierten nicht, nicht einmal kurzfristige Pläne für die Befriedigung der wichtigsten Bedürfnisse. Selbst die Haushaltsführung war irrational. Streit und Trunksucht beherrschte den innerfamiliären Alltag, durch Betteln und Stehlen versuchten viele, sich fortzubringen. Sie schienen gefühlsmäßig abgestumpft. Während die ersten 3 Gruppen bei aller Not ihren Haushalt immer noch in Ordnung hielten und ihr Augenmerk oft in bevorzugter Weise der Versorgung und Pflege der Kinder galt, fand man bei den Letzteren den Haushalt verwahrlost, die Kinder ungepflegt und schmutzig.

In einer Stichprobe von 100 untersuchten Familien waren 16% Ungebrochene, 48% Resignierte, 11% Verzweifelte und 25% Apathische. Allerdings waren in dieser Gruppe schon alle Gebrochenen, die das Dorf aufzuweisen hatte, enthalten, sodass ihr Anteil in der Gesamtpopulation der Arbeitslosen entsprechend geringer zu veranschlagen war. Auch hatte es in der Zeit nach der Schließung der Fabrik eine Auswanderungswelle gegeben. Die Autoren vermuten, dass der geringe Anteil von aktiven und energischen Personen im vorgefundenen Sample durch den Umstand erklärt werden könnte, dass es gerade diese waren, die den trostlosen Ort verlassen hatten.

Zwischen Einkommen und Stimmung gab es einen Zusammenhang. Schon ein geringer Geldbetrag entschied für die eine oder andere Lebensform. Doch für die Zuordnung zu der einen oder anderen Gruppe entschieden auch andere Eindrücke, die sich z. B. aus nichtverwirklichten Plänen ergaben.

Trotz aller Differenzierung hinsichtlich der Bewältigungsstrategien des Ortsschicksals blieb der Eindruck der Resignation über die ganze Gemeinschaft hin bestimmend. Dies drückte sich aus in einer deutlichen Abnahme des Interesses an kultureller Aktivität und öffentlichem Leben: Theater-, Sportvereine und fast sämtliche anderen Vereine litten unter Rückzug und Mitgliederschwund. Die Lesefreudigkeit früherer Jahre war den Marienthalern vergangen, was sich in einem Rückgang an Bücherentlehnungen bemerkbar machte. Als Begründung gaben sie an: ". . . Man hat den Kopf nicht mehr danach" (Jahoda et al., 1980, S. 58). Besonders auch das Bedürfnis nach politischer Information folgte diesem Trend. So verlor die Arbeiterzeitung 60% ihrer Abonnenten.

Marienthal war in den vorhergehenden Jahren ein politisch heißer Boden - nun schienen die Parteien kampfmüde geworden. Die politische Aggression war gewichen, offenbar, weil das gemeinsame Schicksal die ehemaligen Kontrahenten vereint hatte. In der Sozialistischen Arbeiterjugend fanden sich nur mehr wenige Arbeitslose. Unter ihnen waren es - Jahoda merkt dies später an- gerade die besonders aktiven Funktionäre der politischen Parteien, die der allgemeinen Resignation und Verzweiflung entgingen (Kreuzer, 1983).

Parallel mit dem Rückzug aus der Politik war ein deutlicher Anstieg an anonymen Anzeigen wegen Missbrauchs der Arbeitslosenunterstützung bemerkbar. Die AutorInnen sahen darin einen Rückfall von der Stufe der politischen Auseinandersetzung auf die niedrigere Stufe der individuellen gegenseitigen Gehässigkeit.

Trotz allem fanden sich aber auch Beispiele aufrechterhaltener Solidarität und nachbarlicher Fürsorge. Verfügbare Arbeit wurde den Ausgesteuerten oder nicht Unterstützungsberechtigten zugeschanzt.

Die Entlassung aus dem Betrieb hatte sich auf den Gesundheitszustand der Erwachsenen positiv ausgewirkt: Der Wegfall von Lärm und Staubbelastung führte zur Erholung der betroffenen Organe. Im Falle der Kinder und Jugendlichen galt jedoch das Gegenteil: Für sie kamen nur die nachteiligen Effekte der verschlechterten Ernährung zum Tragen. Die Kinder mit dem schlechtesten Gesundheitszustand stammten am häufigsten aus arbeitslosen Familien.

Die Kinder stellten an Weihnachten nur mehr bescheidene Wünsche. Als auch diese nicht erfüllt werden konnten, breitete sich Entmutigung aus.

Auch Jugendlichen gelingt es, wie den Erwachsenen, kaum, sich eine konkrete Vorstellung von ihrer beruflichen Zukunft zu machen. In ihren Aufsätzen drückten sie die Erwartung aus, später einmal brotlos zu sein. Der Aufbau einer beruflichen Motivation scheint von vorneherein gehemmt. Ein 13-jähriges Mädchen schreibt: "Ich möchte gerne Schneiderin werden, aber ich fürchte mich, daß ich keinen Posten bekommen könnte oder daß ich nichts zu essen hab" (Jahoda et al., 1980, S. 79).

Im Unterschied zu den Lehrlingen finden die arbeitslosen Jugendlichen zu keiner persönlichen Zukunftsbeschreibung. Ihre Hoffnungen sind auf große, allgemeine Veränderungen gerichtet, auf Revolution und Aufbau des Sozialismus.

Auf die Identitätsbildung hatte die Arbeitslosigkeit insofern Einfluss genommen, als der Beruf nicht mehr einen zentralen Bezugspunkt abgab, der das Leben ordnete und über den man sich beschrieb. Hier hoben sich die mittleren Jahrgänge ab, deren berufliche Kontinuität schon einmal durch den Krieg zerrissen worden war. Sie gaben häufig "arbeitslos" als Beruf an.

Der Zerfall der Zeitstruktur und die Verlangsamung des Zeitläuferlebens war eine der hervorstechendsten Beobachtungen der Studie. Sie führte zu dem Begriffsbild der "müden Gemeinschaft".

Die im Übermaß vorhandene freie Zeit führte nicht zu einem Aufleben selbstbestimmter Aktivitäten, wie sie dem Feierabend oder den Wochenenden vorbehalten waren, sie wurde weder für die persönliche Bildung und Entfaltung genützt, oder dazu, dass man nun vermehrt gemeinnützige Verrichtungen in Angriff genommen hätte. Die Orientierungspunkte

des vom Arbeitsrhythmus geregelten Tagesablaufs gingen verloren, dieser wurde mehr oder minder von der Wiederholung des vegetativen Lebens bestimmt.

Die Berichte in den Zeitverwendungsbögen sprechen von Erlebnisarmut, inhaltlicher Leere.

Der Schwerpunkt könnte aber auch etwas anders gelegen sein, als die ForscherInnen vermuteten. Vielleicht lag die Ursache für diese psychische Lähmung nicht so sehr im Verlust externer Zeitfixierung und der Spannung, die der Wechsel Arbeit-Freizeit aufrechtzuerhalten vermag, als in der Aussichtslosigkeit, dass irgendetwas, was man unternehmen könnte, zur Besserung der persönlichen Umstände führen würde.

Dieser Verfall des Zeitbewusstseins galt allerdings nur für die männliche Bevölkerung. Denn die Zeit verlief doppelt in Mariantal. Den Frauen oblag die Hauptsorge für die Instandhaltung des Inventars und die Budgetierung des Haushaltes, welche sich beinahe ausschließlich um Nahrung und Bekleidung drehte. Da man nichts Neues kaufen konnte, wurde die Reproduktionsarbeit sogar aufwendiger als zuvor. Der Tag der Frauen war ausgefüllt und länger als der der Männer.

Die Frauen sehnten sich nach der Fabrik, nicht nur des Verdienstes wegen, sondern auch, weil sie ihnen soziale Kontaktmöglichkeiten bot und ihren Lebensraum erweiterte.

Auf die ehelichen Beziehungen hatte die Arbeitslosigkeit keinen entscheidenden Einfluss. Sie verstärkte bereits vorhandene Tendenzen. Auch die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern litt nicht in ihrer Autorität. Die Kinder machten keine Schwierigkeiten. Des öfteren veranlasste die hilflos gewordene Zärtlichkeit die Eltern, ihren Budgetplan in irrationaler Weise zu durchbrechen.

Die Untersuchung war als Querschnittstudie eines arbeitslosen Dorfes angelegt. Mit Dauer der Untersuchung kamen aber auch Aspekte des Verlaufes und der Entwicklung ins Blickfeld: Der Verbrauch der Reserven, die Abnützung des Inventars, die Kürzung der Unterstützung zeigten ihre psychischen Folgen. Gegen Ende erkannten die ForscherInnen, dass es sich bei den ursprünglich angenommenen Haltungstypen vielmehr um Stadien eines psychischen Abgleitens handelte, die mit der Schrumpfung des Lebensraumes korrespondierte.

Zu Anfang der 20-er Jahre hatte die sozialdemokratische Bewegung im "roten Wien"

ihre Hoffnungen auf die sozialpolitischen Reformen gesetzt. Die Arbeiterbewegungskultur erfasste den gesamten Lebensbereich der organisierten Sozialdemokraten, in ihr trafen alle Bevölkerungsschichten aufeinander, waren Teil eines emanzipatorischen Projekts. Man war überzeugt, eine "neue Zeit" würde anbrechen (Kreuzer, 1983). Zu Ende des Jahrzehnts aber hatte die politische Entwicklung eine ganz andere Richtung genommen als erhofft und bei den politisch Bewegten stellte sich Enttäuschung ein. Auf die jungen Wissenschaftler um Paul Lazarsfeld wirkte sich dies so aus, dass sie sich für alles interessierten, was ihnen eine Erklärung geben mochte. " Ich erinnere mich an eine Bemerkung, . . . daß die verlorene Revolution aus uns Sozialpsychologen gemacht habe" (Jahoda et al., Einleitung von Lazarsfeld, 1980, S. 13).

Es ist hier nicht der Platz, um zu diskutieren, inwieweit die führenden ExponentInnen der Sozialdemokratie tatsächlich jemals ernsthaft an einen politischen Umsturz gedacht hatten. Fazit ist: Wer auch immer in den späten 20-er und 30-er Jahren Revolution machen wollte, mit den Arbeitslosen konnte er oder sie - sofern die Ergebnisse über Marienthal hinaus gültig waren- nicht rechnen. 50 Jahre nach der Untersuchung stellte Marie Jahoda im Rückblick resümierend fest: " Arbeitslosigkeit bewirkt Resignation und Apathie und nicht den Willen, die Welt und die ökonomische und soziale Ordnung radikal umzugestalten." (Kreuzer, 1983)

7 Eine amerikanische Paralleluntersuchung

Bakke erforschte in den 30-er Jahren 8 Jahre lang die Lebensumstände von etwa 200 arbeitslosen amerikanischen Familien. Die Ergebnisse bestätigen zum Teil die Ergebnisse von Jahoda und Lazarsfeld, insbesondere die Annahme, dass die beobachteten Haltungstypen den einzelnen Stadien des psychischen Abgleitens gleichzusetzen sind. Bakke geht von einer Störung des Gleichgewichts aus. Wenn der Versuch misslingt, Arbeit zu guten Bedingungen zu finden, kann dieses Gleichgewicht auf gleicher Stufe nicht mehr erreicht werden. Der/die Arbeitslose versucht infolgedessen, sich an die Bedingungen restringierter finanzieller Möglichkeiten und der Minderung des sozialen Status anzupassen. Indem neue Standards formuliert und akzeptiert werden, stellt sich wieder Stabilität her.

Für das psychosoziale Schicksal der Arbeitslosenfamilie bedeutet dies folgendes: Am Tiefpunkt der Krise gibt die Familie ihre Identität auf: Ihren Bekanntenkreis, ihre bisherige politische Aktivität, ihren Status, ihren Lebensstandard, ihre Fassade nach außen hin. Zuletzt

arrangiert sie sich mit dem sozialen Abstieg und versucht nicht mehr, mehr zu erscheinen, als sie ist. Die Ansprüche werden zurechtgerückt und man versucht, das Beste aus der Situation zu machen. Mutter und Kinder haben durch ihren Beitrag in der Familie an Bedeutung zugenommen. Die Eltern schmieden wieder Pläne für die Kinder. Man entwickelt neue Aktivitäten, gewinnt neue Freunde und Bekannte und nimmt zum Teil abgebrochene politische und gewerkschaftliche Tätigkeiten wieder auf. Die eigene Situation wird in einen Sinnzusammenhang gestellt und nach außen attribuiert: genannt werden impersonelle soziale und wirtschaftlichen Ursachen - Weltwirtschaftskrise, Kapitalismus, die Reichen, etc. (vgl. Stiefel, 1979)

8 Die Situation in Wien

8.1 Die Entwicklung der Arbeitslosigkeit

Die strukturellen Veränderungen der europäischen Wirtschaft nach Ende des 1. Weltkrieges brachten als Grundtendenz eine stetig zunehmende Anzahl von Arbeitslosen mit sich. Während 1923 in Österreich 212.000 Menschen von Arbeitslosigkeit betroffen waren, katapultierten die Auswirkungen der Wirtschaftskrise die Zahl steil nach oben. 1931 gab es schon 334.000, von da an wuchs das Heer der Arbeitslosen, bis mit 1933 ein Höchststand von 557.000 erreicht war (Stiefel, 1979).

Die Arbeitslosenstatistik bietet allerdings einige Probleme, da es jedem freistand, sich als arbeitssuchend beim Arbeitsamt vormerken zu lassen. Als zuverlässigste Grundlage der Schätzung der Gesamtgröße verbleiben daher die volkswirtschaftlichen Daten (vgl. Stiefel, 1979).

8.2 Die Unterstützung

Nicht jeder, der seine Arbeit verloren hatte, war auch unterstützungsberechtigt. Mit Kriegsende hatte die provisorische Nationalversammlung im November 1918 eine Unterstützung eingeführt, deren Mittel zur Gänze vom Staat bereitgestellt wurde. Sie war als vorübergehende Auffanglösung für die von den Fahnen entlassenen und nun mittellos

dastehenden Männer gedacht und hatte die Aufgabe „die Not der Arbeitslosen zu steuern und Ruhe und Ordnung zu sichern“ (Hanusch, 1918, zit. nach Stiefel, 1979, S. 53).

1920 wurde im Nationalrat das Gesetz zur Arbeitslosenversicherung beschlossen.

Die Bedingung der Gewährung war zwar ursprünglich einerseits recht großzügig angelegt; sie enthielt nur die Verpflichtung, eine "entsprechende Beschäftigung" anzunehmen.

Andererseits waren durch die Bindung an ein kranken- oder pensionsversicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis Beschäftigte der Land- und Forstwirtschaft von vornherein ausgenommen, was eine Benachteiligung der Arbeitslosen im ländlichen Raum darstellte.

Der Vorbehalt, dass der Lebensunterhalt durch die Arbeitslosigkeit gefährdet sein musste, schränkte den Kreis der Bezugsberechtigten von Anfang an ein. Durch die zeitliche Begrenzung wollte man der Bildung eines "Staatsrentnertums" entgegensteuern.

Verschiedene Voraussetzungen wie die Anwartschaftszeit oder die Dauer der Unterstützung veränderten sich im Laufe der folgenden Jahre, anfangs zu Gunsten der Erwerbslosen, sodass z.B. die Risiken der Limitierung durch die fallweise Gewährung einer Notstandsaulhilfe abgefangen wurden. Mit zunehmender Dramatisierung der Arbeitsmarktlage und auf Druck der Unternehmer fielen die Reformen mehr und mehr zum Nachteil der Arbeitslosen aus (Stiefel, 1979). Unter Ausschaltung jedes ArbeiterInnenvertreters wurden im Jahr 1931 umfangreiche Kürzungen bei der Notstandsaulhilfe nach Höhe und Dauer vorgenommen (Leichter, 1931). Während die Zahl der Unterstützungsberechtigten bis 1929/30 bis auf 86% gewachsen war, fiel sie bis 1936/37 wieder auf 50%.

Insbesondere die Frauen bekamen die Beben der Weltwirtschaftskrise zu spüren, als ihnen 1931 ihre Unterstützung, die ohnehin weit geringer als die der Männer angesetzt war, durch den "Frauenparagraphen" zum überwiegenden Teil gekürzt wurde. Die Verlängerung der Anwartschaftszeit, die nun eine 3-jährige ununterbrochene versicherungspflichtige Beschäftigung vorsah, betraf sie besonders, weil sie vor allem im saisonalen Gewerbe tätig und hoher beruflicher Fluktuation ausgesetzt waren (Stiefel, 1979; Leichter, 1931).

Es entwickelte sich eine öffentliche Polemik gegen die (ehe)weibliche Berufstätigkeit, die überwiegend auf der Konkurrenzstellung, die Frauen am Arbeitsmarkt gegenüber den familienerhaltenden Männern einnahmen, aufgebaut war, wobei durchaus auch moralisch-ethische Gesichtspunkte ins Spiel kamen. Man unterstellte den unterstützungsberechtigten Frauen schlechthin sozialen Mißbrauch und trug die in Gang gebrachte Diskussion über das Doppelverdienertum vor allem auf ihrem Rücken aus. Christliche Organisationen beschworen die häusliche Bestimmung der Frau und wussten Teile der Gewerkschaft und bürgerliche Frauenverbände hinter sich (Stiefel, 1979).

Das Einkommen der Männer reichte aber oft nicht zum Erhalt einer Familie, sodass der Erwerb der Frau nicht nur als "Zuschuss" betrachtet werden konnte. In zahlreichen Fällen hatten sie als Familienerhalterinnen für einen erwerbsunfähigen Mann zu sorgen. Viele Frauen waren aber auch durch den angewachsenen Frauenüberschuss von vornherein von der "Versorgung durch die Ehe" ausgeschlossen (Leichter, 1930, Jahrgang Nr. 2, S. 2)

Mit der Errichtung des autoritären Ständestaates wurden schließlich Frauen weitestgehend aus dem Staatsdienst entlassen bzw. ihr Verbleib unter die Auflage des Zölibates gestellt.

In gleicher Weise wie Frauen fielen Jugendliche bzw. junge Arbeitslose unter 25 Jahren den einschneidenden Änderungen in der Anspruchsberechtigung, die 1931 beschlossen wurden, zum Opfer.

Sie konnten die Notstandsaulhilfe nur noch für 12 Wochen beziehen. Aber auch bis dahin hatten sie nur den geringsten Satz, wenn überhaupt erhalten. Um den Jugendlichen, wenn schon nicht Erwerb, wenigstens Beschäftigung zu geben, führte die Regierung den Freiwilligen Arbeitsdienst ein. Hier sollte sich die Jugend zugleich körperlich und sittlich ertüchtigen. Der Zustrom erfolgte überwiegend aus dem Kreis der Nicht-Unterstützten, die dadurch wenigstens Unterkunft und Verpflegung erhielten.

Insgesamt wurde das Arbeitslosenversicherungsgesetz von seiner Einführung bis 1934 30-mal novelliert. Es sorgte nicht nur für Diskussionen im Nationalrat, sondern war bevorzugtes Angriffsziel von Gewerbetreibenden und Industriellen, die sich von sozialen Lasten befreien wollten (vgl. Stiefel, 1979).

8.3 Die Einkommenslage

Das durchschnittliche Einkommen eines Arbeitslosenhaushaltes zeigt auf den ersten Blick eklatante Unterschiede zwischen Marienthal und Wien einzelnen Bundesländern:

	1932	1933
Marienthal	1293,-	
Vorarlberg		1092,-
Tirol		988,-
Wien	1970,-	1703,-

Haushaltsstatistik, in: Jahrbuch der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien, Jahrgang 1925 bis 1937, zit. nach Stiefel, 1979, S. 145

Erhebung der Arbeiterkammer für Tirol und Vorarlberg über die Lebensverhältnisse Arbeitsloser, in : Jahrbuch der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien, 1933/35, S. 305. zit. nach Stiefel, S. 145

Das Haushaltsbudget, über das eine Familie in Wien verfügte, war also wesentlich größer als das einer Familie in Marienthal. Basierend auf einer regionalen Kategorisierung der Gebiete erfuhren agrarische Gebiete von der Unterstützung her einige Einschränkungen, da man die Möglichkeit zur Aufbesserung durch Gelegenheitsarbeiten in der Landwirtschaft einkalkulierte und zudem auch jeden noch so kleinen landwirtschaftlichen Besitz als Einkommensquelle in Rechnung stellte.

Das Wiener Arbeitsloseneinkommen beruhte nur zu 37% auf der Arbeitslosenunterstützung. Frauen steuerten durch Arbeit im Schnitt 20% bei, ein Drittel wurde außer durch Pensionen und dgl. durch private Spenden aufgebracht, die "in den unteren Einkommensschichten unentbehrlich zur Aufrechterhaltung der Lebensführung geworden sind" (Wirtschaftsstatistisches Jahrbuch, 1932, S. 334, zitiert nach Stiefel, 1979). Zur wirtschaftlichen Lage der WienerInnen sei eine Einkommensberechnung der Zeitschrift "Die Unzufriedene" aus dem Jahr 1936 angeführt, die zu dem Schluss kommt, dass ein Drittel der Wiener Bevölkerung über ein so geringes Einkommen verfügt, dass ihr als Ausweg nur das Betteln bleibt. ("Die Unzufriedene" 1936/2, S.8). Über die Situation der Arbeitslosen ist hier noch gar nichts gesagt. Die monetäre Besserstellung der Wiener Arbeitslosenhaushalte verliert auch ein wenig von ihrer Bedeutung, wenn man sie den höheren Bezügen von Naturalleistungen auf dem Lande gegenüberstellt. Die wahrscheinlich stärkere

verwandtschaftliche Unterstützung auf dem Lande dürfte ebenfalls das Verhältnis zu den Industriezentren insgesamt günstiger gestaltet haben (Stiefel, 1979).

8.4 Die politische Situation im Wien der Zwischenkriegszeit

Die Wiener Arbeitslosen lebten in einer Umwelt von großteils noch Berufstätigen in einer Stadt, die in der 1. Republik als österreichische Hochburg der Sozialdemokratie galt. Jede/r 2. Arbeiter/In und jede/r 3. Angestellte war in der Partei organisiert (Safrian/Sieder, 1985). Die Gesamtzahl der Mitglieder belief sich Anfang der 30-er auf rund 400.000, was bedeutete, dass jede/r 3. Wahlberechtigte bei der SDAPÖ eingeschrieben war (Safrian, 1984). 1932 waren im Durchschnitt etwa 31% - in Zahlen ca. 124.000 - aller Wiener Mitglieder der Sozialdemokraten arbeitslos (Langewiesche, 1980). Im Mai 1932 gab es in Wien 149.963 vorgemerkte Arbeitslose (Appelt, 1985). Die Schätzung des Organisationsgrades aus diesem Verhältnis müsste aber mit großer Vorsicht erfolgen, da die Arbeitslosenrate im Mai immer unter den Jahresschnitt sank.

Wegen der Bedeutung der Sozialdemokratie als Massenbewegung, in der auch die Wiener Arbeitslosen politisch beheimatet waren, können deren Lebensverhältnisse nur in Zusammenhang mit der Arbeiterbewegungskultur betrachtet werden, deren Organisationsangebot "von der Wiege bis zur Bahre" reichte (vgl. Engler, 1997; Safrian, 1984) und alle Lebensbereiche in der sozialistischen Gesellschaftsidee zusammenführte. Die Bestrebungen der politischen Führung richteten sich vor allem darauf, auf das Bewusstsein der Individuen einzuwirken, um eine solidarische Gesellschaft herbeizuführen. Mit der Ansage "Klassenkampf ist Kulturentwicklung" (Max Adler, zit. nach Pfoser, 1980) war der Anspruch, zumindest rhetorisch, vorgegeben. Und obwohl der revolutionäre Schwung der damaligen Epoche keineswegs alle Arbeitslosen zu erfassen vermochte, hat er doch etwas mit der Lebensweise, der Situationsbewältigung einer Gruppe unter ihnen zu tun, die zu groß war, um als bloße Randerscheinung abgetan werden zu dürfen.

8.5 Das Bildungsinteresse

Die Untersuchungen von Alfred Pfoser (1980) zur marxistischen Bildungspolitik und Dieter

Langewiesche (1980) über die Freizeit des Arbeiters in der Zwischenkriegszeit, in der dieser sich auch den Arbeitslosen zuwendet, geben Aufschluss über das Bildungsverhalten der Arbeitslosen im Einflussbereich sozialistischer Bildungspolitik.

Die Quote der Arbeitslosen unter den TeilnehmerInnen am sozialistischen Volks- und Arbeiterbildungswesen war hoch. Ein für die arbeitslose Klientel maßgeschneidertes Bildungskonzept lag zwar nicht von Anfang an vor, aber es schien auch nicht erforderlich zu sein. Man begann, Veranstaltungen auch tagsüber abzuhalten, erließ den Arbeitslosen die Gebühren und erstattete zum Teil die Fahrtkosten. In der Volkshochschule Margareten des Wiener Volksbildungsvereins z.B. wurden 1930/31 15% der Hörer als Arbeitslose von den Kursgebühren befreit, in Favoriten 18%. Als der sozialdemokratisch orientierte Zentralverein der Kaufmännischen Angestellten 1931/32 spezielle Kurse für Arbeitslose in Wien einrichtete, schrieben sich sofort ca. 1200 der etwa 2000 arbeitslosen Mitglieder ein. Obwohl 80% von ihnen infolge langer Arbeitslosigkeit keine Unterstützung mehr erhielten, konnten sie angesprochen werden, da sie im Organisationsleben ihrer Gewerkschaft nach wie vor integriert waren (Langewiesche, 1980).

Die sozialistischen „Arbeiterbibliotheken“ dienten der Bildung der ArbeiterInnen. Neben der Entlehnung wurden die Räumlichkeiten für die Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften, aber auch zur Abhaltung politischer Schulungen genutzt (Pfoser, 1980). Trotz Weltwirtschaftskrise steigerten sich die Ausleihzahlen von Jahr zu Jahr. In den Wiener „Arbeiterbibliotheken“ betrug der Anteil der Arbeitslosen an der Leserschaft ca. 40% (Pfoser, 1980). „Die Freizeit der Arbeitslosen“, so wurde in einem Tätigkeitsbericht der Bildungszentrale festgehalten, „verwandelt sich in sozialistische Lesezeit“ (Bildungsarbeit, 1932, 19, zit. nach Pfoser, 1980).

Dass Wien als die sozialistische Metropole mit seinen lesefreudigen Arbeitslosen keine Isolationsstellung innehatte, beweisen die BenützerInnenzahlen der Bibliotheken der sozialistischen Arbeiterbewegung in Kärnten. Auch hier sind die Arbeitslosen mit 33 bzw. 39%, bezogen auf die Jahre 1931/32, deutlich überrepräsentiert. (Langewiesche, 1980). Eine Bilanz, die den Landesbildungsausschuß der Sozialdemokratie Kärntens zur Bemerkung veranlasst: „... Die Feststellung ist bitter: der zahlenmäßige Aufstieg der Kärntner Arbeiterbüchereien geht Hand in Hand mit einem katastrophalen Anstieg der Arbeitslosigkeit.“ (Bildungsarbeit 1932, Beilage S. 20., zit. nach Langewiesche, 1980).

Viele Arbeitslose setzten sich auch aktiv im Arbeiterbüchereiwesen ein. Bei einem Kurs für

Arbeiterbibliothekare, den Josef Luitpold Stern 1931 abhielt, fanden sich unter den 508 Teilnehmern über 100 Arbeitslose (Pfoser, 1980). Die Qualität der entliehenen Literatur war unvermindert hoch. Die Beibehaltung der thematischen Schwerpunkte in den sozialistischen Arbeiterbildungsveranstaltungen vor und nach 1930 deuten auch an, dass die kulturellen Interessen trotz der langen Zeit der Arbeitslosigkeit keiner Deformation unterlagen (Langewiesche, 1980).

Der relativ hohe Anteil bildungswilliger Arbeitsloser und die mit der steigenden Arbeitslosigkeit einhergehende Hinwendung zu Kultur dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Mehrzahl der Arbeitslosen den Bildungsangeboten fern blieb. An sie wandte man sich verstärkt ab 1932 mit Aktivierungsprogrammen. Es gibt einen Bericht über eine sozialdemokratische Bezirksorganisation, die für Arbeitslose ein Lesezimmer und Spielzimmer zum Ausspannen eingerichtet hatte, Sprachkurse und Rechtsvorträge abhielt und Interessierte in politisches Kabarett einführte. Die BesucherInnen kamen zu Schmalfilmvorführungen, hörten gemeinsam Schallplatten an, wählten gezielt Radiosendungen und bildeten Radiohörergruppen nach Interessensgebieten (Weidenholzer, ziti. nach Langewiesche, 1981).

8.6 Das Wiener Arbeitslosenleben

Im Rahmen von Forschungsprojekten "Zur Alltagsgeschichte der Wiener Arbeiterschaft von der Jahrhundertwende bis zum 2. Weltkrieg" führten Anfang der 1980-er Jahre Hans Safrian und Reinhard Sieder, Hans Schafranek und Hans Witek Interviews mit 60 Menschen durch, die die damalige Zeit miterlebt und in mancher Weise auch mitgestaltet haben (Safrian, 1984; Safrian & Sieder, 1985). Die Suche nach InterviewpartnerInnen erfolgte im Rahmen einer Ausstellung zur Arbeiterkultur, über Parteiorganisationen, Gewerkschaften und Verbände von ehemaligen Widerstandskämpfern, aber auch durch Ansprechen älterer Menschen in Gemeindebauten. Dass in dem Sample Sozialisten dominierten, ist den Autoren zufolge weder Zufall noch Willkür, sondern dem schon oben beschriebenen Spezifikum des Wiener ArbeiterInnenmilieus der Zwischenkriegszeit geschuldet. Die biographischen Interviews umfassen viele Lebensbereiche, da aber fast alle InterviewpartnerInnen auch arbeitslos gewesen waren, enthalten sie fast immer als zentralen Punkt der persönlichen Erinnerung die Arbeitslosigkeit.

Auch Wolfgang Russ (1990) hat Interviews mit ehemaligen Arbeitslosen benützt, um etwas über die Verarbeitungsweisen von Arbeitslosigkeit zur Zeit der Weltwirtschaftskrise

herauszufinden - sein Schwerpunkt liegt allerdings auf den politischen Protestformen. Die Ergebnisse seiner Arbeit zusammen mit Auszügen aus seinen Interviews ergänzen die von Safrian und Sieder vorgelegte Studie.

Anhand der Erinnerungen der ErzählerInnen entstand ein Bild von den Auswirkungen der Arbeitslosigkeit in der österreichischen Bundeshauptstadt mit den Bewältigungsstrategien der Betroffenen, ihren sozialen, politischen und kulturellen Ressourcen und ihrem Kampf um Identität.

8.7 Die Bewältigungsstrategien der jungen, männlichen Jugendlichen

Die Normalbiographie der Jungen bestand aus Schule, Lehrzeit, kurzfristiger Anstellung mit anschließender langjähriger Arbeitslosigkeit, die von kurzfristigen Gelegenheitsarbeiten wie Brezelverkauf, Botengänge, Zustellen von Zuckerwaren oder der Teilnahme an der von der Gemeinde Wien und der Arbeiterkammer unterstützten Aktion "Jugend am Werk" unterbrochen war. Familie und Verwandtschaft erwiesen sich als hilfreich bei der Vermittlung von Aushilfsarbeiten, die Väter achteten aber besonders in den 20-er Jahren noch darauf, dass die Jugendlichen bei der Beschäftigung ihre erreichte Qualifikation halten konnten. Für einen auf die Berufsehre bedachten Facharbeiter wäre es eine "Schand" gewesen, "um a Orbeit klopfen" (um eine Arbeit betteln) (Safrian, 1984, S. 308) zu gehen.

Dies konnte sich ändern bei Verschlechterung der materiellen Lage oder wenn der junge Mann plötzlich eine Familie zu erhalten hatte. Besonders bei Russ' männlichen Interviewpartnern scheint die Scheu vor Dequalifizierung eine geringe Rolle zu spielen, wenn es um das Aufgreifen der lebensnotwendigen, raren Verdienstquellen ging: Man nahm, was sich irgend bot, auch die schwere Arbeit auf der "Gstätt'n".

Die jungen männlichen Arbeitslosen bevölkerten das Straßenbild, saßen herum, spielten Karten, Schach oder Fußball. Die Straße bot manche Gelegenheit zum kurzfristigen, oft gefährvollen, weil illegalen Verdienst. So betätigten sie sich als Hausierer, Losverkäufer, Karten-Agioteure oder profilierten sich als Straßensänger und Musiker. Sie waren meist auf der Gasse aufgewachsen und hatten sich im täglichen Kleinkrieg um ihre Spielplätze mit Hausmeistern, Polizei und Aufsichtsorganen messen müssen. Die erworbene Geschicklichkeit bewiesen sie dabei, die plötzlich auftauchende Polizei auszutricksen und im rechten Augenblick zu entwischen.

Um der materiellen Not zu entkommen, griffen die Bedürftigen zum einen auf

traditionelle Formen der Subsistenzsicherung wie Sammeln, Selbstanbau zurück, andererseits beschafften sie sich das Notwendige aber auch auf eine Weise, die mit der Achtung vor der bürgerlichen Eigentumsordnung schwer zu vereinbaren war:

"Die Leut san in Wald gangen, ham Holz gholt vom Wald, ha'ms hereinschleppt, damit's was zum Heizen haben, und san Schwammerln suchen gangen. Oder wir san in irgendwelche Gärten draußen übern Zaun g'sprungen, damit ma uns das Obst . . . aneignen können. Und da worn solche Sachen wie z.B. wenn die Brotwägen g'fahn san, die "Ankerbrot"-Wägen. . . Die Leut ham an Hunger g'hobt, die ham die Brotwägen aufg'halten, die worn mit Roß bespannt, ja? Ham's aufg'halten, ham's aufg'rissen und ham des Brot herausg'stohlen, wos drinnen wor und san davong'rennt. Damit's ihren Hunger stillen können, net."(Safrian & Sieder, 1985, S.)

In der sommerlichen Lobau angelten sie nach Fischen oder besorgten von den in der Nähe gelegenen Feldern Erdäpfel, Rüben oder Getreideähren, die anschließend gemahlen und verbacken wurden (Safrian & Sieder, 1985).

Wie es aussah, wenn diese Art der Selbstversorgung ihre natürlichen Grenzen hatte, kommt vor allem bei Russ zur Sprache: Die Arbeitslosen stellten sich oft stundenlang, manchmal vergeblich, in der Kälte zum Schneeschaufeln an. Berichtet wird auch von der Anteilnahme der bessergestellten Bevölkerung am Schicksal der Notleidenden. So wurde Schneefall allgemein als Segen betrachtet und herbeigewünscht, weil sich die Arbeitslosen etwas dabei verdienen konnten, wenn sie ihn wieder wegräumten (Russ, 1990).

Wenn die Not zu Hause zu groß wurde, gingen viele auf die "Walz". Die jungen Männer zogen herum, klopfen bei Bauernhäusern um Brot an und nahmen die auf dem Weg sich bietenden Gelegenheiten zu Aushilfsarbeiten an. Oft halfen sie bei der bäuerlichen Ernte. Im Grunde aber war die Walz in dieser Zeit ein Euphemismus für Betteln.

8.8 Die weiblichen Bewältigungsstrategien

Frauen waren die ersten, die in Krisensituationen entlassen wurden. Wenn in ihrer Selbstwahrnehmung die Chancen, Arbeit zu bekommen, trotzdem als gut eingeschätzt wurden, bezieht sich das darauf, dass sie nicht wählerisch waren. Auch dann, wenn sie eine berufliche Ausbildung genossen hatten, waren sie in besonderem Maße der Dequalifizierung ausgesetzt (Leichter, 1927, zit. nach Safrian, 1984). Sie arbeiteten vor allem am "grauen"

Arbeitsmarkt, ohne Anmeldung und Versicherung zu individuell ausgehandelten Löhnen. Der graue Arbeitsmarkt bot häusliche Dienste wie Waschen und Putzen oder in Heimarbeiten Hemdenausbessern und Knöpfe annähen. Wenn die Frau Arbeitslosenunterstützung erhielt, konnte sie die Arbeitslosigkeit als willkommene Unterbrechung empfinden, um Arbeiten zu erledigen, die zu Hause liegen geblieben waren. Die Verschlechterung in der Anspruchsberechtigung auf Arbeitslosen- und Notstandstandsunterstützung gefährdete das Überleben der ganzen Arbeiterfamilie, da das Einkommen der Frau, manchmal auch der Tochter, für einen nicht unbeträchtlichen Teil die wichtigste Existenzgrundlage war.

Die Subsistenzsicherung lag vor allem auf den Schultern der Frau. Ihr oblag es, billige Lebensmittel zu ergattern, darauf zu achten, dass Kleider und Schuhe nicht vorzeitig verbraucht wurden, sparsam mit Heizmaterial umzugehen. In der Bewältigung des Haushaltes konnte sie meist mit der Mithilfe des Mannes nicht rechnen.

8.9 Die Familie

Die Familie war besonders in ihrer Funktion als kleinste Solidargemeinschaft überlebenswichtig. Wenn irgendein Familienmitglied eine Heimarbeit ergattert hatte, halfen alle zusammen und saßen dann oft bis spät in die Nacht beim "Sackel picken".

8.10 Die Wirkung auf Identität und Selbstwertgefühl

Wenn eine Übertragung der Marienthaler Ergebnisse auf Wien zulässig ist, dann noch am ehesten für die von saisonaler oder langdauernder Arbeitslosigkeit betroffenen Arbeiterväter. Sie stellten den Großteil der Langzeitarbeitslosen und der lang- und längstunterstützten. "Wer mit 50 aus der Stelle kommt, hat regelmäßig keine Hoffnung, je wieder eine zu finden" (Bodmann, 1933, zit. nach Stiefel, 1979, S. 181). Sie hatten ihre soziale Identität aus der jahrzehntelangen Berufstätigkeit und ihrer Rolle als Familienerhalter bezogen. Diese vor allem durch die materielle Versorgungsaufgabe gestützte Selbstdefinition war durch die anhaltende Erwerbslosigkeit in Frage gestellt, ohne dass sie auf ein anderes

Identitätsangebot hätten zurückgreifen können, das hingereicht hätte, um den Verlust wettzumachen (Safrian, 1984). Sie schämten sich, die Unterstützung, die teilweise sogar in Naturalien ausgegeben wurde, entgegenzunehmen. Die Aussichtslosigkeit der materiellen Lage führte zu Verzweiflung, die mitunter in Alkohol ertränkt wurde.

Die Generation, die vor allem die Familie versorgen musste, schien auch nicht über die sozialen Kontakte der Jungen aus der Arbeiterbewegung verfügt zu haben.

Angekratzt war das Selbstgefühl aber auch bei den Jungen. Obwohl sie überzeugt davon waren, dass der Grund, warum sie keine Arbeit fanden, in der Wirtschaftsordnung und nicht ihren mangelnden Fähigkeiten zu suchen war, stellten sie sich die Frage: "Warum passiert das g`rad uns? Wir san ja a net dümmmer als die, die no a Arbeit ham (1985, S.)."

Die Übernahme von Funktionen in einer politischen Organisation stärkte das Selbstwertgefühl. Dies führte mitunter dazu, die Vorzüge der eigenen aktiven Lebensform vor der mehr auf den Augenblick gerichteten Zeitgestaltung vieler anderer zu betonen und sich von denen abzugrenzen, die "strassln oder tacinieren gingen". Verlegenheit herrschte bei denen, die ihre Zeit überwiegend am Fußballplatz oder in der Lobau verbrachten: "Aber bittschön, wir haben versucht, sehr viel für unsere Bildung zu tun." (1984, S. 323). Bei den meisten jüngeren Arbeitslosen allerdings schlossen einander die Straße und die sozialistische Organisation nicht aus.

8.11 Die Wirkungen der Arbeitslosigkeit auf den sozialen Zusammenhalt

Eher widersprüchlich und wahrscheinlich abhängig vom jeweils eingenommenen Blickwinkel sind die Berichte, die die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die sozialen Beziehungen und die Motivation zu kollektiven Gegenstrategien zum Thema haben. Safrian & Sieder kommen zu folgendem Resümee: Die Versuche, sich gemeinsam gegen bevorstehende Entlassungen zu wehren, wie Streiks, wurden wirkungsloser und rarer und der individuelle Kampf um Arbeitsgelegenheiten ging allenthalben mit Entsolidarisierung einher. Im Rückblick meint ein ehemaliger Arbeitsloser: ". . . weiß ned, ob die Solidarität so groß wor, es hot do a jeder g'schaut, ob er net irgendwo a Orbeit findt, dort a Aushilfsorbeit, oder da a Aushilfsorbeit." (1984, S. 316)

In den Berichten, die Russ sammelt, ist die Solidarität im Gemeinschaftsgeist zumindest in ihren sozialen Zielstellungen erhalten. Arbeitslosigkeit wie Freizeit wurden in der Gruppe erlebt: Die Jugendlichen trafen sich, um Arbeit Ausschau haltend, vor dem Gemeindeamt, tauschten Informationen über Arbeitsmöglichkeiten aus und verbrachten anschließend die

Zeit miteinander. Sie legten ihre Vorräte zusammen, unternahmen Ausflüge in die Berge und verpflegten sich dort gemeinschaftlich (Russ, 1990).

8.12 Die freie Zeit in der Arbeiterbewegungskultur: Immer in Bewegung

Existenznot und das Gefühl der Ausgegrenztheit lasteten auf den jungen Arbeitslosen. Trotzdem waren diese Erfahrungen nicht imstande, das Gesamterleben zu dominieren oder in einer Weise zu bestimmen, die ihnen ihre Lebensfreude und Unternehmungslust geraubt hätten. Für viele hatte die lange Arbeitslosigkeit die Bedeutung einer Art Urlaub oder einer verlängerten Jugendphase ohne feste Verpflichtungen.

Dass die freie Zeit nicht zum Problem werden musste, dokumentiert folgender Auszug aus einem Interview:

Frau H.: "Wir ham die Zeit der Orbeitslosigkeit scho richtig genossn a, do ham ma uns auf die Radln g'setzt und san ma fortg'fahren, net."

I.: "Sie ham im 34er Johr 2 Radln g'hobt?"

Frau H.: "Jo, stimmt, jo jo und des wor die schönere Zeit, weil do wor ma ganz ungebunden."

Herr H.: "Ham ma viel Zeit füreinander g'hobt."

Frau H.: "Jo, und ham ma ka Benzin braucht, des Motorradl wor jo viel zu teuer damals."

I.: "Und da ham'S Ausflüge g'mocht?"

Frau H.: "Jo, auch in einer großn Schar meistens, viele Jugendliche."

Herr H.: "Jo, im Sommer natürlich immer Badeausflüge in die Lobau, wo's kan Eintritt geb'n hot, net. (1984, S. 320)"

Die gemeinsamen Unternehmungen und die Fülle an Erlebnissen in den Freundesgruppen ließen keinen Leerlauf zu. Der gewohnte Tagesverlauf zerfiel nicht mangels Ordnung, sondern wurde ersetzt durch einen flexibleren und selbstbestimmteren Rhythmus als ihn eine regelmäßige Arbeit erlauben würde. Auf die Frage nach Langeweile: "Nix, nein, nein, überhaupt net. Entweder wor ma mit Burschen und Madln beinand, oder im Wienerwald,

oder irgend etwas. Wir warn immer, sogn ma, immer in Bewegung. Und des wor ja des, daß i vielleicht des Los viel leichter ertrogn hab, wei's uns seelisch net so bedrückt hat (1984, S. 319)."

8.13 Die politische Aktivität

Mit Eintritt in die Arbeitslosigkeit nahm auch die Bedeutung der verschiedenen Angebote der Arbeiterorganisationen zu. Diejenigen, die schon vorher einen - wenn auch nur peripheren - Kontakt zu einer der Arbeiterkultur-, Bildungs-, Sport- oder Jugendorganisationen hatten, behielten diese Aktivitäten bei oder bauten sie noch aus. Das Engagement nahm einen breiteren Raum ihres alltäglichen Lebens ein, diente ihnen auch zur Strukturierung des Tages und zur Aufrechterhaltung von sozialen Kontakten. Den Tag verbrachte man im Freundeskreis mit Ausflügen und Schifahren, am Abend besuchte man Vorträge oder traf sich bei Veranstaltungen und Zusammenkünften der Naturfreunde, beim Turnerverband, der SAJ oder beim Schutzbund, der überwiegend aus Arbeitslosen bestand. Mitunter konnte die Integration in die Arbeiterbewegungskultur sogar so weit gehen, dass die Betroffenen fast vollständig in diesem Betätigungsfeld aufgingen:

". . . I wor beim Arbeiter- Turnverein, in der SAJ, bei de Kinderfreunde Vorturner und Platzwart. I hob jo fast gar ka Zeit g'hobt. Wenn mir aner g'sagt hätt, du muß jetzt arbeitn gehn, hätt i direkt Schwierigkeiten g'hobt (Safrian, 1984, S. 319)."

Für politische AktivistInnen wurde mitunter die Arbeitslosigkeit als willkommene Gegebenheit angesehen, um eigene Pläne zu entfalten und eigene Prioritäten zu setzen. So antwortete eine von Wolfgang Russ' InterviewpartnerInnen, die ab 1925 im Kommunistischen Jugendverband tätig gewesen war, auf die Frage, ob ihr die Arbeit abgegangen wäre:

"Im Gegenteil, es war irgendwie insofern auch a Vorteil, dass ich genügend Zeit ghabt hab für die politische Tätigkeit"(Russ, 1990).

8.14 Die Lobau

Viele Arbeitslose verbrachten den ganzen Sommer in der Lobau. Sie stellten Zelte auf und improvisierten ihre Sommerlager. Die ausgedehnten Gründe boten den jungen Leuten, die

ihrer Familie nicht zur Last fallen wollten, Nahrungsressourcen, die sie geschickt nützten. Andere suchten in der Au einen Ort, um der moralischen Enge des Elternhauses zu entfliehen - sie genossen die Akzeptanz der anderen und pflegten in den Zelten sexuelle Kontakte. Die politisch Gleichgesinnten trafen einander, um darüber zu reden, wie das Leben in der zukünftigen sozialistischen Gemeinschaft sein sollte, sie sangen und musizierten, erlebten eine freie und gelöste Atmosphäre. Es war einerseits die Arbeitslosigkeit, andererseits das Gefühl, auf einer Linie zu liegen, die Ideale, die sie hegten, die junge Menschen unterschiedlichster Schicht verband (vgl. Safrian & Sieder, 1985).

Die Lobau blieb auch nach der Niederschlagung des Februaraufstandes 1934 und der Etablierung des Austrofaschismus ein Ort der Versammlungen. Die kulturelle Tätigkeit wurde fortgesetzt, die bindende politische Kraft war aber nicht mehr nur die Sozialdemokratie, sondern die KPÖ, zu der viele enttäuschte SozialistInnen übergelaufen waren. Die AnhängerInnen der verbotenen Parteien trafen sich heimlich, ungehindert von winterlicher Kälte, zu Diskussions- und Schulungszwecken. (vgl. Stiefel, 1979)

9 Die Organisationsversuche der Arbeitslosen

Internationaler Vergleich

Darunter fallen zum einen jene Versuche, die von den Parteien ausgingen und vorrangig in der Anwerbung von Mitgliedern aus den Reihen der Arbeitslosen bestanden. Zum anderen gab es auch Anstrengungen zum Zusammenschluss, die von den Arbeitslosen selbst ausgingen und die darauf gerichtet waren, sich innerhalb der Parteien einen Raum zu erobern, in dem sie sich eigenständig artikulieren konnten. Die Arbeitslosen entwickelten eine praktische Definition ihres Problems, die nicht zwangsweise der offiziellen "Doktrin" der Gesamtorganisation entsprach. Unter die autonomen Formen fallen schließlich jene Vereinigungen, die von den Arbeitslosen selbst außerhalb der Parteien errichtet wurden.

Bei der Wiener SDAP konnte ein Mitgliederschwund durch Arbeitslosigkeit wie in Marienthal nicht beobachtet werden. Auch nicht in Steyr in OÖ, wo im Februar 1930 fast zwei Drittel der Bevölkerung arbeitslos waren. Allerdings unterlag der Ab- und Zugang zur Partei einer Dynamik, die mit den Ablaufphasen der psychischen Verarbeitung der Arbeitslosigkeit in Zusammenhang steht. Ursprünglich waren 60% der Parteimitglieder ohne Arbeit. Nachdem

die Mitgliederzahl seit 1929 drastisch gefallen war, erholte sie sich nach einem ersten Schock wieder und konnte durch eine Werbeaktion sogar gesteigert werden, sodass sie 1932 72,6% der Arbeitslosen umfasste. Die Sozialistische Arbeiterjugend gewann sogar 77,7% dazu - in der Hauptsache stammte dieser Zuwachs aus dem städtischen Milieu, denn in manchen Landgemeinden lösten sich die SAJ-Gruppen überhaupt auf (Russ, 1990).

Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei war sich ihrer Hegemonie in der ArbeiterInnenschaft so sicher, dass sie erst im Jahre 1932 spezielle Maßnahmen für Arbeitslose ins Leben rief. Sie öffnete die Parteilokale bereits am Nachmittag, schuf die Aktion "Jugend am Werk" und gab eine Arbeitslosenzeitung heraus:

"Der Stempler. Das Blatt der Arbeitslosen". Als die KommunistInnen Arbeitslosenkomitees bildeten, geriet sie unter Zugzwang und reagierte mit der Gründung von Arbeitslosenausschüssen.

Die Arbeitslosenkomitees der KPÖ trugen ihren Protest auf die Straße und veranstalteten Hungermärsche. Obwohl sich die Arbeiterhilfe besonders der materiellen Unterstützung von Arbeitslosen annahm, erzielten die Kommunisten keine Massenwirksamkeit: zu groß war die Gefahr, keinen Arbeitsplatz mehr zu finden, wenn man einem Arbeitslosenkomitee angehörte (Russ, 1990).

Radikale Töne wurden zum Teil auch bei den unparteilichen Vereinigungen angeschlagen: Auf den Versammlungen und Demonstrationen wurden Resolutionen angenommen und Entschlüsse gefasst. Neben der Forderung nach öffentlichen Arbeiten, dem Verbot von Betriebsstilllegungen und Massenentlassungen war auch die Forderung nach Verteilung der vorhandenen Arbeit auf mehr Arbeiter, nach radikaler Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnsenkung weit verbreitet. Des öfteren schloss sich dem eine Einkommenskritik an. Um sich nach unten abzusichern, falls diese Forderungen nicht erfüllt würden, schob man Forderungen nach, die auf die Sicherung wenigstens der Arbeitslosenunterstützung zielten. Auf unterster Ebene wurden schließlich Minimalforderungen wie die nach Wärmestuben und kostenlosen Ausspeisungen eingezogen (Stiefel, 1979). Derart abgesichert mit einem Forderungskatalog für alle Fälle endeten die Resolutionen häufig mit der Drohung, dass Ruhe und Ordnung unter den Arbeitslosen nicht mehr aufrechterhalten werden könne (vgl. Stiefel, 1979).

Recht originell zeigte sich der „Selbsthilfeverband der Arbeitslosen Österreichs“, der bei Nichteinhaltung eines von ihm an die Behörden gestellten Ultimatums mit dem Besuch der feinen Wiener Restaurants durch Arbeitslose drohte, um dort à la Carte zu speisen, die

Bezahlung zu verweigern und auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Notlage der Arbeitslosen zu lenken (Verein Selbsthilfeverband, zit. nach Stiefel, 1979).

Mitunter schien das Elend zum Sprengsatz zu werden. Die Empörung erreichte dann ein Ausmaß, das die Stabilität der politischen Lage bedrohte. So etwa bei der 28. Novelle zur Arbeitslosenversicherung Ende 1932, die für 10% der Arbeitslosen das Ende der Unterstützungsberechtigung bedeuteten. Es kam in NÖ zu Demonstrationen, die nach dem Bericht des Landeshauptmanns an das Bundesministerium ". . . teilweise recht bedenklichen Charakter" zeigten (Verwaltungsarchiv, Sozialpolitik, 834/33). Die Sozialdemokratische Partei sah sich nicht mehr in der Lage, eine Verantwortung für die Veranstaltung einer Arbeitslosenversammlung zu übernehmen, die von ihren eigenen Mitgliedern und auch der Kommunistischen Partei verlangt worden war (Stiefel, 1990).

Dass Arbeitslosenproteste nicht nur eine punktuelle Randerscheinung in der Geschichte waren, zeigt am Besten das Beispiel der britischen N.U.W.M. (National Unemployment Workers' Movement), die in den 30-er Jahren für anhaltende Unruhen sorgte. Mit ihren Protestaktionen und Hungermärschen kämpften sie für die Sicherung der Notstandsarbeiten und eine Erhöhung der Unterstützungszahlungen. Es kam oft zu gewaltsamen Auseinandersetzungen vor Arbeitsämtern, Wohlfahrtsämtern und Rathäusern. Insbesondere erregten sich die Arbeitslosen gegen die Praxis von Bedürftigkeitstests, gegen die sie eine Million Unterschriften sammelten. Die N.U.W.M. zählte in ihrer stärksten Zeit von 1932 bis 1933 zwischen 50.000 und 100.000 Mitglieder und war imstande, 100.000 Menschen für einen Sternmarsch zum Hydepark im Oktober 1932 zu mobilisieren. Es gab bei ihren Demonstrationen eigene Marschabteilungen für Frauen.

Die Führung der N.U.W.M. bestand zwar mehrheitlich aus KommunistInnen, trotzdem war sie nicht einfach eine kommunistische Vorfeldorganisation, sondern besaß eine gewisse Autonomie. Die KP beschuldigte Die N.U.W.M., über dem täglichen Kleinkrieg der Arbeitslosenunterstützung die strategischen Langziele zu vergessen. Aber es war gerade dieser unvermittelte Ansatz der Interessenspolitik, der Erfolg hatte. In ihrer täglichen Beratungstätigkeit über die Schwierigkeiten und Techniken der Arbeitslosen-Unterstützung befassten sie sich mit Tausenden von Einzelfällen, von denen sie einen großen Teil erfolgreich durchfechten konnten.

Die N.U.W.M. war wohl die bedeutendste Arbeitslosenbewegung der Zwischenkriegszeit. Tatsache bleibt trotzdem, dass die Organisation höchstens 10% aller Betroffenen einbinden konnte. Sie erreichte durch die Aktivierung von Hunderttausenden kleine Verbesserungen bei den Unterstützungszahlungen, stellte aber keine ernste politische Gefahr dar. Trotz lokaler

Siege schaffte sie es nicht, den politischen Gegner zu weiterreichenden Zugeständnissen zu bewegen.

Die Erwerbslosenausschüsse und -Komitees im Deutschen Reich, die 1931 30.000 Mitglieder hatten, waren in viel stärkerem Ausmaß von der KPD beeinflusst. Die Organisationen waren zwar formal parteilos konzipiert, aber um nicht "zuweilen vom Klassenweg abzuweichen", der Revolutionären Gewerkschaftsopposition unterstellt. Die KPD organisierte "Streiks" von NotstandsarbeiterInnen, Hungerdemonstrationen gegen die Notstandsverordnung im Juni 1931 und Rathausbesetzungen; sie veranstaltete Reichserwerbslosentage und vertrieb Erwerbslosenzeitungen und -führer. Vor den Arbeits- und Wohlfahrtsämtern kam es häufig zu Tumulten, das Arbeitsamt in Neukölln wurde eine Woche lang von empörten Erwerbslosen regelrecht belagert und bestürmt.

Die Forderungen der Erwerbslosenausschüsse entsprangen ihren vitalen Bedürfnissen und waren bescheiden: unentgeltliches Essen in Volksküchen, kostenlose Milch für Kinder der Arbeitslosen, freie Fahrt mit städtischen Verkehrsmitteln. Der Partei waren die Sorgen der Arbeitslosen zu klein - so verspotteten sie die "Internationale Arbeiterhilfe", die konkrete Unterstützungsarbeit leistete, als "rote Heilsarmee". Die Kommunisten verstanden die politischen Voraussetzungen der Arbeitslosen nicht. Die globalen Revolutionsparolen, die den Tageshorizont ihrer Ansprüche überschritten, waren für die Arbeitslosen jedoch zu abstrakt. Ihre Absicht, die Arbeitslosenbewegung als Instrument für ihre Ziele zu benutzen, war so deutlich geworden, dass parteilose, sozialdemokratische und freigewerkschaftliche ArbeiterInnen in großer Zahl die Erwerbslosenausschüsse wieder verließen.

Übereinstimmend mit den Ergebnissen von Lazarsfeld, Jahoda und Zeisl bemerkt Paul Mattig für die USA, dass "mit steigender Verelendung der Massen eher eine Abnahme als seine Zunahme ihrer revolutionären Tendenzen verbunden ist." (Mattig, 1969, S. 190, zit. nach Stiefel, 1979). Trotzdem entwickelten sich als Antwort auf die Wirtschaftskrise 2 Richtungen der Arbeitslosenbewegung, die der herrschenden Not auf unterschiedlichen Ebenen zu begegnen versuchten:

Die eine verfolgte eine politische Strategie, die mit Protestverhalten und der Aufstellung von Forderungen verknüpft war, die andere stellte auf wirtschaftliche Selbsthilfe ab und hatte einen pragmatischen Charakter. Die politische Bewegung trat mit ähnlichen Forderungen auf wie die englische, ergänzt um amerikanische Spezifika, wie der Forderung nach Einführung einer Arbeitslosenversicherung sowie einer weiterreichenden Sozialgesetzgebung. Es bildeten sich Arbeitslosenkomitees, denen es am 6. März 1930 anlässlich des

"Internationalen Welterwerbslosentag" gelang, über eine Million AmerikanerInnen zu mobilisieren. In einer Reihe von Städten kam es dabei zu blutigen Auseinandersetzungen.

Die wirtschaftlichen Selbsthilfeorganisationen, die 1932/33 entstanden, basierten hauptsächlich auf direktem Austausch von Waren und Arbeitskraft. Die Mitglieder tauschten innerhalb oder auch zwischen den Organisationen und außenstehenden Einrichtungen. Es fand sich ein Nebeneinander von strikten Austauschregeln und gänzlichem Verzicht auf jeden Wertmaßstab im Sinne eines freien Nehmens und Gebens. Viele der Selbsthilfeorganisationen schufen Berechnungssysteme, die vom Arbeitsaufwand ausgingen. Die Tätigkeiten entsprachen der Vielfalt der beruflichen Herkunft der Beteiligten, meistens aber handelte es sich um landwirtschaftliche Arbeiten. Von den gewerkschaftlichen und politischen Arbeitslosenorganisationen wurden diese Praktiken des Naturaltausches nicht gerne gesehen. Sie kritisierten an ihnen, dass sie die ohnehin niedrigen Löhne weiter drückten.

10 Die Perioden der Erwerbslosigkeitsforschung

- Periode

Die Anfänge der Arbeitslosenforschung in den 30-er und 40-er Jahren des 20. Jhdt. stehen unter dem Eindruck der "Haltungstypen" (Jahoda et al., 1980) und der Idee des typischen Verlaufsmodelles (Zawadski, B. und Lazarsfeld, P.F., 1935; Eisenberg, P. und Lazarsfeld, P. F., 1938; Bakke, E. Wight, 1947). Das Methodeninventar ähnelt sich in allen Untersuchungen, die die verwendeten Stichproben sind noch sehr homogen.

- Periode

Die 70-er Jahre brachten ein vermehrtes Interesse an der Erwerbslosigkeitsforschung. Die Querschnittsuntersuchungen erlaubten nicht, Befunde zum Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und psychischem Befinden auf ihre Wirkungsrichtung hin zu beurteilen. Zunehmend wurden unterschiedlichere Stichproben unter Einbeziehung möglicher Einflussfaktoren gewählt. Das Resultat waren immer differenziertere, aber zum Teil widersprüchliche Ergebnisse.

Erwerbslosigkeit wurde verstanden als eines "life event", d.h. als Verlust, der plötzlich auftritt und auf den die Person reagiert.

- Periode

Mit der Erkenntnis, dass Erwerbslosigkeit ein Prozess ist, setzten sich ab Beginn der 80-er Jahre Längsschnittuntersuchungen durch. Ihre Aussagefähigkeit beruht im Wesentlichen auf dem Vergleich unterschiedlicher Statusgruppen nach einer längeren Phase von Erwerbslosigkeit. Da für eine gesamte Stichprobe im ersten halben Jahr nur selten einheitliche Effekte zu beobachten sind, mehrten sich Untersuchungen, die einen Zeitraum von 3 oder 5 oder sogar 10 Jahre in Anspruch nehmen. Das Interesse richtet sich nun auch auf die Familienmitglieder, die indirekt von den Auswirkungen der Erwerbslosigkeit betroffen sind.

- Periode

Seit wenigen Jahren kommen auch die Momente in den Blick, die der eigentlichen Arbeitslosigkeit vorausgehen: Die Arbeitsplatzunsicherheit und die Antizipation von Arbeitslosigkeit (vgl. Mohr, 1997)

In letzter Zeit wendet sich die Aufmerksamkeit, die sich bislang vor allem auf die negativen Folgen der Arbeitslosigkeit gerichtet hatte, vermehrt den positiven oder negativen Auswirkungen der Wiederbeschäftigung zu. Hierbei werden sowohl die subjektiven (Frese, 1994; Zempel & Frese, 1997) als auch arbeitsseitigen (Nitsche & Richter, 2003) Voraussetzungen einer gelingenden Reintegration in die Erwerbswelt beachtet. Forschungsschwerpunkte sind in diesem Zusammenhang die Moderation des Bewältigungsverhaltens und der Einsatz von Ressourcen, welche für den Erhalt von Kompetenzen wichtig sind sowie die Bedingungen präventiver Gesundheitserhaltung (Kuhnert, 2000; Dudda et al., 2000; Franke, 2000).

11 Die psychosozialen Funktionen der Arbeit

11.1 Jahoda: Die Verbindung mit der Realität

In ihrem Aufsatz "Bemerkungen zum Begriff 'Arbeit' (19) untersucht M. Jahoda, in welcher Weise Arbeit für den Menschen bedeutsam ist. Ihre Überlegungen gehen von Freuds "Das Unbehagen in der Kultur " aus. Freud meint in diesem späten Werk, die Arbeit sei die festeste Bindung des einzelnen an die Realität (Freud, 1934)

Diese Ansicht bildete den Abschluss einer gedanklichen Entwicklung, in der verschiedene Positionen unterscheidbar sind: Nach Rapaport (1961):

1. Realität mengt sich in das Triebleben ein. Ihre Rolle ist die eines Feindes, gegen den man sich verteidigt, so gut man kann.

2. Triebe brauchen zu ihrer Entladung wirkliche Objekte. Menschen können zwischen den äußeren Objekten der Triebbefriedigung wählen, was impliziert, dass sie zwischen ihnen unterscheiden. Diese ihre Fähigkeit, die Realität zu überprüfen stellt also eine biologische Überlebensfunktion dar. Sie hängt von sekundären Denkprozessen ab, die ein "wahres" Wissen von der Außenwelt vermitteln.

3. In der dritten, letzten Phase werden sowohl die Triebe als auch die Realität als Motivationsfaktoren aufgefasst. Das Ich wird nun als von den Trieben vergleichsweise unabhängig gesehen und kann daher gegenüber der Realität objektiv sein. Darüber hinaus wird es selbst vor allem durch den Kontakt der Person mit der Wirklichkeit geformt. An diesem Entwicklungspunkt der Konzeptualisierung fällt Freuds Bemerkung über die Arbeit. Aus seinen Auffassungen ist der Schluss zu ziehen, dass diese enge Bindung an die Wirklichkeit eine biologische und nicht eine bloß ökonomische Notwendigkeit darstellt.

Der Ich-Analytiker Hartmann (1979) nimmt Freuds Ideen auf und entwickelt sie weiter: Der Grundgedanke ist, dass sich der menschliche Organismus durch evolutionäre Prozesse an die Realität angepasst hat. Im Zuge der ontogenetischen Entwicklung kommen dabei vor allem sekundäre Prozesse zum Tragen. Die Bedingungen, unter welchen Lust und Unlust zustande kommen, verändern sich im Lauf der Geschichte (1964). Das Lustprinzip hängt gleichsam vom richtigen Funktionieren des Realitätsprinzips ab. "Ein Individuum, das eine "Tendenz, in

der Form der Anpassung . . . all das in Rechnung zu stellen, was wir als die 'realen' Züge eines Objektes oder einer Situation ansehen, nicht entwickelt hat, wird nicht in der Lage sein, aus seiner Arbeitssituation Lust zu gewinnen oder in ihr Schmerzen zu vermeiden."(1964, S. 399)

Jahoda stellt Freuds Aussage auf den Kopf: Wenn die Arbeit die festeste Bindung des Menschen an die Realität ist, dann sollte die Abwesenheit von Arbeit zu einem gewissen Realitätsverlust führen.

Die Arbeitslosen von Marienthal verfügten zwar durchaus über ein Realitätswissen. Aber ihnen fehlten die von ihren früheren Arbeitsplätzen beigestellten Zeit- und Zielstrukturen und die Notwendigkeit, sich ständig an jener Realität zu bewähren, die Hartmann die objektive nennt. Die Welt, in der sie lebten, ließ jene wechselseitige Verstärkung des Lust- und des Realitätsprinzips, auf die Hartmann hingewiesen hatte, nicht zu. Es blieb ihnen nur der Rückzug.

Hartmann (1958) betonte, dass "die Funktionen alle erwähnten mentalen und physischen Ichapparate sekundär zu Lustquellen werden können". White (1963, S. 188) gestaltet diese Idee in seinem Begriff der Kompetenz weiter aus, wenn er ausführt: "Die objektive, stabile Welt ist...eine auf Handlung basierende Konstruktion. Wissen über die Umgebung ist Wissen über die wahrscheinlichen Konsequenzen des Handelns". Das aktive Testen der Realität hat belohnenden Charakter, bereitet also Vergnügen. Es bleibt aber vorausgesetzt, dass die Welt diese Erfahrungsmöglichkeit bereitstellt.

Das Dilemma der Arbeitslosen bestand darin, dass ihre Existenz unvereinbar war mit "der Idee, daß die Existenz des Menschen in seiner Wechselbeziehung zu andern gründet; daß die Ziele des Einzelakteurs nur aufgrund der Existenz anderer vorstellbar werden; daß die kombinierten Ziele der Menschen größer sind und weiterreichende Konsequenzen haben als das Lebensziel irgendeines Individuums."(Jahoda, S. 288).

Die Arbeitslosen von Marienthal wussten dies. Aber der enge Lebenskreis, in dem sie sich bewegten, enthielt keine Möglichkeit, ihrer Vorstellungswelt Geltung zu verschaffen.

Jahoda benützt vor allem die Psychoanalyse Freuds und die Ich-Theorie Hartmanns, um einen Leitfaden für die Bindung, die eine Person über die Arbeit an die Realität erhält, zu entwickeln:

- Arbeit verstärkt die Erfahrung des Ablaufs der Zeit

- Arbeit ermutigt das Handeln zum Zwecke der Realitätsprüfung. Sie bezieht sich auf objektives Wissen
- Arbeit vermittelt die lustvolle Erfahrung der Kompetenz
- Arbeit erweitert den Bestand an konventionellem Wissen, besonders des Wissens darüber, dass die Ziele der Menschen die des Einzelmenschen transzendieren
- Arbeit bereichert die Welt der unmittelbaren Erfahrung
- Arbeit gestattet die wechselseitige Verstärkung des Lust- und des Realitätsprinzips

1983 verlässt Jahoda den theoretischen Rahmen, welcher die Funktionen der Arbeit in das Bedingungsverhältnis von Lust- und Realitätsprinzip einbettet.

Sie fügt die Bedeutung der Arbeit für die Vermittlung von Status und Identität hinzu und expliziert, dass Individualität nur im sozialen Kontext erfahren werden könne und der enge soziale Raum, den das Familienleben bietet, der Erweiterung durch das Erfahrungsfeld der kollektiven Arbeit als Gegenstück bedürfe. Sie meint, dass Muße ebenso wenig als Ersatz für Arbeit herhalten könne, denn die Mußezeit entfalte ihren Reiz erst durch die zeitliche Beschränktheit, sodass Arbeit als Bedingung von Muße anzusehen sei.

In den letzten Jahrzehnte haben verschiedene AutorInnen ausgehend von Jahodas Definition Überlegungen zu den gesundheitsförderlichen Funktionen der Arbeit vorgestellt, welche zum Teil reformulierenden Charakter haben, zum Teil auch Konzepte benützen, die den engen Blickwinkel auf Erwerbsarbeit überschreiten.

11.2 Funktionen von Arbeit nach "Work in America"

- Außer Güterproduktion und Bereitstellen von Dienstleistungen bietet Arbeit ein soziales Kontaktfeld
- In der Bewältigung seiner Arbeitsaufgaben kann der einzelne seine Fähigkeiten objektivieren und gewinnt ein Gefühl von Kompetenz

- In der Produktion nützlicher Güter oder Leistungen, die für den Erhalt und den Fortgang des gesellschaftlichen Lebens von Bedeutung sind, gewinnt der Einzelne das Gefühl, dass er gebraucht wird und zur Gesellschaft gehört
- Arbeit bietet einen sozialen Orientierungsrahmen für die individuelle Selbsteinschätzung
- Sich im Arbeitsprozess zu objektivieren, ist die Grundlage für Ausgestaltung und Prüfung des individuellen Realitätskonzepts in der Konfrontation mit der äußeren Realität („Work in America“, 1973, zit. nach Wacker, 1983, S. 87)

11.3 Faktoren nach Kirchler

Nach Kirchler (1993) können als die wesentlichen psychosozialen Faktoren der Erwerbsarbeit differenziert werden:

- **Aktivität und Kompetenz:** Die mit der Arbeit verbundenen Aktivität ist eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung von Qualifikationen. Arbeit kann als Quelle zur Aufrechterhaltung eines Kompetenzgefühls dienen.
- **Zeitstrukturierung:** Arbeit strukturiert unseren Tages-, Wochen- und Jahresablauf, die gesamte Lebensplanung; viele zeitbezogenen Begriffe wie Freizeit, Urlaub und Rente sind nur in ihrem Bezug zur Arbeit definierbar.
- **Kooperation und Kontakt:** Die Arbeit bietet eine wichtige Grundlage für die Entwicklung kooperativer Fähigkeiten und schafft ein wesentliches soziales Kontaktfeld
- **Soziale Anerkennung:** Durch die eigenen Leistung und die Kooperation mit anderen erfährt man soziale Anerkennung, die das Gefühl vermittelt, einen nützlichen Beitrag zur Gesellschaft zu leisten
- **Persönliche Identität:** Die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten um eine Arbeit ausführen zu können, bilden die Basis für die Ausbildung einer persönlichen Identität.

11.4 Das Vitaminmodell von Warr

Was Arbeitslosigkeit bedeutet, ist erst zu verstehen, wenn man die vorherige Arbeitssituation kennt. Diesem Umstand trägt Warr (1987, zit. nach Mohr, 1997) mit einem Vitaminmodell Rechnung, das er als Erweiterung des Modells von Jahoda (1983) sieht. Grundgedanke ist, dass der Mensch auch für seine psychische Gesundheit, analog zur körperlichen Gesundheit, Vitamine benötigt.

Manche dieser Vitamine können in unbegrenzter Menge aufgenommen werden, andere wirken sich bei Überdosierung nachteilig aus.

Vitamine für psychische Gesundheit:

- Kontrollmöglichkeiten: Diesem Vitamin kommt eine zentrale Rolle zu, da durch die Verbesserung der Kontrolle über Aktivitäten oder Ereignisse auch die anderen "Vitamine" beeinflusst werden können
- Möglichkeiten, seine Fähigkeiten einzusetzen: Erst durch die Anwendungsmöglichkeit vorhandener Fähigkeiten besteht die Grundlage zum Erwerb neuer Fähigkeiten.
- Von außen vorgegebene Ziele: sei es durch die Notwendigkeit der Existenzsicherung, sei es, indem Menschen mit Erwartungen, Rollenanforderungen, sozialen Normen usw. konfrontiert werden
- Vielfältige Anforderungen: Durch den Wechsel von Situation, Ort und Rolle.
- Klarheit der Umgebung (environmental clarity): durch Rückmeldung, Vorhersagbarkeit und eindeutige Rollenanforderungen
- Zugänglichkeit finanzieller Mittel: Finanzielle Mittel ermöglichen gleichzeitig am gesellschaftlichen Leben als auch die Gestaltung des eigenen Lebens
- Physische Sicherheit: Die physische Sicherheit muss absehbar sein, denn nur so können Individuen mobil sein.
- Möglichkeit zum sozialen Kontakt: Warr bezieht sich auf die sozialen Motive als grundsätzliches menschliches Bedürfnis

- Unterstützungsfunktion sozialer Beziehungen
- Notwendigkeit des sozialen Vergleichs zur Bildung der eigenen Identität
- Notwendigkeit kollektiver Prozesse zur Erreichung von Zielen.
- Eine geschätzte soziale Position: Diese realisiert sich über die Rolle und die damit verbundenen Aktivitäten und ist vom gegebenen Kontext abhängig.

Warr's Vitamin-Modell bietet den Vorteil, dass es nicht auf betriebliche Arbeit beschränkt ist. Es beschreibt "Umgebungsfaktoren", die allgemein untersucht werden können und auch in unterschiedlichen Kontexten von "Nicht(erwerbs)arbeit" zum Tragen kommen können. So kann die Situation Erwerbsloser unter Umständen der Gesundheit zuträglicher sein als eine vitaminarme Arbeitsumgebung.

12 Phasenmodelle der Arbeitslosigkeit

12.1 Die Warschauer Studie

Die vom Forscherteam in Marienthal festgestellten Haltungstypen schienen das Endresultat eines Prozesses zu sein, der mit der Entlassung einsetzt und verschiedene Stadien durchläuft, in denen die Arbeitslosen versuchen, ihre Situation zu bewältigen. Der Ablauf der psychischen Reaktionen ist die subjektive Seite der äußeren Tatsache der anhaltenden Erwerbslosigkeit.

Zawadski und Lazarsfeld (1935, zit. nach Kirchler, 1993) führten 1931/32 in Warschau via Preisausschreiben eine Studie an Arbeitslosen durch, in der verschiedene Indikatoren psychosozialer Auswirkungen von Arbeitslosigkeit (Ernährungslage, Gesundheit, Beleidigung und

Verkauf von Haushaltsgeräten, Schulden, Gelegenheitsarbeiten) erfragt wurden. Von 774 biographischen Erfahrungsberichten, die eingelangt waren, wurden 57 – darunter 51 Männer, 6 Frauen – ausgewählt. Anhand der Texte konstruierten die Autoren ein sechsstufiges Verlaufsmodell der Arbeitslosigkeit.

- Heftige Erregungszustände und Stimmungsschwankungen von panischer Angst über rauer bis hin zu Rachegefühlen und offenem Hass
- Ein Gefühl der Lähmung
- Relative Beruhigung, Anpassung an die Situation, Hoffnung, wieder Arbeit zu finden.
- Nachlassen der Hoffnung auf einen Arbeitsplatz, Gefühl von Ausweglosigkeit
- Affektive Erregung, Verzweiflung, die gegen die eigene Person gerichtet ist, Angstzustände und depressive Verstimmungen äußerten sich in Selbstmordgedanken und -versuchen.
- Versinken in tiefe Apathie, Teilnahmslosigkeit

12.2 Vier-Phasen-Theorie

Nach einer Analyse von 112 Studien aus Mitteleuropa, Großbritannien und den USA stellten Eisenberg und Lazarsfeld (1938, zit. nach Jahoda, 1983) ein Vierphasenmodell auf, das den Anpassungsverlauf an die Arbeitslosigkeit zeigt:

1. Schockphase, die zu einem Gefühl der Verzweiflung, Apathie und Resignation führt.
2. Hoffnung auf Wiederbeschäftigung und dahingehende Bemühungen
3. Nach wiederholten Misserfolgen folgt eine Phase der Erschöpfung, Spannungen in Familie und Bekanntenkreis. Hier herrscht Hoffnungslosigkeit vor und das Gefühl des persönlichen Versagens. Das gesellschaftliche Leben schränkt sich ein und führt zu einem Zustand der Isolation.
4. Phase des Fatalismus, geprägt von Angst, Verzweiflung und Ohnmacht

12.3 Eine Tagebuchstudie

In einer Tagebuchstudie, die Kirchler (1985) 1983 in Linz durchführte, wurden Arbeitslose veranlasst, während der Dauer von 6 Monaten in regelmäßigen Abständen Aufzeichnungen über Befinden und verschiedene Situationsfaktoren zu machen. Zusätzlich wurde ein Persönlichkeitsfragebogen (16- PF-Test) zur Feststellung der Persönlichkeitsstruktur und ein Zufriedenheitsfragebogen vorgelegt. Zur Validierung der Eintragungen im Tagebuch wurden die Untersuchungspersonen aufgefordert, Schätzungen über die Häufigkeit der erfragten Umstände anzustellen. Interviews ergänzten diese Untersuchungsmethoden.

Folgender Anpassungszyklus an die Arbeitslosigkeit wurde in Hinblick auf das Befinden sichtbar:

1. Schock, Befinden schlecht
2. Danach Besserung durch Hoffnung auf Wiederbeschäftigung und Stabilität über 3 Monate
3. Tiefstand nach 6 Monaten
4. Beginn einer tiefen psychologischen Krise

Sensitiv erwies sich der Verlauf gegenüber den Einflüssen der Persönlichkeitsstruktur. So hatten selbst-sicher-dominante Personen und sensibel-sozial abhängige Personen zu Beginn der Arbeitslosigkeit noch einen hohen Selbstwert und ein relativ gutes Befinden, erlitten aber im Laufe von 3 Monaten Einbußen an beiden Werten. Unsicher-nachgiebige Personen waren hingegen bereits zu Beginn in ihrem Selbstwert sehr betroffen und erholten sich nach drei Monaten etwas.

12.4 Expositions- und Initialwirkung

Frese unterscheidet zwischen Expositions- und Initialwirkung.

Expositionswirkung bezeichnet den Sachverhalt, dass die psychosozialen Auswirkungen mit der Dauer der Erwerbslosigkeit zunehmen.

Initialwirkung meint den Sachverhalt, dass die Auswirkungen am Anfang bzw. in der Antizipation gravierend sind, dann aber Gewöhnungseffekte eintreten. Bei „geringer Hoffnung auf Kontrolle“ verzweifelt man sofort und entwickelt Depressionen. Mit der Zeit findet man sich ab und passt sich der aversiven Situation an. Die Depression kann abnehmen oder sie nimmt wenigstens nicht zu.

Hohe Hoffnung hingegen führt über die tägliche Frustration in der Arbeitslosigkeit mit der Zeit zu psychischen Störungen. In diesem Fall gilt die Expositionsdauer.

Es ist möglich, dass beide Effekte bei unterschiedlichen Personen auftreten und es ist auch aber auch möglich, dass beide Effekte für dieselbe Person zutreffen.

Mohr (1985) ergänzt, dass beide Wirkungen innerhalb einer Stichprobe für ein Merkmal gleichzeitig auftreten können, d.h. wenn Subgruppen unterschiedliche Verläufe für denselben Indikator zeigen. Ebenso kann gelten, dass die Verläufe eines Indikators für eine gesamte Stichprobe dem Expositionsmodell folgen, für einen anderen Indikator aber für die gesamte Stichprobe ausschließlich eine Initialwirkung gilt.

Beide Wirkungen können innerhalb einer Stichprobe für ein Merkmal gleichzeitig auftreten, d.h. Subgruppen zeigen unterschiedliche Verläufe für denselben Indikator. Ebenso kann gelten, dass die Verläufe eines Indikators für eine gesamte Stichprobe dem Expositionsmodell folgen, für einen anderen Indikator aber für die gesamte Stichprobe ausschließlich eine Initialwirkung gilt.

Die Autorin gibt zu bedenken, dass in Studien mit Langzeitarbeitslosen Zusammenhänge nicht mehr identifizierbar sind, wenn mehrere Messzeitpunkte vorhanden sind, diese aber alle in der Phase des asymptotischen Verlaufs liegen. Dies gilt für solche Fälle, in denen ein Merkmal innerhalb einer Stichprobe beiden Verlaufsmodellen folgt.

Diesen zwei Wirkungsmodellen ist ein Drittes hinzuzufügen: In der LehrerInnenstudie (Ulich et al., 1985) wurde festgestellt, dass keine kontinuierliche Belastungszunahme vorliegt, vielmehr in Abhängigkeit von den jährlichen Einstellungsterminen die subjektive Belastung der erwerbslosen LehrerInnen schwankte (Mohr, 1985).

Hierher gehört vielleicht die Beobachtung von Layton (1988), der in einer Überblicksstudie von einem ständigen Auf und Ab der Gefühle und einem in Hinblick auf das Affektleben differenzielles Verlaufsprofil spricht. Arbeitslose klagen über mangelndes Wohlbefinden eher in den ersten 4 Monaten und fühlen sich darüber hinaus aber überflüssig. Wichtig sei es auch, festzuhalten, dass Perioden von Optimismus häufig Perioden von Pessimismus vorangehen (vgl. Layton, 1988).

Mohr schlussfolgert: Wenn schließlich in einer Stichprobe alle diese verschiedenen Verläufe für ein Merkmal auftreten, müsste sich kein Zusammenhang zwischen andauernder Erwerbslosigkeit und psychischer Befindlichkeit empirisch nachweisen lassen, obwohl für Subgruppen spezifische Zusammenhänge bestehen. Diese könnten jedoch zu verschiedenen Zeitpunkten klinisch relevant sein. Zur empirischen Überprüfung sind

Längsschnittuntersuchungen mit vielen Messzeitpunkten und die Erhebung möglichst vielfältiger Indikatoren erforderlich (vgl. Mohr, 1985; Frese, 1985; Layton, 1988).

12.5 Die Integration der Antizipation

Berth et al. (2006) weisen nachhaltig darauf hin, dass nicht nur tatsächlich erlebte Arbeitslosigkeit, sondern auch bereits die Angst vor Arbeitslosigkeit bzw. ein als unsicher wahrgenommener Arbeitsplatz zu massiven psychischen Beeinträchtigungen führen können. In einer Reihe von Untersuchungen hat sich der Faktor Arbeitsplatzunsicherheit unter den Variablen, die Belastungen am Arbeitsplatz messen, als wichtigste Vorhersagevariable für psychische Erkrankung erwiesen (Dilling & Weyerer, 1980, zit. nach Kieselbach, 1988)

In der IAB-Studie von Brinkmann und Potthoff (1983) empfanden 41% der Befragten, denen vom Arbeitgeber gekündigt wurde, die Zeit zwischen Kündigung und dem eigentlich Beginn der Arbeitslosigkeit schon als „große Belastung“, während 45% angaben, dass sie die Zeit „ruhig auf sich zukommen ließen“.

Pelzmann, Winkler und Zewell (1985) führten 1982 Beobachtungen an der Belegschaft einer Metallwarenfabrik in Südösterreich durch.

Die Beobachtung erfolgte im Jahr vor der einsetzenden Arbeitsplatzunsicherheit, ab Mitteilung der bevorstehenden Entlassungen, und ab Kündigung dreieinhalb Monate hindurch

Phase 0 – Antizipation

Die Erhebung der Krankenstände ergab: Die Gefährdung des Arbeitsplatzes wirkte stärker pathogen als die reale Belastung durch Arbeitslosigkeit.

Phase 1 - Eingangsphase der Arbeitslosigkeit.

Während der ersten Monate Arbeitslosigkeit gehen die Erkrankungen wieder zurück auf ein Niveau, das von dem der Arbeitsplatzsicherheit nicht mehr signifikant verschieden ist. Die Erholungseffekte überwiegen gegenüber den Belastungseffekten. Pelzmann verweist auf Brinkmann (1983, zit. nach Pelzmann, 1985), der bestätigt: Der Gesundheitszustand ist nicht schlechter, in Teilgruppen sogar besser.

Phase 2 - Optimismus und Bemühen um einen Arbeitsplatz.

Für die ersten Monate Arbeitslosigkeit gilt, dass finanzieller, sozialer und familiärer Druck eine stimulierende Wirkung auf die Mobilität und den Erfolg bei der Arbeitssuche haben kann. Ab dem fünften Monat hingegen verstärkt jeder Druck die Versagensquote bei der Wiederbeschäftigung. Das gilt ganz besonders für Jugendliche.

Phase 3 – Resignation

Die destruktive Wirkung (ökonomisch, sozial, gesundheitlich und familiäre Belastung) der Arbeitslosigkeit korreliert mit der durchschnittlichen Verweildauer in der Arbeitslosigkeit. Die destruktive Wirkung ist jedoch nur bei denjenigen zu beobachten, die die Zeit untätig verbrachten. Nebenerwerb in der Landwirtschaft, Schwarzarbeit und Aushilfstätigkeiten mit oder ohne Entgelt sind ein Schutz vor Verhaltensdefiziten¹. Die Erwartung der kontrollierenden Beeinflussung der finanziellen, familiären, sozialen und gesundheitlichen Lebensumstände wird aufrechterhalten. Ohne Tätigkeit gelingt dies aber nicht.

Phase 4 - Anpassung an die Dauerarbeitslosigkeit

Nach einem Jahr Arbeitslosigkeit waren Mobilitätsdefizite, stufenweiser Abbau von Lebenserwartungen, Interessen und Zielstrebigkeit zu beobachten. Pelzmann et al. interpretieren die beobachteten Verhaltensänderungen als Anpassung an die Dauerarbeitslosigkeit².

Einen neuen Orientierungsrahmen für die Forschung könnte das Konzept des "Arbeitslosigkeitsprozesses" von Büchtemann (1984) abgeben. Der Arbeitslosigkeitsprozess ist definiert als "diachronisches Zusammenwirken von Arbeitsmarktprozessen und -mechanismen, welche auf der Ebene individueller Erwerbsbiographien die Komponenten Betroffenheit, Dauer, Beendigung und berufliche Bewältigung von Arbeitslosigkeit bestimmen und strukturieren" (Büchtemann, 1984, S. 42).

Der A-Prozess besteht aus 5 Stufen, die im Hinblick darauf erläutert werden, welche psychischen Phänomene und psychologischen Konzepte jeweils relevant werden könnten:

¹ Möglicherweise waren die Ergebnisse bei Bergmann (1994), in deren Stichprobe sich keine Anhaltspunkte für den beschriebenen charakteristischen Phasenverlauf der psychischen Folgen des Arbeitsplatzverlustes ergaben, diesen Schutzfaktoren zu verdanken.

² In der Untersuchung der männlichen Teilstichprobe des sozioökonomischen Panels (Laura Romeu Gordo, 2006) verschiebt sich dieses zeitliche Ablaufschema beträchtlich: So konnten sichere Anzeichen von Anpassung an die Arbeitslosigkeit nach dem ersten Jahr nach dem Arbeitsplatzverlust beobachtet werden. Eine Dauer von mehr als 2 Jahren, aber weniger als 3 Jahren weist dagegen signifikant negative Effekte auf.

Krankheit oder Rückkehr ins Bildungssystem oder Einweisung in arbeitsmarktpolitische Maßnahmen. Bei der Wiedereingliederung sind die beruflichen Veränderungsprozesse bedeutsam.

1. Einstieg der Arbeitskraft in eine „negative Berufskarriere“ bzw. der Eintritt in ein beschäftigungsunsicheres Arbeitsmarktsegment: In den Blick zu nehmen sind Bildungsausstattung, ev. ungünstiger Berufsstart, berufliche Dequalifikations- und Abstiegsprozesse, erzwungener Arbeitsplatzwechsel. Arbeitslosigkeitsrisiken schließen häufig an soziale Gefährdungen wie Ausbildungs-, Qualifikations- und Gesundheitsrisiken im Sinne einer Kumulation sozialer Risiken an.

2. Einstieg in die Arbeitslosigkeit: Anlass kann Entlassung oder Kündigung, aber auch die eigene Arbeitsplatzaufgabe sein. Die vorangegangene Berufskarriere kommt ins Spiel.

3. Situation in der Arbeitslosigkeit: stehen unter dem Aspekt der Wiedereingliederungschancen, der Dauer der Arbeitslosigkeit, den Arbeitsmarkterfahrungen bei der Arbeitssuche, dem von der sozialen Situation abhängigen Wiedereingliederungsdruck, der Vermittlungspraxis des Arbeitsamtes und dem Verhalten des Arbeitsvermittlers.

4. Beendigung der Arbeitslosigkeit: Probleme der Wiedereingliederung kommen ins Spiel. Dabei kann es sich um eine Reduzierung der Belastungen handeln oder in manchen Fällen lediglich eine Veränderung des Belastungsprofils. Die Beendigung der manifesten Arbeitslosigkeit kann aber auch ein Ausscheiden aus dem Arbeitsleben bedeuten, Abgang in die „stille Reserve“, Rente,

5. Längere Konsequenzen der Arbeitslosigkeit für die Berufsbiographie: Diesen kann man nur mit biographisch angelegten Untersuchungen auf die Spur kommen. Bedeutsam für das weitere Erwerbsschicksal ist, ob im Falle der Wiedereingliederung der Zutritt zu stabileren Arbeitsplätzen mit längerfristigen Integrationschancen ins Berufsleben gewährleistet ist.

Der folgende Vergleich hebt sich wegen seiner ungewöhnlichen Betrachtungsweise des in Diskussion stehenden Problems von den üblichen Konzepten ab:

In einer Untersuchung von Finley und Lee (1981, zit. nach Layton, 1988) erfuhren Verwaltungsbeamte Konflikte und Spannungen zwischen aktuellen und idealen Selbstbildern

in einer Intensität wie sie beim Sterbeprozess durchgemacht wird: Schock, Verleugnung, Unglauben oder sogar Erleichterung, Verhandeln, Schuld und letztendlich Akzeptanz.

13 Einflussvariablen auf die Verarbeitung der Arbeitslosigkeit

13.1 Die Wirkungen des finanziellen Einflusses

In einer Befragung des Infratest Sozialforschung, die Ende der 80-er Jahre in der BRD durchgeführt wurde, gaben 74% der Arbeitslosen an, ihre persönlichen Ausgaben eingeschränkt zu haben, 47% hatten vorgesehene Anschaffungen zurückgestellt, 37% Ersparnisse ganz oder teilweise verbraucht, 17% Schulden gemacht bzw. Kredite aufgenommen, 15% waren mit Ratenzahlungen und 12% mit Versicherungszahlungen nicht mehr zurechtgekommen, 10% konnten Sparverträge nicht mehr bezahlen, 9% gaben an, mit der Miete in Verzug gekommen zu sein (Rosenblatt, 1991, zit. nach Brinkmann und Wiedemann, 1994).

„Eine Befragung von knapp 500 nach Quotenvorgaben ausgewählten Arbeitslosen 1992 lässt ein ähnliches Bild erkennen. Eine große Rolle spielte hier der Verzicht auf Urlaubsreisen (42%) und das Problem, auf kulturelle Erlebnisse, Bedürfnisse bzw. Freizeitangebote verzichten zu müssen. Insgesamt geben 77% der Arbeitslosen im Osten - ähnlich wie im Westen - finanzielle Einschränkungen der einen oder anderen Art an. (INFO GmbH, S. 80 ff., zit. nach Brinkmann.& Wiedeman, 1994)

Im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung einer Interventionsmaßnahme der Arbeitsverwaltung, die sich besonders an Langzeitarbeitslose richtete, erhob Kieselbach (1994) in einer Eingangsbefragung Informationen über die psychosoziale Problemdichte der TeilnehmerInnen. Dabei standen in der Rangliste die finanziellen Probleme ganz oben. Sie wurden von mehr als 3/4 der TeilnehmerInnen genannt.

Von allen Variablen, welche die psychosoziale Befindlichkeit moderieren, ist für Brinkmann (1984) die finanzielle Lage die wichtigste. Finanzielle Belastungen haben einen direkten Einfluss auf die psychosozialen Probleme (Kirchler (1993) und führen zu gesundheitlichen

Beeinträchtigungen (Brinkmann & Potthoff, 1983).

Pelzmann (1988b) beobachtete, dass der finanzielle Druck vorerst zwar stimulierend auf Mobilität und Erfolg bei der Arbeitssuche wirkt, dass aber ab dem 6. Monat jeder Druck die Versagensquote bei der Wiederbeschäftigung verstärkt.

Für Langzeitarbeitslose dramatisiert sich die Situation zusehends. Viele Langzeitarbeitslose befinden sich im finanziellen Notstand, denn der Sozialhilfesatz reicht nicht zum Überleben. Obdachlosigkeit und hohe Verschuldung kennzeichnen die Lage vieler. Die Bedrohungen, die aus der Geldnot und wachsender Schuldenhöhe resultieren, führen zu erhöhter Vulnerabilität, mindern das emotionale Stabilitätsniveau, verringern das präventive Gesundheitsverhalten und die allgemeinen protektiven Ressourcen (Kastner & Vogt, 2000).

Spruit (1985) kann in Holland^{3*}, einem Land, das in der Vergangenheit ein vergleichsweise großzügiges Sozialmodell realisierte, keinen unmittelbaren Einfluss auf den Gesundheitszustand nachweisen, obwohl auch sie die Wichtigkeit der finanziellen Situation für das Erleben der Arbeitslosigkeit bestätigt. Bei den untersuchten Vergleichsgruppe der Beschäftigten hatte dieser Faktor einen größeren Einfluss auf die Gesundheit.

Einige Befunde deuten in die Richtung, dass der Zusammenhang zwischen psychischem Befinden und Arbeitslosigkeit über Geldnot vermittelt ist:

So ergeben sich in der sächsischen Längsschnittstudie (Frese, 1994) signifikante Korrelationen zwischen Depressivität und Bitterkeit auf der einen Seite und finanziellen Problemen auf der anderen Seite. Je weniger Ersparnisse man hat, desto höher ist die Depressivität und Bitterkeit bei den Arbeitslosen

³ Die Befunde zu den Auswirkungen finanzieller Einschränkungen sind kaum zu vergleichen, wenn man die unterschiedliche Gestaltung der sozialen Sicherungssysteme der einzelnen Länder nicht in Rechnung zieht. Die Spannweite von Einkommenslagen, bedingt durch beitragsbezogene Ersatzleistungen in unterschiedlicher Höhe oder auch andere Regelungen wie etwa seit 2005 das deutsche Arbeitslosengeld II, welches aus einer sehr niedrig bemessenen Kombination aus Versicherungsleistung und Sozialhilfe besteht, ist sehr weit. In manchen Ländern wie z.B. den USA besteht meist überhaupt kein Sicherungssystem, das die finanziellen Risiken der Arbeitslosigkeit auffängt.

Die finanzielle Situation der Arbeitslosen ist keine einheitliche und sie trifft die Arbeitslosen auf unterschiedlichem Niveau. Dass die psychosoziale Betroffenheit von Land zu Land differiert, ist dann kaum verwunderlich. Bringt man jedoch die durch die finanziellen Mängel vermittelten Folgeerscheinungen mit den materiellen Voraussetzungen der Arbeitslosen in Zusammenhang, löst sich mancher Widerspruch auf.

In Freses (Frese und Mohr, 1985, zit. nach Frese, 1985) Längsschnittanalyse an männlichen älteren Arbeitern zeigt sich eine Verschlechterung der finanziellen Situation der Arbeitslosen mit der Zeit. Bei statistischer Kontrolle der finanziellen Situation verringerte sich der Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Depression. Die finanzielle Situation kann damit als Moderator für den Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Depression gelten.

Mohr (1997) untersuchte männliche Arbeitslose über 45, die zuvor als Arbeiter ohne Führungsaufgaben tätig gewesen waren.

In Hinblick auf die Entwicklung wurden dauerhaft Arbeitslose mit wiederholt Arbeitslosen, Rentnern und Wiederbeschäftigten verglichen. Anfangs unterschieden sich die Gruppen nicht signifikant in ihrem Depressivitätswert. Eineinhalb Jahre später traf dies nicht mehr zu. Die Unterschiede zwischen ihnen verloren jedoch ihre Signifikanz, wenn der Einfluss von finanziellen Problemen und enttäuschter Kontrollhoffnung (im Sinne der Erwartung, die dem Ereignis zugrundeliegende Bedingung beeinflussen zu können; siehe Frese, 1979) einzeln oder gemeinsam berücksichtigt wurde. Es konnte auch beobachtet werden, dass die Dauer der Einwirkung finanzieller Belastungen die Depressivität moderierte.

Kessler, Turner & House (1988) wählten eine Gegend um Michigan, USA, die von einer hohen Arbeitslosenrate gekennzeichnet war, um herauszufinden, welche Faktoren das Befinden der Arbeitslosen beeinflussten. Als einziger signifikanter Moderator der gesundheitlichen Beeinträchtigungen erwiesen sich die finanziellen Belastungen als signifikant. Alle anderen Moderatoren erwiesen sich als vergleichsweise belanglos. Die finanziellen Belastungen, die die Versorgung mit Nahrung, Kleidung und Medikamenten erschweren, erklären einen großen Teil der beobachteten Ängstlichkeit und 100% aller körperlichen Beschwerden. Die nachteiligen Effekte der Arbeitslosigkeit sind nur mehr halb so groß, wenn diese Belastungen fehlen. Die schlechtesten Gesundheitswerte waren dann zu beobachten, wenn sich zur Arbeitslosigkeit zusätzliche unangenehme Lebensereignisse einstellten, wohingegen bei Wegfall beider Einflussgrößen Arbeitslose nicht mehr von den anhaltend Beschäftigten zu unterscheiden waren .

Unter den Arbeitern (blue-collar-workers) scheint der finanzielle Aspekt der Arbeit entscheidend zu sein. Sie betonten viel eher als höhere Fachkräfte und Manager, dass sie ohne finanzielle Notwendigkeiten ihren Job aufgeben würden.

Wenn das Geld ausreicht, muss der Jobverlust nicht einmal unangenehm sein.

Bonss, Keupp & Koenen (1984) wiesen sogar eine Befindensverbesserung durch Arbeitslosigkeit bei Personen nach, die keine wesentlichen finanziellen Belastungen durch den Verlust ihrer Arbeit erlebten.

Vielfach wird über die abnehmende Qualität der Zeitverwendung bei Arbeitslosen gesprochen. Es sollte nicht vergessen werden, dass die finanziellen Möglichkeiten keine geringe Rolle für die Freizeitgestaltung und Entfaltung sozialer Aktivitäten spielen.

In einer Befragung in OÖ (Stelzer-Orthofer, 2006) kann mehr als der Hälfte der Arbeitslose von der Versicherungsleistung nicht mehr leben. Fast drei Viertel aller befragten Personen müssen noch andere Einkommensquellen heranziehen.

Entsprechend stehen die finanziellen bzw. materiellen Möglichkeiten im Zusammenhang mit den Auswirkungen der Erwerbslosigkeit in der Häufigkeitsliste ganz weit vorne. So geben acht von zehn Personen an, finanzielle Einbußen in Folge der Arbeitslosigkeit unter anderem als schlimmste Auswirkung zu sehen. Viele leiden unter der Tatsache, dass der Lebensstandard nicht mehr zu halten ist. Sie müssen aus finanziellen Gründen Freizeitaktivitäten (Fitnesscenter, Kino, Kaffeehaus) einschränken. Gemeinsame Unternehmungen werden rar und als Folge davon ziehen sich die FreundInnen zurück.

Auch Warr & Payne (1983) konnten in ihre Untersuchung der Verhaltensweisen von Arbeitslosen aus der Mittel- und Unterschicht feststellen, dass Tätigkeiten, die mit finanziellen Aufwendungen verbunden waren, eingeschränkt wurden.

Dass sich in weiterer Folge, wie Brinkmann (1984) beobachtete, Formen der Inaktivität und Langeweile einstellen, liegt nahe. Bei ihm stehen die psychosozialen Schwierigkeiten in engem Zusammenhang mit finanziellen Schwierigkeiten. Er fand auch, dass Entlastungen sich unter anderem aus der Verfügbarkeit von finanziell abgesicherten und sozial akzeptierten Alternativen zur Erwerbstätigkeit ergeben, vor allem als Rentner oder Hausfrau.

Wie ist Armut feststellbar und was bedeutet es, ein bestimmtes Niveau finanzieller Versorgung auf Dauer zu unterschreiten? Wo beginnt die Verringerung des Lebensstandards,

wo kann man von einer empfindlichen Einschränkung der Lebensführung sprechen und wo verwandelt sich die Mängellage in eine echte Notlage?

Bonß und Keupp (1984) beklagen die Uneinheitlichkeit von Armutsdefinitionen, sowie das Fehlen eines Inflationsindex oder eines Deprivationsindex zur Erfassung der relativen Verelendung.

Wie Pelzmann (1988b) zeigt, entscheiden objektive Lebensumstände, aber auch das subjektive Akzeptanzniveau, ob die finanziellen Einschränkungen als Belastung erlebt werden. Während die mittleren Jahrgänge sich hierin am verwundbarsten erwiesen, erlebten Frauen, die nach Karenz arbeitslos sind und sich am meisten einschränken müssen, die Anpassung an eine knappere Haushaltung als zumutbar.

Noch schwerer ist Objektivität darüber zu erzielen, wann die den Arbeitslosen aufgezwungenen Einschränkungen mit einer Einbuße an Lebensqualität gleichzusetzen sind. Andererseits können sich auch Organisationsformen des Überlebens entwickeln, die sich einer oberflächlichen Betrachtung von Einkommenslagen und Versorgungsstrukturen entziehen.

So stellt Warr (1983) fest, dass die ökonomische Ausgrenzung in Großbritannien keineswegs zu völliger Anomie führen muss. Es haben sich qualitative Verschiebungen des gesellschaftlichen Lebensminimums ergeben, die selbst bei massiver Verarmung mehr Eigenaktivität erlauben.

In der von Fischer-Kowalski (1986) studierten Waldviertler Gemeinde hat sich innerhalb eines Wohnblocks, der vorwiegend von sozial randständigen Personen bewohnt war, statt eines Ghettos eine Solidargemeinschaft von Armen und Arbeitslosen gebildet, die ein wirtschaftliches und soziales Überleben abseits des Marktes gewährleistete. Die BewohnerInnen leisteten einander technischen Service, verschenkten alte Geräte, kochten für einander oder teilten Nahrungsmittel wie etwa im Wald gesammelte Pilze aus.

13.2 Geschlecht

In einer oberösterreichischen Studie (Stelzer-Orthofer, 2006) ergibt der Vergleich geschlechtsspezifischer Auswirkungen der Arbeitslosigkeit:

Frauen sehen in der Arbeitslosigkeit eher eine Chance, beruflich etwas Neues zu machen. Obwohl mehr Frauen als Männer glauben, nie wieder einen passenden Arbeitsplatz zu finden, sind mehr Frauen bereit, berufliche Abstriche machen und ein geringeres Einkommen in Kauf zu nehmen.

Frauen geben eher als Männer familiäre Probleme an, leiden eher unter Zukunftsängsten und dem Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden. Mehr Frauen als Männer fühlen sich aufgrund der Arbeitslosigkeit zunehmend niedergeschlagen, und haben Zweifel an den eigenen Fähigkeiten. Zudem fühlen sich Frauen häufiger verunsichert und spüren, dass ihr Selbstwertgefühl verstärkt unter der Situation leidet.

Männer klagen häufiger über finanzielle Einbußen und halten die Bedrohung des Lebensstandards für die schlimmste Auswirkung der Arbeitslosigkeit. Mehr Männer als Frauen haben öfter das Gefühl, Sozialschmarotzer zu sein. Männer können häufiger ihre Freizeit nicht mehr richtig genießen und finden es tendenziell schwieriger, ihren Tag zu strukturieren.

In den Interviews mit den Betroffenen zeigte sich, dass Frauen mehr Zeit der Haushaltsarbeit oder der Betreuung der Familie (Kinder, Eltern) widmen, weshalb die freie Zeit nicht im selben Ausmaß eine Belastung darstellt wie für Männer.

Es sind vor allem die Männer, die über eine Verschlechterung der sozialen Umgebung, einen Rückgang geselliger Treffen sowie den Verlust von Bekannten und FreundInnen klagen. Sie leiden dementsprechend stärker unter einem Gefühl der Einsamkeit.

Die AutorInnen sehen den Grund darin, dass für Männer die Arbeitsstelle oftmals eine der wichtigsten sozialen Begegnungsmöglichkeiten darstellt und soziale Beziehungen außerhalb der Arbeit nicht entsprechend gepflegt wurden.

Stelzer-Orthofer und al. argumentieren die gefundenen Unterschiede zwischen den Geschlechtern mit der Rückzugsmöglichkeit der Frauen auf anerkannte Alternativrolle wie Haushalt und Kindererziehung, die für die Männer nicht besteht. Männer sind also in ihrer klassischen Rolle als Ernährer viel tiefer in unserer erwerbszentrierten Gesellschaft verankert als partnerschaftliche Modelle vermuten lassen.

13.2.1 Männer leiden mehr als Frauen

Kieselbach (1988, zit. nach Mohr, 1993) stellt dar: "Frauen berichten allgemein weniger Belastungen in der Arbeitslosigkeit als Männer (Kieselbach, 1993).

Sie weisen eine geringere Beeinträchtigung ihrer psychischen Gesundheit auf (Lahelma, 1989).

Das Belastungsprofil verhält sich entsprechend den Rollenvorgaben der Geschlechter. Die psychosozialen Belastungen sind bei arbeitslosen Männern weitaus stärker als bei arbeitslosen Frauen (Brinkmann, 1976, zit. nach Kirchler, 1993).

Das Bild von Frauen ohne Erwerbsarbeit – so Kirchler (1993) – ist in den westlichen Industriegesellschaften durchaus intakt. Ein Mann ohne Job entspricht dem gesellschaftlichen Stereotyp nicht und müsste Arbeitslosigkeit negativer erleben als eine Frau.

In einem Vergleich zwischen jeweils rund tausend Erwerbslosen und Wiedervermittelten, welche von Büchtemann und Rosenblatt (1981) durchgeführt wurde, wiesen Männer in den Variablen „offizielle Erwerbsminderung“, „beim Arbeitsamt angegebene gesundheitliche Einschränkungen“ und „subjektive Einschätzung des eigenen Gesundheitszustandes“ durchgängig schlechtere Werte auf als Frauen. Lahelma berichtete, dass beim Wechsel von der Erwerbslosigkeit in den Hausfrauenstatus der Anteil von Personen, die ihren Gesundheitszustand weniger gut bzw. schlecht einschätzen, von 16% auf 12% sinkt. (Allerdings sinkt er auch bei den Frauen, die zu beiden Befragungszeitpunkten Hausfrauen waren, um 4%).

Schultz-Gambard, Balz und Winter (1987) kommentieren den Forschungsstand: ". . . Bei den arbeitslosen Frauen lassen sich die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit nur in Verbindung mit ihren sonstigen familialen und sozialen Rollen verstehen. Frauen, für die Arbeitslosigkeit Rückkehr in die Rolle von Hausfrau und Mutter bedeutet, betrachten sich unter diesen Bedingungen nicht als eigentlich arbeitslos und zeigen auch nicht die bei arbeitslosen Männern auftretenden negativen Folgeerscheinungen im psychosozialen Bereich" . . . „ . . . Besonders in der Gruppe der jüngeren Mütter mit zu versorgenden Kleinkindern zeigt sich kein Zusammenhang zwischen psychischen Wohlbefinden und Beschäftigungslage und damit auch keine Beeinträchtigung bei Verlust des Arbeitsplatzes . . ." (Schultz-Gambard et al., 1987, S. 200).

So zeigt eine Untersuchung von Warr, Jackson und Banks (1982) an SchulabgängerInnen für Mädchen eine negative Korrelation zwischen Symptomstärke und Dauer der Arbeitslosigkeit. Je länger sie arbeitslos waren, desto schwächer wurde der psychosoziale Stress. Sie waren entweder schwanger geworden oder kümmerten sich um ihre Kinder. Für Burschen existierte dagegen keinerlei Zusammenhang.

Brinkmann und Potthoff (1983) analysierten eine IAB-Stichprobe nach Geschlechtern getrennt: 68% der jungen arbeitslosen Frauen hatten niedrigere Beschwerdewerte, das heißt sie gaben keine oder höchstens eine Beschwerde an, im Vergleich zu 54% der erwerbstätigen Frauen. „Junge arbeitslose Frauen sind also unter dem Gesichtspunkt der Beschwerdenbelastung betrachtet durchschnittlich "körperlich gesünder" und fühlen sich mehr entlastet als vergleichbare erwerbstätige Frauen.“ (S. 388)

Auch in Hinblick auf die Indikatoren psychischer Gesundheit ist zwischen arbeitslosen und erwerbstätigen Frauen war kein signifikanter Unterschied zu erkennen. Bei Männern war dies anders: die mit der Arbeitslosigkeit rasch sich einstellenden finanziellen Probleme, mehr noch die psychosozialen Belastungen schlugen sich in schlechteren Befindenswerten der Männer - und hier insbesondere der jungen Männer - nieder.

Aus Pelzmans (1988) umfangreicher Untersuchung geht hervor, dass Frauen die Ruhepause genießen und mit dem Familienleben zufriedener sind als die Männer. Die Erholungseffekte sind am größten bei Frauen, die nach dem Karenzurlaub arbeitslos geworden sind oder aber auch Saisonarbeiterinnen.

Während allerdings der Tagesablauf durch Tätigkeiten im Haus bei Frauen strukturiert ist, gehen fast der Hälfte der Männer die Fixpunkte verloren. Sie lassen die Zeit einfach vergehen und nehmen sich nichts vor für den nächsten Tag.

Brinkmann (1984) verglich Erwerbstätige, Erwerbslose, Rentner und Hausfrauen. Erwerbslose Frauen geben insgesamt weniger psychosoziale Beeinträchtigungen an. Dies gilt vor allem für die verheirateten Frauen. Die Regression ergab, dass bei verheirateten Frauen, die nicht unter starker finanzieller Belastung stehen, eine kürzere Erwerbslosigkeitsdauer aufweisen und anschließend in die "Nichterwerbstätigkeit" übergehen, es kaum noch welche gibt, die psychosoziale Belastungen angeben. Dieser Einflussfaktor ist bedeutsamer als das

(ebenfalls in einer Regression als bedeutsam identifizierte) Einnehmen der Alternativrolle Hausfrau/RentnerIn.

Zwischen letzteren und Langzeitarbeitslosen (eineinhalb Jahre) waren die Unterschiede am größten.

13.2.2 Kein Unterschied zwischen den Geschlechtern

Stokes und Cochrane (1984) untersuchten eine kleinere Anzahl von Frauen und Männern ab 1. Tag nach der Fabrikschließung und weiteren 5 Zeitpunkten im Abstand von jeweils 4 Wochen.

Der Vergleich in Hinblick auf somatische und psychologische Symptome, Hostilität, Lebenszufriedenheit, Autorität in der Familie und quantitative Sozialkontakte erbrachte keine signifikanten Unterschiede zwischen Männern und Frauen.

Auch Warr & Jackson (1988) befinden, dass Männer und Frauen, die formal als arbeitslos registriert sind, keine Unterschiede bezüglich ihrer psychischen Gesundheit zeigen.

Leeftang, Hesselink und Spruit (1982) fanden, dass Arbeitslosigkeit unabhängig von Moderatoren wie Erziehung, Alter, dem Bestehen einer Partnerschaft etc. auf die registrierten offiziellen Betroffenen einen nachteiligen Gesundheitseffekt ausübt, der in gleicher Weise für Männer und Frauen existiert. Die Wirkung der Arbeitslosigkeit weist viel mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede zwischen den Geschlechtern auf. Für beide gelten die gleichen Risikofaktoren und Beziehungen zwischen Arbeitslosigkeit und schlechtem Gesundheitszustand. Die Resultate von Leeftang, RL. et al. (1982) weisen jedoch darauf hin, dass die versteckte Arbeitslosigkeit, die nur bei Frauen gefunden wird, in Hinblick auf Gesundheitsstatus und Risikofaktoren eine eigene empirische Kategorie bildet.

13.2.3 Gleiche Belastung – unterschiedliche Verarbeitung

Kuhnert und Kastner (2006) fanden allerdings heraus, dass die durch Arbeitslosigkeit ausgelösten Stressoren bei langzeitarbeitslosen Männern gegenüber Frauen unterschiedlich verarbeitet werden, aber kein geschlechtsspezifisch unterschiedliches Beanspruchungsniveau bedingen. Die Studie bescheinigte langzeitarbeitslosen Männern eine hochsignifikant höhere Ausprägung an Kompetenzerwartung/Selbstwirksamkeit und umgekehrt Frauen ein signifikant stärker ausgeprägtes präventives Gesundheitsverhalten.

13.2.4 Objektive Benachteiligung der Frauen

Kirchler und Nowy (1988) untersuchten traditionell eingestellte Männer und Frauen und progressiv eingestellte Männer und Frauen. Es gab keine Wechselwirkung zwischen Geschlecht und Rollenbild, wohl aber einen Haupteffekt des Geschlechtes auf die allgemeinen Zufriedenheits- und Befindenswerte. Jedoch nicht in der erwarteten Richtung, sondern derart, dass Männer durch ihre Arbeitslosigkeit weniger betroffen scheinen als Frauen. Frauen gaben an, depressiver, ängstlicher, müder und öfters verärgert zu sein als Männer. Sie tendieren dazu, seltener guter Laune, aktiviert, entspannt, öfters nervös und vor allem mit ihrer Ausbildung und Gesundheit unzufriedener zu sein als Männer. Kirchler weist darauf hin, dass in Österreich zur Zeit der Untersuchung die Chancen auf Wiederbeschäftigung gerade für Frauen gering waren und die Verweildauer in der Arbeitslosigkeit stark zunahm. Sein Schluss: Die objektive Wiedereinstiegsbedingungen, die für Männer und Frauen unterschiedlich sind, scheinen bedeutsamer zu sein als die unmittelbaren geschlechtsbedingten Unterschiede.

Die sächsische Längsschnittstudie befasste sich zwischen 2002 und 2004 in 3 Erhebungswellen mit den Auswirkungen der Arbeitslosigkeit, mit welcher sich nach der politisch-wirtschaftlichen Wende eine anwachsende Zahl von Menschen in den neuen Bundesländern konfrontiert sah. 420 Männer und Frauen mit Arbeitslosigkeitserfahrung wurden einander gegenübergestellt. Es zeigte sich (Berth et al., 2006) dass Frauen unter mehr Beschwerden leiden. Sie haben tendenziell mehr Herzschmerzen und eine höhere Erschöpfungsneigung und zu allen 3 Zeitpunkten einen höheren Distresslevel.

Die AutorInnen verweisen auf den in den neuen Bundesländern für Frauen vergleichsweise hohen Stellenwert von Berufs- und Erwerbsarbeit für die Definition der eigenen Persönlichkeit. Doch dies dürfte den Unterschied zwischen Männern und Frauen nicht hinreichend erklären. Frauen geben zweimal so häufig wie Männer an, dass ihr derzeitiger Arbeitsplatz unsicher sei. Dies entspricht ihren objektiven Arbeitsmarktchancen, die deutlich schlechter sind als die der Männer. Interessant ist der Befund, dass Männer bei unsicherem Arbeitsplatz tendenziell depressiver und ängstlicher sind und unter höherem psychischem Distress leiden als Frauen. Dabei geben Männer jeweils eine höhere Lebenszufriedenheit an.

13.2.5 Ein differenzieller Blick auf die Reaktionen der Frauen

Spruit (1985) meint, dass Frauen, unabhängig davon, ob sie beschäftigt oder arbeitslos sind, mehr physische als auch depressive Beschwerden haben als Männer, wobei die arbeitslosen Frauen deutlich höher liegen.

Verkleij (1987, zit. nach Mohr, 1997) untersuchte 750 Erwerbslose in Abständen von 1 Jahr in Hinblick auf körperliche und depressive Beschwerden, auf ihr Krankheitsverhalten, vorhandene negative Gefühle, Einsamkeitsgefühle und das Belastungserleben durch die Erwerbslosigkeit. Frauen hatten in größerem Ausmaß negative Gefühle und eine schlechtere physische Gesundheit als Männer. Mohr (1997) weist auf den relativ hohen Anteil an langzeitarbeitslosen Frauen in dieser Studie hin, was bedeuten könnte, dass Frauen nur für die Anfangsphase der Erwerbslosigkeit bessere Bedingungen haben, bei Langzeiterwerbslosigkeit (1,5 Jahre und mehr) jedoch nicht mehr.

In Übereinstimmung damit analysiert Gordo (2006) das Sozioökonomische Panel (1984-2001) dahingehend, dass für Frauen, die nach 2 Jahren Arbeitslosigkeit nicht aus dem Arbeitsmarkt ausscheiden, Arbeitslosigkeit einen signifikanten und negativen Einfluss auf die Gesundheitszufriedenheit hat. Bei kurzzeitarbeitslosen Frauen konnte kein signifikanter Einfluss auf die Gesundheitszufriedenheit nachgewiesen werden. Kurzzeitarbeitslosigkeit besitzt nur für Männer einen signifikanten und negativen Einfluss, besonders wenn sie Hauptverdiener sind.

Warr und Parry (1982, zit. nach Mohr, 1993) beobachteten, dass im Gegensatz zu den familienorientierten Frauen alleinstehende und alleinverdienende Frauen (alleinerziehende Mütter) beim Verlust des Arbeitsplatzes den Männern vergleichbare Reaktions- und Beeinträchtigungsmuster zeigen. Auch für alleinstehende Frauen und Frauen, deren nicht-berufliche Umgebung relativ depriviert ist, ist Berufstätigkeit mit deutlich besserem psychischen Wohlbefinden assoziiert. In der Untersuchung von Gnegel und Mohr (1982) an arbeitslosen Arbeiterinnen wurden die zunächst positiven Auswirkungen auf die psychosoziale Befindlichkeit hervorgehoben. Doch gaben Frauen, für die insbesondere soziale Aspekte der Erwerbstätigkeit und die Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen wesentlich sind, hohe Belastungen während der Arbeitslosigkeit an. In der sächsischen Längsschnittstudie (Bergmann, 1994) waren Alleinerziehende sogar die einzige Gruppe unter

den Arbeitslosen, deren Aktivität sich verändert hatte und die über Verschlechterungen der sozialen Akzeptanz berichtet.

In einer Analyse der Daten einer Linzer Untersuchung fand Kirchler (1993), dass Frauen umso eher wieder Beschäftigung finden, je schlechter ihre ökonomische Situation ist, wohingegen Männer dann schneller wieder Arbeit fanden, wenn sie entweder emotional stabil sowie kontaktfreudig oder labil und introvertiert sind.

Doch der Verdienst hat nicht nur die Rolle der materiellen Lebensabsicherung. Das Verfügen über eigenes Geld ist auch mit Entscheidungsbefugnis, Unabhängigkeit vom Partner und Planbarkeit des eigenen Lebens verbunden. Auch können Erwerbsaustrittsphasen nicht zwingend als eine nicht-berufliche Identität gewertet werden (vgl. Mohr, 1993).

Von den Schwierigkeiten, aber auch positiven Potenzialen der weiblichen Doppelrolle berichten Fischer-Kowalski (1986), Strehmel (1993) und Toni Brinkmann (1993):

Strehmel (1993b) hat sich der Untersuchung von Ulich et al. (1985) zugewendet und die Situation hochqualifizierter Frauen näher ins Auge gefasst.

Ebenso wie bei Pelzmann konzentrierten sich die Sorgen der hochqualifizierten Frauen auf die mangelnden Zukunftsperspektiven. Sie beschrieben ihre Erwerbslosigkeit mit Gefühlen wie "vom Leben abgeschnitten" zu sein oder "vergessen" zu sein.⁴

Die beruflichen Strategien der Frauen waren nicht so zielstrebig und nicht so langfristig angelegt wie dies bei manchen Männern beobachtet wurde. Die Frauen richteten sich in ihren beruflichen Entscheidungen an ihren Partnern und oft auch an Familiengründungsplänen aus. Mutterschaft entschied darüber, wo und in welchen Beschäftigungsverhältnissen sie arbeiteten (Kindergartenöffnungszeiten, Horte, Schulbetrieb), und dies war oft in ungeschützten, kurzfristigen, geringfügigen Jobs.

Um die Demoralisierung der Frauen zu messen, legte Strehmel eine Demoralisierungsskala der Psychiatric Epidemiology Research Interview (PERI) vor. Sie enthält Fragen wie: „Wie oft hatten Sie ein Gefühl des Stolzes, wie häufig waren Sie unzufrieden mit sich selbst...“

⁴ Wie Strehmel in einem anderen Beitrag (1993a) und aus einem anderen Blickwinkel schreibt, spürten die Frauen spürten auch den Druck des Partners, eine Stelle zu finden, als Belastung.

Frauen mit geringen Demoralisierungswerten waren von Anfang an in größerem Umfang berufstätig, erzielten ein höheres Einkommen als die von hochdemoralisierten Frauen. Interessant ist, dass von allen Frauen die hauptberuflich erwerbstätigen Mütter am wenigsten demoralisiert waren, die erwerbslosen kinderlosen Frauen dagegen am meisten, wobei jedoch die Werte der erwerbslosen Mütter beinahe so hoch lagen wie die der kinderlosen erwerbslosen Frauen. Allerdings waren alle hochdemoralisierten Frauen neben der Erwerbslosigkeit weiteren kritischen Lebensereignissen und Dauerbelastungen ausgesetzt. Der Beruf erschien nach einem langen Erwerbslosigkeitsprozess immer weniger als ein zentraler Bereich.

Fischer-Kowalski (1986) befragte in einer Gemeindeuntersuchung in NÖ die arbeitslosen Frauen. Bei den Frauen im mittleren Alter kollidierte der Wunsch nach außerhäuslicher Arbeit mit dem tradierten biographische Geschlechtsrollenmuster „Heiraten – Versorgung – Abhängigkeit“. Sie versuchten durch Arbeit ihr Bedürfnis nach sozialem Anschluss zu verwirklichen, aber auch einen Freiraum in Bezug auf ökonomische und persönliche Unabhängigkeit zu realisieren, die durch die Hausfrauenrolle nicht erreicht werden kann. Arbeit stützt das Selbstwertgefühl dieser Frauengruppe.

Eine von Hahn und Erhard in Berlin (Ost) und Brandenburg durchgeführte Arbeitslosen-Verlaufsuntersuchung verglich erwerbslose Frauen und Männer und wieder erwerbstätige Frauen und Männer.

Von den bis zum Schluss erwerbslos gebliebenen Frauen wurde übereinstimmend mit den wieder erwerbstätigen Frauen zu allen drei Befragungszeitpunkten am stärksten "das gewohnte Einkommen" vermisst. Kaum weniger vermissen Frauen "das Gefühl, gebraucht zu werden", und "meine Fähigkeiten anwenden zu können".

Arbeitslose Männer unterscheiden sich von Wieder Beschäftigten insofern signifikant in der Bedeutungszuweisung einzelner Seiten der Arbeit, als "Fähigkeitsanwendung", "Gebrauchtwerden" und "Bestätigung" wichtiger sind und das "gewohnte Einkommen" weniger wichtig.

Der Stellenwert der Familie ist bei Frauen beider Erwerbsgruppen auf dem ersten Rangplatz; hier besteht ein deutlicher Unterschied zu den Männern.

Unterschiede in der psychosozialen Verarbeitung der Arbeitslosigkeit zwischen Männern und Frauen treten im Osten weniger stark hervor als im Westen, wobei im Osten die Alternativrolle „Hausfrau“ als Entlastungsfaktor angesichts der hohen Erwerbsbeteiligung und weiterhin hohen Berufsorientierung von Frauen kaum zum Tragen kommt.

Trotz Familienorientierung besteht bei Frauen oftmals der Wunsch nach beruflicher Tätigkeit, freilich auch wegen des dringenden Bedarfs an eigenem Einkommen. Dass die mit beiden Sphären – der beruflichen und der familiären – verbundenen Rollenidentifikationen durchaus gemeinsam bestehen können, belegt Verbrugge (1983, zit. nach Mohr, 1993): Er verweist auf die Kompensationsmöglichkeit, die durch das Einnehmen mehrerer Rollen gegeben ist. Nicht befriedigte Bedürfnisse in der Erwerbsarbeit können in der Haus- bzw. Familienarbeit erfüllt werden bzw. umgekehrt.

Ähnlich meint Brinkmann Toni (1993) entsprechend der Multiple-Role-Hypothese, dass Mütter, die einer Berufstätigkeit nachgehen, für sich Bestätigung und Kraft aus verschiedenen Lebensbereichen schöpfen können und Belastungen besser kompensieren als nicht berufstätige Frauen.

Mohr (1993) legte Fabrikarbeiterinnen im Abstand von 7 Jahren 2mal einen Fragebogen vor und verglich sie mit Erwerbstätigen und Frauen, die Hausfrauen geworden waren.

Erwerbslose Frauen haben gegenüber den Erwerbstätigen und Hausfrauen eine schlechtere psychische Befindlichkeit. Dies ließ sich für die Depressivitätswerte replizieren, nicht aber für die psychosomatischen Beschwerden.

Bedeutsam für die Unterschiede im Depressivitätswert ist vorrangig der Erwerbsstatus, aber auch die soziale Unterstützung. Anders als bei den Männern ist auch die finanzielle Situation keine wirksame Mediatorvariable.

Frauen, die sich nicht mehr als arbeitssuchend betrachten, sondern als Hausfrauen, haben einen den Erwerbstätigen vergleichbar niedrigen Depressivitätswert und weisen als einzige Gruppe eine Verringerung der Psychosomatischen Beschwerden auf.

Das Vorhandensein alternativer Tätigkeit, d.h. Haus- und Familienarbeit, die den Tag strukturiert, kann alleine diesen Unterschied nicht erklären, da arbeitssuchende Frauen und Hausfrauen sich im Umfang der Hausarbeit nicht unterscheiden. Sie unterscheiden sich nicht signifikant in der ökonomischen Lage, wohl aber in der Gewichtung finanzieller Gründe für

die Erwerbstätigkeit: Diese sind für die arbeitssuchenden Frauen wichtiger als für die Hausfrauen.

Den Frauen in dieser Untersuchung bekamen ihre Hausfrauenrolle nicht gesellschaftlich zugeschrieben, sondern nahmen sie per Selbstdefinition ein. Es liegt nah, anzunehmen, dass auf diese Weise ein höheres Maß an Übereinstimmung mit den eigenen Wertvorstellungen besteht.

Die Beschreibung der Hausfrauen lässt vermuten, dass nicht das Ausfüllen der freigewordenen Zeit entscheidend ist, sondern die soziale Beziehung in der Partnerschaft. Hausfrauen berichten bereits zum ersten Untersuchungszeitpunkt über ein größeres Maß an Unterstützung als bei den anderen und geben an, dass sie sich auf den Partner verlassen können. Arbeitslose Frauen konstatierten dagegen eine Abnahme der gemeinschaftlichen Hausarbeit.

Einiges deutet darauf hin, dass möglicherweise solche Frauen leichter Hausfrauen werden, die weniger die Gefahr sehen, in ein traditionelles Rollenbild abgedrängt zu werden.

Auch in einer Studie, die Shamir (1986, zit. nach Mohr, 1993) mit hochqualifizierten Erwerbslosen durchführte, bestand ein positiver Zusammenhang zwischen partnerschaftlicher Aufteilung der Hausarbeit und Wohlbefinden bei den erwerbslosen Frauen. Wurde die Hausarbeit weitgehend von der Erwerbslosen selbst oder durch den Partner der Erwerbslosen durchgeführt, bestand kein Zusammenhang zum Wohlbefinden.

Zu beachten ist, dass auch die Hausfrauen sich gegenüber den erwerbstätigen Frauen als benachteiligt erleben. Der Hausfrauenstatus erfüllt demnach vermutlich temporär eine positive Funktion unter zusätzlich günstigen Bedingungen, allerdings ganz offensichtlich nur für eine Teil der erwerbslosen Frauen.

Mitunter kann soziale Unterstützung auch demotivierend wirken, nämlich dann, wenn sie die Frau von der Verfolgung ihrer eigenen Ziele abhält.

Ratcliff und Bogdan (1988) interviewten 89 erwerbslose Frauen im Alter von 19-76 Jahren.: Den größten Anteil von Frauen, die mit ihrer Lage unzufrieden waren, haben die Autorinnen bei jenen Frauen festgestellt, die nach wie vor erwerbstätig sein wollten und von ihrer sozialen Umgebung "anti-employment-messages" bekamen, d.h. beispielsweise von den Partnern die Meinung geäußert wurde, sie sollten nicht wieder erwerbstätig werden.

Ähnliche Familienkonstellationen können, abhängig von der Situationsdeutung und dem Geschlechterrollenverständnis ganz unterschiedliche Erfahrungen produzieren. Normalität wird im sozialen und kulturellen Vergleich entworfen.

Nordenmark (1999) führte in Schweden eine Telefonbefragung zu Berufsorientierung und Wohlbefinden an etwa zweieinhalb Tausend Arbeitslosen durch. Verwendet wurden unter anderem der GHQ und die Work Involvement Skala.

Älteren Männern bedeutet ihr Beruf generell mehr als älteren Frauen; das Geschlechterverhältnis kehrt sich allerdings unter den jüngeren um, vorausgesetzt, das Motiv für die Berufstätigkeit ist nicht-finanzieller Natur.

Frauen, die mit Kindern leben, haben von allen die geringste finanzielle Arbeitsmotivation, alleinlebende Frauen haben dagegen die stärkste finanzielle Berufsmotivation. Für Männer ist es genau umgekehrt.

Diese Resultate zeigen die Bedeutung des sozialen Kontextes für die Berufsorientierung. Die gleiche Familiensituation kann verschiedene Bedeutung haben für Männer und Frauen. Beschäftigung erfüllt nicht die gleichen Funktionen für ältere Frauen, die ihr Leben lang der Doppelbelastung ausgesetzt waren.

Gordo (2006) entdeckte, dass die Tatsache, dass die Partnerin arbeitslos oder anderweitig nicht erwerbstätig ist, den Einfluss der eigenen Arbeitslosigkeit für Männer verringert, obwohl ein anderes Ergebnis zu erwarten wäre. Eine mögliche Erklärung sieht die Autorin in Clarks (2003) Konzept der Arbeitslosigkeit als soziale Norm. Demnach können die psychologischen Folgen der eigenen Arbeitslosigkeit durch eine höhere Ausbreitung von Erwerbslosigkeit im relevanten sozialen Umfeld abgemildert werden.

Paul, Hassel und Moser (2006) metaanalysierten 237 Querschnittstudien und 87 Längsschnittstudien mit rund einer halben Million TeilnehmerInnen aus zahlreichen Ländern.

In der Querschnittanalyse ergab sich das Geschlecht als signifikanter Moderator der psychischen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit. Stichproben mit einem hohen Anteil weiblicher Probanden wiesen kleinere Effektstärken auf als Stichproben mit einem

geringeren Anteil an Frauen. Dieser Effekt fiel hoch signifikant und vergleichsweise stark aus. Da die Rolle der Frau sich in den letzten Jahren verändert hat und zu einer größeren Arbeitsmarktpartizipation und damit höheren Bindung an die Erwerbsarbeit geführt hat, könnte es sein, dass der Unterschied in jüngeren Studien kleiner sein sollte als in älteren. Ein entsprechender Test zeigte aber keinerlei Interaktionseffekte zwischen dem Alter der Studie und dem moderierenden Effekt des Geschlechtes.

Zur Behauptung, dass ein primärer Familienerhalter ein besonders hohes Arbeitscommitment aufweist und bei verheirateten Frauen die Alternativrolle als Hausfrau das Commitment gegenüber der Arbeit eventuell senkt, hielt nicht der Überprüfung stand. Es ergab sich kein Interaktionseffekt zwischen Geschlecht und Familienstand hinsichtlich ihrer moderierenden Wirkung auf die negativen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit.

Die AutorInnen vermuten, dass der Moderatoreffekt eher durch Unterschiede in der Erwerbsarbeit als in der Arbeitslosigkeit zustande kommt. Innerhalb der Arbeitslosengruppe bestehen nämlich offenbar nur geringe Unterschiede zwischen Männern und Frauen hinsichtlich ihrer psychischen Gesundheit ($d = 0.09$), wie McKee-Ryan et al., 2005, zit. nach Paul et al., 2006) berichten. Der Moderatoreffekt des Geschlechts auf den Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und psychischer Gesundheit resultiert also vermutlich daraus, dass Männer stärker von Erwerbsarbeit profitieren als Frauen, während innerhalb der Arbeitslosigkeit nur geringe Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern bestehen

Die AutorInnen der Metaanalyse bestätigen eine Erklärung, die Mohr schon 1993 zur Erklärung der unterschiedlichen Befindenswerte zwischen Männern und Frauen vorlegte:

Frauen arbeiten in den unteren Rängen der betrieblichen Hierarchien. Solche Arbeitsplätze sind in der Regel mit mehr Stressoren verbunden und bieten weniger Möglichkeiten, mit diesen umzugehen, sei es durch fehlenden Handlungsspielraum oder durch weniger sozialen Austausch.

Für Frauen existiert in der psychosozialen Beeinträchtigung ein Deckeneffekt.

Wenn Männer länger arbeitslos sind, nähern sich ihre Werte denen an, die Frauen bzgl. des "Erlebens der Behandlung durch andere" schon von Anfang an haben. Daher könnte es sein, dass bei Messungen in Wirklichkeit das Ausmaß an Veränderung zum Vergleichsgegenstand und nicht der Befindenswert zu einem bestimmten Zeitpunkt erfasst wird. Nicht die Alternativrolle als Hausfrau, welche Frauen zur Verfügung steht, erklärt die Unterschiede zwischen Männern und Frauen, sondern dass Männer "tiefer fallen".

Möglicherweise nähern sich Männer in der Erwerbslosigkeit den Lebensbedingungen der Frauen an.

Resch und Rummel (1993) schließlich resümieren:

Untersuchungen über Arbeit, Erwerbslosigkeit und ihren Auswirkungen auf die arbeitende Person erfolgen in der Regel unter einem Blickwinkel, der vorrangig männliche Erwerbsbiographien erfasst.

Arbeit wird mit Erwerbsarbeit gleichgesetzt und als Normalfall gilt die Vollzeitstellung, die ohne Unterbrechung ausgeübt wird. Die für den weiblichen Lebenszusammenhang typischen Merkmale bleiben weitgehend ausgeklammert oder werden nur am Rand behandelt. Zu diesen Merkmalen zählten die Abweichungen von der "Normalbiographie" und von den üblicherweise vertraglich abgesicherten Bedingungen der Erwerbsarbeit: ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse, die unbezahlten Arbeiten in Gemeinden, Vereinen, aber auch in Haushalt und Familie sowie die für weibliche Lebensbiographien kennzeichnende "doppelte Sozialisation" bei der Bewältigung familialer und beruflicher Arbeitsprozesse.

13.3 Attribution

Die radikalste Form der individuellen Schuldzuweisung lokalisiert die Gründe für Arbeitslosigkeit in den Persönlichkeitseigenschaften der Arbeitslosen (Kirchler, 1993).

Ergebnisse von Meinungsumfragen sind immer mit Vorsicht zu genießen. Abgesehen von der Forschungsmethode als solcher kommt es bei der Interpretation auch auf die Berücksichtigung des politisch/wirtschaftlichen Entwicklungskontextes an, in dem Meinungen entstehen und geäußert werden.

Laut Umfrage des Allensbach-Instituts glauben immer mehr Menschen, dass viele Arbeitslose nicht arbeiten wollen. Während 1994 im Westen Deutschlands erst 39% und im Osten nur 11% diese Meinung teilen, stimmen ihr 2001 schon 66% im Westen und 40% im Osten zu. Im September 2004 zeigen allerdings wieder laut Umfrage des Allensbach-Instituts 66% der befragten Personen in Westdeutschland und 83% der Befragten in Ostdeutschland Verständnis für die Demonstrationen, die im Zuge der Einführung der Hartz IV-Gesetzgebung die Straßen belebten.

Noch 2001 hatten 72% der Westdeutschen und 60% der Ostdeutschen die Verpflichtung zu gemeinnütziger Arbeit für richtig gehalten. Als die Hartz IV-Regelung, dass ein Arbeitsloser zusätzlich zum Arbeitslosengeld für 1 € gemeinnützig arbeiten soll, 2004 bevorstand, sank die Zustimmung im Westen auf 51% und im Osten, wo der Hauptteil potenziell davon Betroffenen sind, auf sogar nur mehr 25%.

Kieselbach und Offe (1979) sehen in der Vermischung der allgemeinen Ursachen und den Gründen für die individuelle Arbeitslosigkeit eine Strategie, die Schuld am eigenen Schicksal zu individualisieren.

Die damit verbundene Problemsichtweise findet sich vor allem auch in Einrichtungen der Arbeitsmarktverwaltung und vom AMS finanzierten Arbeitslosenhilfsprojekten:

Eine Befragung von Personen, die in Arbeitsämtern in Linz und Wien sowie in der Betreuungseinrichtung B7 in Linz tätig waren, ergab 66% Nennungen für intrapersonelle Probleme (unzureichende Ausbildung, psychische Behinderungen wie Orientierungslosigkeit, geringes Durchhaltevermögen, Sucht), physische Behinderungen, frauenspezifische Behinderungen wie Betreuungspflichten, Alter und motivationelle Behinderungen als Grund für die Arbeitslosigkeit. In 10% der Fälle wurden auch soziale Integrationsprobleme (Haftentlassene, Obdachlose) vermutet. In 11% der Fälle wurden Probleme der Betriebe und wirtschaftliche Unternehmungen, in 13% der Antworten wurden gesamtgesellschaftliche Wirtschaftslage und Wirtschaftspolitik angeführt. (Kirchler, 1991)

Bildung, Werthaltung, politische Einstellung und Erwerbsstatus der jeweils befragten Personen bestimmen nicht unmaßgeblich, in welchen Umständen Menschen die Ursachen der Arbeitslosigkeit zu finden vermeinen.

Heaven (1990a, 1990b, zit. nach Kirchler, 1993) wies darauf hin, dass Werthaltungen einer Person, Ursachenzuschreibungen und subjektive Veränderungsvorschläge tatsächlich miteinander vernetzt sind und einander bedingen. Etwa sind Personen mit geringer Schulbildung und konservativen Werthaltungen der Meinung, die Arbeitslosigkeit sei internal verursacht, also von den Betroffenen verschuldet und lasse sich durch entsprechende Änderungen der Betroffenen beheben. Personen mit progressiven Werthaltungen vermuten hingegen die Ursachen in der Regierungs- und Wirtschaftspolitik. Sie verlangen, dass diese auf hohe Arbeitslosenquoten entsprechend reagieren müssten und die Betriebsführung

Rücksicht auf Arbeitsplätze nehmen sollte. Arbeitslosigkeit ist dagegen ein external verursachter Schicksalsschlag.

Auch Furnham (1982) beobachtete, dass Personen, die in einem Arbeitsverhältnis stehen, interne Ursachen wie Faulheit, mangelnde Anstrengung attribuierten, wohingegen Arbeitslose external attribuierten: Sie nennen gesellschaftliche und wirtschaftliche Gründe. Konservative Wähler favorisierten individualistische Ursachen, Labour-WählerInnen neigten eher zu sozialen Erklärungsmustern.

Einen weiteren Einflussfaktor entdeckte die Untersuchung in der Bildung der Befragten: Wenig gebildete Personen attribuierten eher internal als gebildete.

Mittels Interview und Fragebogen zur Ursachenattribution fand Fadyen (1998) heraus, dass die politische Orientierung der Hauptfaktor war, der den Inhalt der Attribution bestimmte. So attribuierten linke (labour party) WählerInnen eher verständnisvoll gegenüber Arbeitslosen, konservative WählerInnen eher negativ. Personen mit fachlicher Ausbildung äußerten sich verständnisvoller als solche ohne berufliche Ausbildung. Erfahrungen mit eigener Arbeitslosigkeit oder mit Arbeitslosen aus der Familie, dem engeren Freundeskreis oder dem beruflichem Umfeld hatte keinen Einfluß auf den Inhalt der Attributionen. Sie führten lediglich dazu, dass zwischen verschiedenen Typen von Arbeitslosen unterschieden wurde. Die höchste Anzahl an Untergruppen wurde von den „liberals“ gebildet.

13.3.1 Die Blicke der anderen: Ursachenattribution durch die Umwelt

„Verinnerlichte Sozialnormen lassen im Verein mit situativen Umständen - Erfahrungen bei der Arbeitssuche, Reaktionen von Bekannten und Nachbarn, Anforderungen durch die Behörden usw.- Arbeitslosigkeit als Problem des Einzelnen erscheinen und legen offen oder latent eine Deutung nahe, die die Betroffenen für ihre Situation mitverantwortlich macht und sie zu 'Versagern' stempelt. Nichtstun- auch das erzwungene- ist verdächtig“ (Wacker, 1983, S.31).

In einer oberösterreichischen Untersuchung (Stelzer-Orthofer, 2006) gibt mehr als jede(r) vierte Befragte an, Vorurteile von Mitmenschen zu spüren, seit dem sie/er von Arbeitslosigkeit betroffen ist. Dies ist in Zusammenhang damit zu sehen, dass 71% der

Befragten vor der Arbeitslosigkeit der Meinung waren „Jeder, der eine Arbeit will, findet auch eine“. Dabei werden die Vorurteile oft nicht offen gegen die Person ausgedrückt, sondern sind nur in indirekter Form spürbar:

„Manchmal merkt man es ein wenig vom Anschauen, vom Blick her“ (Stelzer-Orthofer, 2006, S. 32).

Aus den Aussagen wird deutlich, dass die Umgebung die Situation der Arbeitslosen eng mit der Verschuldensfrage kombiniert. Ist es offensichtlich, dass die arbeitslose Person schuldlos an ihrer Situation ist, kann sie eher mit Verständnis rechnen. Doch jede/r zweiten vermittelt die Gesellschaft öfters das Gefühl, ein/e Sozialschmarotzerin zu sein. Für die überwiegende Mehrheit, nämlich 63%, bedeutet daher Arbeitslosigkeit „Stress“.

Grau und Thomsen (1985) sprachen mit 22 arbeitslosen Männern über den Vorwurf der Arbeitsunwilligkeit und fragten nach Erklärungen. 23,1% meinten, die Ursachen dieser Vorwürfe seien jeweils in der Person der Arbeitslosen zu finden, in Verfehlungen am Arbeitsplatz, übermäßigem Alkoholkonsum, eigenen Kündigungen etc. 19,2% verweisen auf soziale Stigmatisierung und 30,7% meinen, die Vorwürfe seien pauschal und zu allgemein. 15,45% sehen in den Vorwürfen ein Mittel, um sozialgeschwächte Gruppen zu kränken und anzugreifen und 11,5% nennen Neid und Frustration als Grund für den Vorwurf.

Anschließend fragten die Interviewer nach den Gründen für von ihnen unterstellte „Arbeitsunwilligkeit“ anderer und erhielten Theorien mit überwiegend internalisierender Tendenz, welche ganz offenbar als Versuche der Selbstentlastung zu verstehen sind. Probanden unter 25 attribuierten vergleichsweise toleranter, obgleich auch sie interne Zuschreibung favorisierten.

Von denen, die die Schuld im eigenen Verhalten sehen, handelte es sich in ihrer Befragung ausschließlich um Personen, die länger als 12 Monate arbeitslos waren.

Kirchler (1993) befragte verschiedene Berufsgruppen (UnternehmerInnen, Hausfrauen, Angestellte, ArbeiterInnen, BeamtenInnen, StudentInnen, Arbeitslose) mittels Ursachenkatalog zur Arbeitslosigkeit.

18% aller Befragten sahen die Ursache in persönlichen Merkmalen, 37,3% verlegten die Schuld in das Individuum. Arbeitslosigkeit wird insgesamt als Problem der Arbeitslosen gesehen, die ihr Schicksal zu einem Gutteil selbst verschulden. Diese Anschauung wird besonders von StudentInnen, BeamtenInnen und zum Teil auch Hausfrauen vertreten. Arbeitslose klagen vorwiegend andere Arbeitslose und Randgruppen der Gesellschaft (Schwarzarbeit, Gastarbeiter) an, Schuld an der Arbeitslosigkeit zu sein.

Die freie Assoziation von Eigenschaften lieferte eine überraschend negative Beschreibung der Arbeitslosen. Sie wurden als deprimiert, unangepasst und langsam, oft auch als unsicher charakterisiert.

Im Vergleich mit Kurzarbeitslosen schneiden Langzeitarbeitslose noch einmal schlechter ab: Sie werden als weniger normgebunden, weniger belastbar und abhängiger als jene dargestellt, haben weniger Selbstvertrauen und sind unkontrollierter als sie.

Arbeitslose nehmen im Urteil der anderen den negativsten Platz ein und unterscheiden sich von allen anderen Gruppen.

Während in allen Berufsgruppen eine Tendenz zu einem positiveren Selbstbild als Fremdbild festzustellen ist, gilt für die Arbeitslosen dieser Positivitätsbias nicht. Nach dem typischen Arbeitslosen gefragt, attribuieren sie ihm durchwegs negative Eigenschaften.

Der kanadische Forscher Letkemann (2002) führte an ehemaligen Staatsdienern eine Untersuchung zum Management des mit der Arbeitslosigkeit verbundenen Stigmas durch: Arbeitslosigkeit geht gewöhnlich mit dem Stigma der Faulheit oder Apathie oder einer ansteckenden Krankheit einher. Auch wenn die Arbeitslosigkeit auf makroskopische Umstände zurückzuführen ist und nichts mit ihrer Leistung zu tun hat, fühlen sich Arbeitslose oft persönlich schuldig. Die Auseinandersetzung mit dem Stigma und seinen Assoziationen wirkt sich auf die Wahrnehmung des eigenen Charakters, des Selbstwertes und der sozialen Rolle aus. Manche Bewältigungstechniken wie etwa Rückzug und Verschleierung können zusätzliche Stigmata erzeugen, die eher von den Praktiken des Stigma- Managements als vom ursprünglichen Stigma herrühren. Wenn die betroffenen Arbeitslosen nun ihre sozialen Interaktionen abbrechen, wird das verborgene Stigma manifest. Die Last dieser Art Stigma-Management führt letztendlich zu Verzweiflung und weiterer Isolation.

Die interviewten Arbeitslosen standen vor dem Handicap bzw. glaubten sie, dass die Öffentlichkeit im Allgemeinen ihren Beruf als Staatsdiener nicht schätzte. Sie entbehrten die soziale Zuhörerschaft, die sie für die Anerkennung ihrer arbeitsbezogenen Identität gebraucht hätten. Diese Strategie hätte es erleichtert, Arbeitslosigkeit als einen relativ peripheren Aspekt des Selbst wahrzunehmen.

Die ehemaligen Staatsdiener versuchten auch weiter, ihrer Umgebung das Bild eines Menschen mit kulturell und sozial geschätzten Charakterzügen zu zeigen. Zu gleicher Zeit standen sie vor der Aufgabe, das Arbeitslosenstigma zu managen.

13.3.2 Die Auswirkungen der Eigenattributionen

Doch Pelzmann (1985) untersuchte Änderungen der Attributionsmuster der Arbeitslosen einer stillgelegten Metallwarenfabrik im Verlauf eines Jahres und stellte fest, dass im Verlauf eines Jahres von der Zeit der Beschäftigung bis zur Arbeitslosigkeit vorwiegend externe Ursachen für die Arbeitslosigkeit verantwortlich gemacht werden: Bei ungestörter Produktion eigene Leistung, Qualität der Arbeit, bei Bedrohung des Kreditinstituts, bei Stilllegung der Bank und dem hohen Lebensstandard des Unternehmers, in den ersten Monaten der Arbeitslosigkeit den Regionalpolitikern. Nach 6 Monaten, dem Scheitern der eigenen Versuche der Wiederbeschäftigung, richtete sich die Mehrzahl auf Langzeitarbeitslosigkeit ein.

Weniger als 10% sahen in ihrem Alter oder in der fachlichen Tätigkeit die Ursache ihrer Arbeitslosigkeit, zu der sie in der Metallwarenfabrik angelernt worden waren, die sie aber jetzt für andere Arbeitsplätze in der näheren Umgebung nicht qualifizierte.

Zwar kein repräsentatives, aber ein aufschlussreiches Beispiel der Verbindungen zwischen Attribution und Einstellung geben die arbeitslosen Jugendlichen aus einer älteren Studie (Baumann et al., 1979, zit. nach Kieselbach, 1984).

Sie widersprechen dem Bild politisch desinteressierter, passiv entfremdeter und apathischer Arbeitsloser deutlich. Diese Jugendlichen zeigten wesentlich kritischere, radikalere politische Positionen als die Beschäftigten.

Nur 20% der Befragten schrieben ihre Arbeitslosigkeit inneren Ursachen zu. Diejenigen, welche ihre Arbeitslosigkeit nicht als persönliches Versagen interpretierten, waren politisch aufgeschlossener, aktiver und zu unkonventionelleren Maßnahmen bereit.

Die Autoren verweisen auf die Notwendigkeit zu weiterer Differenzierung der Unterscheidung zwischen internaler und externaler Kausalattribution, da für die Bereitschaft zum politischen Handeln nicht nur die Ursachenzuweisung, sondern gleichermaßen die Erwartung wesentlich ist, ob dieses Ereignis auch durch eigenes Handeln im Sinne der Kontrollhoffnung von Frese (1979), d.h., inwieweit die einem Ereignis zugrundeliegenden Bedingungen als stabil oder variabel eingeschätzt werden, beeinflussbar ist.

So fand Pelzmann (1985), dass bei einer Firmenstilllegung jene ArbeitsnehmerInnen am stärksten unter Symptomen von Hilflosigkeit und Depressivität litten, die - mit einem Quasi-Gerechte-Welt-Glauben - an die Zurverfügungstellung von zukünftigen Ersatzarbeitsplätzen durch den Staat glaubten. Sie hegten die Hoffnung auf eine Verhandlungslösung, glaubten aber nicht, dass sie einen Einfluss darauf hätten. Sie fühlten sich ohnmächtig, entwickelten wenig Eigeninitiative, ihre Reaktionen bestanden in einer abwartenden Haltung, Passivität,

Niedergeschlagenheit, Resignation und Hilflosigkeit.

Richtung und Inhalt der Attribution haben Einfluss auf das Befinden und die psychische Gesundheit. Kieselbach und Schindler (1984) fassen die Problematik folgendermaßen zusammen: Die Übernahme gesellschaftlicher Schuldzuweisungen durch die Betroffenen erhöht die Belastungen und führt zu höheren Depressions-, Apathie- und Resignationswerten, zu negativen Selbstbildern und verringerter Bereitschaft, psychische Probleme einzugestehen und sich einer entsprechenden Behandlung zu unterziehen.

Abramson, Seligman und Teasdale (1978, zit. nach Frese, 1985) erklären, dass interne Attributionen von Mißerfolg einen schädlichen Einfluss auf das Selbstbild und den Selbstwert haben. Die Personen weisen weniger Probleme auf, wenn externe Umweltbedingungen für die Arbeitslosigkeit verantwortlich gemacht werden.

Der München-Augsburger Arbeitslosenlängsschnitt (Haußer, 1985) befasste sich mit LehrerInnen, die nach Absolvierung ihres Staatsexamens Schwierigkeiten hatten, eine Stelle zu finden.

In den halbstrukturierten Interviews, die durch einen Kontrollfragebogen ergänzt wurden, zeigte sich eine rasche Abnahme von offensiv problembezogenen Aktivitäten, als der erste Anlauf zur Bewältigung der Arbeitslosigkeit (Bewerbungen) erfolglos blieb. Sichtbar wurde auch, dass Misserfolgsattributionen der einzelnen Bewältigungsstrategien zudem mit hoher Belastung einhergingen. In Fällen jedoch, wo von vornherein eine niedrige Kontrollerwartung vorhanden war, konnte ein anderer Verlauf beobachtet werden.

Feather und Barber (1983) haben in ihrer Befragung von 116 jüngeren Arbeitslosen 2 Arten depressiver Symptomatik zutage gefördert: Einen situationsspezifischen depressiven Affekt, der aus vergeblichen Bemühungen resultiert, ein positiv bewertetes Ziel zu erreichen, das zwar im Bereich der Möglichkeiten ist, aber durch äußere Kräfte blockiert wird. Die frustrierte Arbeitsmotivation steigert sich mit dem Ausmaß externer Ursachenzuschreibung und steht in besonders engem Zusammenhang mit der subjektiven Bedeutung der Arbeit.

Feather und Davenport (1981) überprüften den kognitiv-motivationalen Ansatz die Vorhersage der Erwartungs/Wert- Theorie, die besagt, dass depressive Affekte besonders bei jenen Arbeitslosen auftreten, deren Motivation, Arbeit zu finden, hoch ist, während die negativen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit bei weniger Motivierten gering sind. Sie untersuchten 212 junge Arbeitslose und fanden die erwarteten Ergebnisse. Arbeitslose mit ausgeprägteren depressiven Affekten neigten weniger dazu, sich selber als äußeren Umständen wie der aktuellen wirtschaftliche Situation die Schuld für ihre Arbeitslosigkeit zu geben.

In Übereinstimmung damit fand Paszkowska-Rogacz (ref. nach Kieselbach, 2000) bei polnischen Arbeitslosen eine bessere seelische Gesundheit bei stärker internal Attribuierenden.

Liem (1988, zit. nach Kieselbach, 2000) fand in einer Studie bei 89 Arbeitslosen in den USA, dass Ängstlichkeit und Depressivität dann verstärkt auftraten, wenn die Ursache für den Arbeitsplatzverlust internal attribuiert wurde. In einer späteren qualitativen Studie bei einer kleineren Stichprobe derselben Gruppe wurde insbesondere der Subjektivität der Verarbeitung sowie ihrem Arbeitssuchverhalten Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei interessierten vorrangig jene Anteile individuellen Bewältigungsverhaltens, die auf eine externale Verarbeitung des kritischen Ereignisses Arbeitslosigkeit abzielten.

Die Autoren fanden trotz z.T. erheblicher individueller Stressreaktionen ein klares Bewusstsein von Arbeitslosigkeit als gesellschaftlicher Ungerechtigkeit, so dass sie von einer Balance von Sozialkritik und Viktimisierung sprechen.

Angesichts der Widersprüchlichkeit der Datenlage kritisiert Frese (1985), dass die Skalen zur Erfassung von Attribution nur sehr geringe Reliabilitäten haben. Dazu existieren auch sehr geringe Konsistenzen oder sogar negative interne Konsistenzen innerhalb der Skalen. Da die Kontextbedingungen entscheiden, welches Item angekreuzt wird, können abhängig vom Kontext der Frage beide Richtungen stimmen. So entspricht der Bereich gesellschaftlicher Verantwortlichkeit einem anderen Kontext als die Frage, was man individuell tun kann. Aus diesem Grund hält er das Konzept für Schuldzuweisung für besser geeignet, um stabilere und klarere Ergebnisse produzieren.

Ebenso lässt sich konstatieren (Kieselbach, 2000), dass Attributionen für die Entstehung der Arbeitslosigkeit oder der Fortdauer der Arbeitslosigkeit unterschiedlich sein können, so dass der einzelne durchaus internale und externale Attributionen gleichzeitig aufweisen kann, je nachdem ob sich die Frage eher auf die Entstehung seiner Arbeitslosigkeit oder ihre Beendigung bezieht.

13.4 Die Berufsorientierung

Die englische Forschungsgruppe um Peter Warr stellte fest, dass Menschen mit einer starken Joborientierung ein hohes Risiko gesundheitlicher Beeinträchtigung eingehen (Warr, Jackson & Banks, 1988). Sie sind auch größerem Stress ausgesetzt, besonders beim Wechsel von Erwerbstätigkeit in Arbeitslosigkeit. (Jackson, Stafford, Banks, & Warr, 1983).

Die Anpassung an die Arbeitslosigkeit war bei jenen Männern größer, die ein Jahr zuvor über geringere Joborientierung berichtet hatten (Warr & Jackson, 1987).

Feather und Barber (1983) haben 116 Arbeitlose befragt und neben einem allgemeinen depressiven Syndrom einen situationsspezifischen depressiven Affekt gefunden, der aus vergeblichen Bemühungen resultiert, ein positiv bewertetes Ziel zu erreichen. Die frustrierte Arbeitsmotivation steigert sich mit dem Ausmaß, in dem die Hindernisse als von außen kommend erlebt werden. Sie steht in besonders engem Zusammenhang mit der subjektiven Bedeutung der Arbeit.

Auch Fröhlich (1979) in Deutschland bemerkte, dass arbeits- und berufsorientierte Personen ihre Situation ohne Arbeit deutlich negativer erleben als jene Arbeitslosen, die der Arbeit geringen Wert beimessen.

Nordenmark (1999) führte in Schweden eine Telefonbefragung zu Berufsorientierung und Wohlbefinden an etwa zweieinhalb Tausend Arbeitslosen durch. Verwendet wurden unter anderem der GHQ und die Work Involvement Skala.

Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass die schwedischen Arbeitslosen im Großen und Ganzen ihre Beschäftigung aus psychosozialen Gründen entbehren.

Personen mit einem ausgeprägten nicht-finanziellen Arbeitsmotiv (gleichzusetzen mit

Berufsorientierung) sind in Hinblick auf ihr psychisches Wohlbefinden bedeutend mehr gefährdet als Personen mit einer geringeren Berufsorientierung.

Arbeitslose, die fähig sind, ihre Erwerbsarbeit durch alternative Tätigkeiten zu ersetzen und mit ihrer Zeit etwas anfangen können, messen beruflicher Tätigkeit, die nur des Geldes wegen ausgeübt wird, geringere Bedeutung bei. Jene Arbeitslosen, denen es nicht gelang, die psychosozialen Funktionen ihrer Arbeit zu ersetzen, zeigten ein sehr starkes nicht-erwerbsorientiertes Berufsinteresse.

Bergmann (1994) wollte wissen, wie es den ostdeutschen Arbeitslosen erging. Ihre Stichprobe befand sich mehrheitlich in einer Bildungsmaßnahme und erlebte die Situation als Herausforderung und Chance für eine Neuorientierung.

Die Betroffenen zeigten eine sehr hohe Berufsorientierung sowohl nach Intensität der Stellensuche als auch nach der subjektiven Bedeutung der Berufstätigkeit. Die überwiegende Mehrzahl von Arbeitslosen gab an, dass der Beruf eine große bzw. sehr große Bedeutung im Rahmen ihrer Lebensziele hat und es gab keine Veränderungen über 2 Jahre Untersuchungszeit. Die Frage, ob sie in der Arbeit für die Familie ein Äquivalent für den Arbeitsplatz sehen können, wird über die Untersuchungszeitpunkte zunehmend zurückgewiesen. Allerdings ist der Wert der Berufsarbeit nur zum Teil mit der Erwerbsfunktion zu erklären. Die Motivation, gesellschaftlich Nützliches zu leisten, sich persönlich einzubringen Anerkennung zu erfahren und in eine Gruppe integriert zu sein, hat ebenfalls eine große Bedeutung.

Auch in der oberösterreichischen Untersuchung von Stelzer-Orthofer et al. (2006) sind Arbeitslosen imstande, eine positive Bewertung der Arbeitslosigkeit vorzunehmen. Die überwiegende Mehrheit - 63% - stimmt der Aussage „ich sehe meine Arbeitslosigkeit als Chance, beruflich etwas Neues zu machen“ zu.

Wenn sich hohe Arbeitsorientierung in so unterschiedlicher Weise auf das Wohlbefinden der Arbeitslosen niederschlägt, hat dies offenbar damit zu tun, dass in den einzelnen Untersuchungen nicht dieselbe Einstellung erfragt wurde. Frese (1985) erhebt deswegen die Forderung, zwischen Arbeitsorientierung und Joborientierung zu unterscheiden: Joborientierung wirkt sich bei Arbeitslosigkeit negativ auf das Befinden aus. Arbeitsorientierung wirkt sich im Falle, dass man keiner bezahlten Arbeit nachgeht, positiv

aus. Wacker (1985) drängt schließlich darauf, das simple Vergleichsschema "Arbeitslose vs. Beschäftigte" zu durchbrechen.

Pelzmann (1985) fiel auf, dass die Arbeitslosigkeit auch 6-12 Monate nach Stilllegung einer Fabrik keinerlei destruktive Wirkung zeigte, ausser bei jenen Personen, die die Zeit tatenlos verbrachten. Sie kam zu dem Ergebnis, dass Nebenerwerb, Aushilfstätigkeiten, auch ohne Geld, etc. eine Schutzfunktion gegen Verhaltensdefizite und gesundheitliche, finanzielle, soziale, familiäre Defizite haben. (Pelzmann 1985, S. 118 f. und 123 f.).

Auch Hepworth (1980, zit. nach Frese, 1985) und Fryer & Payne (1982, zit. nach Wacker, 1985) bestätigen, dass Arbeitslose, die aktiv sind und ihre Zeit ausfüllen (Hepworth) und sich ernsthaft in Tätigkeitsbereichen außerhalb der Erwerbsarbeit engagieren (Fryer & Payne, 1982), die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit drastisch verändern.

Dass Arbeit nachteilige Folgen für die Gesundheit haben kann, überrascht nicht. Unter bestimmten Umständen ist der Verbleib in der Arbeitslosigkeit sogar die bessere Alternative:

Bonß (1984) reiht die Berufsorientierung als Moderatorvariable für psychosoziale Beeinträchtigungen hinter die finanziellen Bedingungen. Er weist darauf hin, dass instabil Wiedereingegliederte eine bedeutend stärkere Verschlechterung des Gesundheitsbefindens als langfristige Arbeitslose zeigen, wobei der Belastung von der Orientierung am Arbeitsmarkt abhängt (Bonß, 1984).

Es sieht so aus, als wäre weder der durch die Berufstätigkeit vermittelte Lebensinhalt noch die finanziellen Ressourcen, welche die Erwerbsarbeit verspricht, durchgängig imstande, das psychische Wohlbefinden zu moderieren. So muss die Lösung „Weniger Geld und gleichzeitig weniger Arbeit“ nicht in eine psychosoziale Katastrophe münden.

In einer Studie von Vagt (1980, zit. nach Wacker, 1985) zeigten sich im Freiburger Persönlichkeitsinventar (FPI) z.B für Kurzarbeiter in der Tendenz eher günstigere Werte als bei Vollzeitbeschäftigten und Arbeitslosen. Sie scheinen vom Zugewinn an freier Zeit zu profitieren.

13.5 Alter

Hepworth (1980, zit. nach Kirchler, 1993) stellt in ihren Untersuchungen einen kurvilinearen Bezug zwischen dem Alter der Arbeitslosen und negativen Gefühlen fest. Danach dürften 45- bis 55-jährige am stärksten belastet sein. Aber auch die 25- bis 45-jährigen, die familiäre Verantwortung und finanzielle Verpflichtungen eingegangen sind, erleben den Verlust eines regelmäßigen Einkommens als bedrohlich.

Mehr als die Hälfte der mittleren Altersgruppe fällt es schwer, ihren Freunden und Bekannten von ihrer Arbeitslosigkeit zu erzählen. Demgegenüber berichtet nur ein Drittel der 20-25jährigen, dass sie Hemmungen haben, ihr Schicksal mitzuteilen.

Kirchler (1993) gibt zu bedenken, dass die Rolle des Alters als Moderatorvariable mit Vorsicht zu behandeln ist. Tatsächlich dürfte den mit dem Alter verbundenen finanziellen Verpflichtungen, sozialen und familiären Erwartungen, Karrierehoffungen, Chancen auf Wiederbeschäftigung, Schwierigkeiten, einen neuen Job zu erlernen oder einmal erworbene Fähigkeiten und die Kenntnisse zu behalten und zu erneuern und weitere Charakteristika die eigentliche Verantwortung für die Folgen der Arbeitslosigkeit zukommen.

Auch nach Befunden von Warr und Jackson (1984, zit. nach Kirchler, 1993) sind die 60- bis 64jährigen am wenigstens belastet; dann folgen die 16- bis 19jährigen und die 50- bis 59jährigen. Die Gruppe der 20- bis 49jährigen erlebt die Arbeitslosigkeit als besonders belastend.

Die Autoren (1984, zit. nach Kastner & Vogt, 2000; Kieselbach, 1988) fanden Hinweise, dass die gleiche Belastungsverteilung auch für die psychiatrische Symptomatik besteht. Sie steht in einer fast kurvilinearen Beziehung mit dem Alter.

Pelzmann (1988) beobachtete, dass die Struktur des Tagesablaufs aus Gewohnheit um so eher erhalten war, je höher das Alter der Arbeitslosen war. Gewohnheiten, die in den Bereichen geistiger und körperlicher Beschäftigung erworben wurden, wie Lesen oder Mitwirkung in Vereinen oder Sport, sorgten dafür, dass ihre Tage nicht leer liefen. Auch der Bereich der Aufgaben und Verpflichtungen in der Familie und die Zahl unversorgter Kinder sorgte für den Erhalt der Struktur.

Sowohl die Ältesten (55-64-jährigen), die der Berufsalltag schon sehr belastete, als auch die jüngsten (15-24-jährigen) Arbeitslosen berichteten von signifikanten Erholungseffekten während der Arbeitslosigkeit. Die jungen MaturantInnen und Lehrlinge hatten meist während des Abschlusses ihrer Ausbildung einen größeren Stress erlebt als während der Arbeitslosigkeit.

Die mittleren Jahrgänge leiden am meisten von allen unter Verschlechterungen des Familienlebens und des Freundeskreises. Die Altersgruppe der 45-54-jährigen erwies sich auch als die in finanzieller Hinsicht verwundbarste Gruppe. Da der Großteil ihres Erwerbseinkommens fest verplant war, war sie in ihrer Lebensführung zu Einschränkungen gezwungen und musste am meisten von allen ihre Zukunftspläne aufgeben.

In der oberösterreichischen Studie von Stelzer-Orthofer et al. (2006) leidet ebenfalls die mittlere Altersgruppe am meisten unter gesundheitlichen Problemen, doch ist sie deutlich verjüngt. Arbeitslose Menschen zwischen 36 und 45 Jahren sind verantwortlich für 31,5% aller Nennungen, gefolgt von den 46 und 55jährigen. Junge Arbeitslose bis zu 35 stellen die größte gesundheitliche Belastungsgruppe dar, wobei die Jugendlichen keinen unbeträchtlichen Prozentsatz beisteuern. Es sind gerade die jüngsten, die die drohende Lücke im Lebenslauf als großes Handicap bei der weiteren Arbeitssuche wahrnehmen. Personen über 56 Jahren scheinen die Arbeitslosigkeit am Besten zu verkraften.

Paul, Hassel und Moser (2006) unterzogen 237 Querschnittstudien und 87 Längsschnittstudien mit rund einer halben Million TeilnehmerInnen aus zahlreichen Ländern einer Metaanalyse. Sie fanden keinerlei Hinweise für das Vorliegen eines kurvilinearen Effektes (die mittleren Jahre!)

Mohr und Frese (1978, zit. nach Kirchler, 1984). wiesen in einer Längsschnittuntersuchung an 51 männlichen Arbeitslosen nach, dass Ältere höhere Depressionswerte zeigen als die anderen Altersgruppen.

Gordo (2006) wertete das deutsche sozioökonomische Panel aus und verarbeitete 126.650 Beobachtungen. Sie kam zu dem Schluss, dass ältere Personen die Folgen der Arbeitslosigkeit als schwerwiegender empfinden. Sowohl für die Gesamtstichprobe der

Männer als auch die der Frauen ergab sich in der multivariaten Analyse ein signifikant negativer Einfluss auf die Gesundheitszufriedenheit von Personen über 50. Die Autorin vermutet, dass eine Ursache in den mangelnden Perspektiven für ältere arbeitslose ArbeitnehmerInnen liegen könnte.

Kuhnert und Vogt führten 2000 unter Verwendung des Dortmunder Fragebogens eine empirische Untersuchung zum Leben in der Arbeitslosigkeit durch. Seine Stichprobe war überwiegend unter 40 Jahre alt.

Interessant war, wie sich die Diskriminierung älterer Arbeitssuchender am Arbeitsmarkt in der Eigenattribution von Problemursachen niederschlägt.

Obwohl die meisten Personen in der Stichprobe unter 40 Jahre alt war, war Alter war das stärkste Problemgruppenkriterium. Selbst Langzeitarbeitslose, die noch nicht einmal 40 Jahre alt waren, hatten dieses Kriterium verinnerlicht. Die über 50-jährigen LA zeigten ein signifikant stärkeres gesundheitspräventives Verhalten als alle anderen Alterskohorten.

Die vom IAB (Hollederer) im Jahr 2000 durchgeführte Telefonbefragung an 10236 Arbeitslosen erbrachte: Mit steigendem Lebensalter nehmen die selbstberichteten gesundheitlichen Einschränkungen kontinuierlich zu. Mit höherer kumulierter Arbeitslosigkeitsdauer wächst allerdings auch der Anteil der Personen mit gesundheitlichen Einschränkungen erheblich. Eine Ausnahme bilden nur die Gruppe der 56-65-jährigen, die offenbar stärker einem Selektionsprozess der Entlassung und nachfolgenden Berentung ausgesetzt sind. Möglicherweise werden die gesundheitlichen Problemlagen wegen der Abgänge von Arbeitsunfähigkeitsfällen und von anderen Sondergruppen im Zeitraum der Untersuchung systematisch unterschätzt.

Auch neuere amerikanische Forschungsergebnisse legen nahe, dass auch in der Gruppe der 51- bis 61-Jährigen der unfreiwillige Arbeitsplatzverlust mit einer besonders hohen Gesundheitsgefährdung – unter anderem für Herzinfarkte, Schlaganfälle und depressive Störungen – einhergeht (Gallo, Bradley, Dubin, Falba, Teng, Kasl, (2006); Gallo, Bradley, Teng, Kasl, (2006); Gallo, Teng, Falba, Kasl, Krumholz, Bradley, (2006).

Die geringere Verletzbarkeit junger Menschen in Hinblick auf die psychiatrische Morbidität steht den höheren Prozentanteilen in anderen Dimensionen gegenüber. In einer

Inhaltsanalyse qualitativer Daten fand Viney (1983, zit. nach Kieselbach, 1988) signifikant höhere Raten von jungen Arbeitslosen unter 20 Jahren bezüglich Ängstlichkeit, Ärger, Hilflosigkeit, Schuld und Scham als für ältere.

Schober (1978, zit. nach Kieselbach, 1988) schließt aus einem Vergleich von Stressprofilen, dass arbeitslose Jugendliche beträchtlich mehr unter dem häuslichen Druck und den Schuldzuschreibungen leiden, wohingegen Erwachsene intensiver die soziale Isolation und Stigmatisierung, die durch Arbeitslosigkeit herbeigeführt wird, wahrnehmen

Fischer-Kowalski (1986) beobachtet in ihrer Gemeindestudie, dass Arbeitslosigkeit für Arbeitslose über 50 einen langsamen Übergang in die Pension darstellt. Der Ausblick in die Pension wird als wohlverdient erfahren. Die Arbeitslosenunterstützung oder Notstandshilfe hat das Stigma der Armenhilfe weitgehend verloren und stellt eine legitime Rückerstattung der während der Berufzeit geleisteten Abgaben dar.

Jugendliche und jüngere Arbeitslose fühlten sich sozial einem starken Druck ausgesetzt, eine Arbeit zu finden, den sie zum Gutteil auch verinnerlicht hatten. Sie antworteten mit unterschiedlichen Reaktionsmustern: Resignation und Verzweiflung, Widerstand gegen unbefriedigende Arbeit, mehr oder weniger freiwilligem Rückzug zu Haushalt und Kindern, Aussteigerstrategien verbunden mit Kritik an den herrschenden Verhältnissen oder Anpassung an Arbeitsmöglichkeiten bzw. -erfordernisse.

13.6 Der Einfluss von Bildung und sozioökonomischem Status

Warr und Jackson kommen überein, dass in Hinblick auf negative Folgen von allen Gruppen am meisten die Mittelschichtmänner im mittleren Alter von der Arbeitslosigkeit betroffen sind. Die Autoren finden dieses Ergebnis plausibel, da es mit der größeren Rollenverantwortung und finanziellen Verpflichtung dieser sozialen Gruppe übereinstimmt.

Schultz-Gambard et al. (1987) beobachtet, dass Arbeitslosigkeit von statushöheren und besser qualifizierten Personen leichter bewältigt wird. Als mögliche Schutzfaktoren vor negativen Auswirkungen könnten höhere Ersparnisse, mitverdienende EhepartnerInnen, aber auch alternative Erwerbsmöglichkeiten betrachtet werden. Die Autorin meint, dass höher

qualifizierte Personen mehr alternative Möglichkeiten haben, die freie Zeit in persönlich befriedigender Weise zu nutzen

Auch Kastner und Vogt (2000) berichten, dass Langzeitarbeitslose mit höheren Schulabschlüssen sowie Langzeitarbeitslose mit guter beruflicher Qualifikation sich als signifikant emotional stabiler erweisen. Gering qualifizierte LA wiesen dagegen ein deutlich defizitäres präventives Gesundheitsverhalten auf. Doch zeigten überraschenderweise LA mit Universitätsbildung, entgegen dem Trend, in den Dimensionen Beanspruchung/Vulnerabilität, emotionale Stabilität und präventives Gesundheitsverhalten ein schlechteres Bewältigungsverhalten.

Auch in Pelzmans (1988) breit angelegter Studie zeigten sich die UniversitätsabsolventInnen von allen Berufsgruppen am meisten belastet. Die Sorge um den sozialen Aufstieg bedrückte sie und vereitelte den Effekt der Erholung, der bei vielen Arbeitslosen zu beobachten war. Die AkademikerInnen wissen zwar die arbeitslose Zeit sinnvoll zu nützen und den Tag zu strukturieren und stellen sich auch selbst Aufgaben, aber das mildert offensichtlich nicht die psychische Belastung, die die Sorge um ihr Weiterkommen und ihre Zukunft bedeutet. Für Pelzmann gilt daher: Je höher das Bildungsniveau, desto größer der psychische Stress während der Arbeitslosigkeit.

Fröhlich (1979, zit. nach Kirchler, 1993) ermittelte bei un- und angelernten männlichen Arbeitern (29%) häufiger gesundheitliche Mangelzustände als bei Facharbeitern und einfachen Angestellten (22,5%), sowie bei mittleren und höheren Angestellten (12,7%).

Kirchler (1993) findet diese Befunde insofern überraschend, als erwartet werden könnte, dass sich vor allem Personen auf schlechteren Arbeitsplätzen während der Arbeitslosigkeit vorerst gesundheitlich erholen. Andererseits hätten unter der Last finanzieller Sorgen gesundheitlich angeschlagene Personen weniger Widerstandskraft gegen Erkrankungen als sozial höher gestellte Personen, die seltener gesundheitsgefährdende Arbeitsstellen inne hatten und damit im allgemeinen physisch robuster sein müssten (Kirchler, 1993).

Entsprechend findet Spruit (1985) bei beschäftigten Männern in metallverarbeitenden Berufen mehr körperliche Beschwerden als bei Arbeitslosen, die aus der Branche stammen, aber bei arbeitslosen Männern in Büroberufen wieder etwas mehr physische Beschwerden als bei Beschäftigten.

Holleder (2003) vermutet, dass die Gesundheitsgefährdung eine Langfristfolge der gesundheitsgefährdenden Arbeitsbedingungen in niedrig qualifizierten Arbeitsbereichen ist. Die Telefonbefragung an 10236 Arbeitslosen bestätigte, dass arbeitslose Männer und Personen mit einer niedrigeren Schulausbildung von gesundheitlichen Beeinträchtigungen mit beruflicher Auswirkung stärker betroffen sind.

Eine erhöhte gesundheitliche Belastung von schlecht qualifizierten männlichen Arbeitern konnte Hepworth (1980, zit. nach Kirchler, 1993) auch für den psychischen Bereich feststellen.

Arbeiter auf qualitativ schlechteren Arbeitsplätzen zeigten während der Arbeitslosigkeit einen niedrigeren Selbstwert und eine höhere psychische Morbidität als Arbeitskräfte, die eine gehobene Stellung verloren hatten.

Layton (1988) machte die Beobachtung, dass die Schichtzugehörigkeit die Qualität der Beziehungen moderiert. Unterschichtsangehörige Ehegatten unterstützen einander weniger und leiden infolgedessen mehr unter der Last der Arbeitslosigkeit. Sie scheinen dazu auch weniger geneigt zu sein, sich freiwillig in einer Organisation zu engagieren.

In der Metaanalyse von Paul, Hassel und Moser (2006) schließlich zeigten Stichproben von ArbeiterInnen stärkere Effektgrößen als solche von Angestellten, doch für das Ausbildungsniveau ließ sich kein signifikanter Effekt festzustellen. Die Ergebnisse zur sozialen Schicht sind also nicht eindeutig. Der Zusammenhang ist bei Angehörigen gewerblich-technischer Berufen als bei Angehörigen von Büroberufen.

13.7 Soziale Unterstützung

Eine Querschnittstudie an arbeitslosen LehrerInnen zeigte folgendes Bild: Während sich die Unterstützung durch die ehemaligen ArbeitskollegInnen verringerte, kümmerten sich Familie und Freunde vermehrt um sie. Die sozialen Netzwerke scheinen sich nicht automatisch zurückzuziehen: Langzeitarbeitslose machten sogar mehr Bekanntschaften als Kurzeitarbeitslose. Insgesamt erhielten die Arbeitslosen deutlich mehr Unterstützung als ihre beschäftigten KollegInnen, wobei weder ihr Selbstwertgefühl noch die Kausalattribution indirekt steuerte (Röhrle und Hellmann, 1989).

Soziale Unterstützung ist sowohl für Arbeitslose als auch für Beschäftigte ein wichtiger Faktor. In beiden Gruppen beeinflusst er in hohem Maße das Erleben der Situation. Das Erleben der eigenen Situation erweist sich wiederum als wichtig für die Gesundheit (Spruit, Bastiaansen & Verkley, 1985).

So stellte Cobb (1974, zit. nach Layton, 1988) eine auffallende Beziehung zwischen sozialer Unterstützung Arbeitsloser und dem Auftreten koronarer Herzkrankheit fest. In Mohrs (1997) Untersuchung konnte nur für die soziale Unterstützung ein moderierender Einfluss auf das Ausmaß depressiver Reaktionen nachgewiesen werden.

Nach Kahn & Antonucci (1980, zit. nach Frese, 1985) kann man die folgenden Aspekte der sozialen Unterstützung unterscheiden:

- affektive Unterstützung, d.h. Bewunderung, Liebe, Zuneigung, Respekt (affektive Komponente)
- Bestätigung, d.h. Zustimmung und Versicherung der moralischen und sachlichen Richtigkeit von Handlungen und Aussagen (kognitive Komponente)
- Hilfe, d.h. direkte Unterstützung durch Geld, Information, "Mit-zu-packen", usw. (instrumentelle Komponente)

Ein ausgedehnter Überblick über die Studien der vergangenen Jahrzehnte belegt, dass soziale Unterstützung insbesondere aus dem engeren familiären Kreis für Arbeitslose in vielfacher Hinsicht wirksam ist. Sie erhöht die Fähigkeiten zur Problembewältigung (Coping), puffert (wahrgenommene) ökonomische Deprivation ab und fängt das Gefühl der Beschämung und das Erleben von Stress auf.

Menschen geht es dann am Besten, wenn sie sich darauf verlassen können, dass ihnen, wenn sie in Schwierigkeit geraten, von vertrauten Menschen geholfen wird.

Doch auch über den engeren familiären Zusammenhang hat die Erfahrung, einem größeren Netzwerk anzugehören, eine unterstützende Bedeutung (Layton, 1988).

Die Auswertung des München-Augsburger Arbeitslosenlängsschnitts (Ulich et al., 1985) durch Strehmel (1993) in Hinblick auf die Bedeutung der sozialen Unterstützung ergab folgendes:

Nach anfänglicher Unterstützung schrumpft mit zunehmender Dauer der Freundeskreis zugunsten des Bekanntenkreises. Dies ist dadurch zu erklären, dass der bisherige Freundeskreis einer Revision unterzogen wurde: Man überlegt sich genauer, wen man eigentlich dazuzählen darf.

Im Unterschied zu anderen Studien war aber keine soziale Isolation festzustellen

Obwohl zu Beginn der Arbeitslosigkeit die Beziehung zu den Eltern auch von Vorwürfen ihrerseits geprägt war, sorgte doch die bloße Tatsache, dass die Eltern für die Kinder da waren und mögliche finanzielle Unterstützung leisten konnten, im wachsenden Ausmaß für Entlastung.

Sowohl in der Beziehung zum Partner/zur PartnerIn wie auch im Freundes- und Bekanntenkreis wirkte der emotionale Aspekt der sozialen Unterstützung am meisten entlastend, gefolgt von konkreten Hilfen und Ratschlägen. An dritter Stelle wurde "nicht allein auf der Welt sein" genannt. Interessant ist, dass der Entlastungsfaktor, den das bloße Vorhandensein eines Partners darstellt, während des Längsschnittes enorm an Bedeutung gewann.

Personen, die sozialem Stress aus dem Netzwerk ausgesetzt waren, waren fast über die gesamte Dauer des Längsschnitts von der allgemeinen Belastung am stärksten betroffen (Strehmel, 1993).

Arbeitslose mit einer sozialen Defizitlage sind auch weniger belastbar, beobachten Brenner & Levi (1987). Wenn geringe soziale Unterstützung noch mit eine größere Stressursache kombiniert wird, erhöht sich insbesondere bei Arbeitslosen das Risiko von Depressionen.

Soziale Unterstützung hilft nicht nur, die unangenehmen Begleiterscheinungen der Arbeitslosigkeit zu ertragen, sondern dient auch der Entfaltung der positiven Wirkungen nicht-erwerbsarbeitsorientierter Tätigkeit.

Nitsche und Richter (2003) untersuchten die Auswirkungen freiwilliger Beschäftigung auf das Befinden Arbeitsloser.

In der "Tauris-Studie", einem wissenschaftlich begleiteten Projekt zur Beschäftigung Langzeitarbeitsloser, handelte es sich um Tätigkeiten mit einem hohen Grad an zyklischer Vollständigkeit (Vorbereiten, Organisieren, Ausführen und Kontrollieren), relativ viel inhaltlicher Verantwortung und großzügigen zeitlichen Spielräumen bei der Auftragserledigung. Die Entlohnung war gering.

Soziale Unterstützung sorgte maßgeblich dafür, dass die positive Wirkung der Tauris-Tätigkeit auf die seelische Gesundheit ausgesprochen deutlich und hochsignifikant hervortritt, trotz Berücksichtigung von Häufigkeit und Dauer der Arbeitslosigkeit. Auch für das psychosoziale Wohlbefinden ist die Unterstützung der Gruppe, obwohl mit etwas geringerer Wirkung, so doch die entscheidende Variable, wobei die soziale Unterstützung, die aus dem Arbeitsfeld erfolgt, für den Unterschied zur Kontrollgruppe der nicht in Beschäftigung involvierten Arbeitslosen verantwortlich ist. Aber auch bei Entfernung des aus der Arbeitsumgebung stammenden Einflusses bleibt der positive Einfluss auf die psychische Gesundheit noch signifikant.

Nach obigen Befunden scheint es, dass sich die Arbeitslosen auf ihre sozialen Netzwerke verlassen können. Doch es gibt auch Untersuchungen, die den Eindruck, dass die Unterstützung aus dem sozialen Nahfeld tatsächlich in notwendiger Weise gewährleistet ist, zumindest fragwürdig erscheinen lassen.

So bemerkt Pelzmann (1988), dass der Druck in der Familie für die betroffenen Arbeitslosen zur zusätzlichen Belastung wird. Einen Großteil ihrer Energien verwenden sie darauf, die Familie zu beruhigen, zu besänftigen, zu trösten oder die eigene Lage vor der Familie zu verbergen. Die meisten Familien sind überfordert, wenn sie die Belastung der Arbeitslosigkeit in konstruktiver und moralisch aufbauender Weise ertragen sollen. Dagegen sind die sozialen Beziehungen in der informellen Wirtschaft (Schwarzarbeit) sehr stabil und belastungsfähig. Auch die Kontakte bei der informellen Arbeit werden selbst ausgesucht.

In Übereinstimmung damit bemerkt Kirchler (1984), dass Unbehagen häufiger auf den Partner attribuiert wird. Familienmitglieder und Bekannte sind bei Langzeitarbeitslosen in 90 von 100 Fällen keine Stütze für die Betroffenen, sondern sie belasten, indem sie die Schuldzuschreibung an das Versagen des Arbeitslosen verstärken. Dagegen werden Freunde oft als Ursache positiven Befindens angesehen, obwohl die sozialen Kontakte mit Dauer der Arbeitslosigkeit abnehmen.

Wenn der engste Kreis jede Hilfe versagt, kann dies unabsehbare dramatische Folgen haben. Eine 44-jährige Frau aus Oberösterreich, die seit fünf Jahren arbeitslos ist, berichtet über ihre familiäre Situation:

„Meine Geschwister schämen sich für mich, ja das ist für sie traurig, aber das ist mir egal. Das hat mir egal werden müssen, weil sonst wäre ich wahnsinnig geworden.“ Weiters meint sie: „ (...) also wenn alle Menschen im sozialen Umfeld von mir und meinem Sohn so reagiert hätten auf meine Arbeitslosigkeit wie meine Familie reagiert hat, ich meine solche Leute treiben dich in den Suizid.“

Es war ihr von vornherein klar, „je ärmer - also materiell ärmer - mein Sohn und ich werden, desto weniger Kontakt wird es geben, weil es bei uns in der Familie ganz stark ums Materielle geht. In meiner Familie sind einige sehr gut situierte Personen dabei, aber genau diese gut Situierten haben den Kontakt abgebrochen. Die haben anscheinend irrsinnig Angst, dass ich etwas will von ihnen.“ (Stelzer-Orthofer, 2006, S. 34)

13.8 Persönliche Eigenschaften

Die Persönlichkeitsstruktur scheint das Erleben der Arbeitslosigkeit zu beeinflussen.

Kirchler (1984) fand mittels des 16 PF Tests heraus, dass selbstsichere, veränderungsbereite, flexible, robuste und begeisterungsfähige Personen mit hohem Selbstvertrauen ihr Arbeitslosenschicksal eher ertragen, als jene Personen, die innere Gespanntheit und emotionale Störbarkeit zeigen, zurückhaltend und besorgt sind und soziale Anpassung aufweisen. Extravertierte oder emotional stabile Personen scheinen unter dem Arbeitsverlust weniger zu leiden als introvertierte oder emotional labile Personen. Emotional labile und depressive Personen dürften in schwierigen Situationen die Problemlage über- und ihre Fähigkeiten, sie zu meistern, unterschätzen (Kirchler, 1984).

Weiters dürften extrovertierte Personen aufgrund ihrer Kontaktfreudigkeit eher soziale und informelle Unterstützung erhalten als labile Personen, die nach dem Arbeitsplatzverlust verunsichert sind und sich von den ehemaligen Arbeitskollegen zurückziehen dürften (Kirchler und Kirchler, 1989).

Payne (1988) untersuchte in einer Längsschnittstudie 75 Männer zu ihren psychischen Erfahrungen in der Arbeitslosigkeit. Er ging der Hypothese nach, dass der Zusammenhang der negativ getönten Skalen in einer Persönlichkeitseigenschaft wie Neurotizismus zu finden wäre. Die Regressionsanalyse bestätigte diese Annahme.

Frese (1994) führte in Dresden Mitte der 90-er Jahre eine Längsschnittstudie durch. Er fand zwar keinen Unterschied zwischen Arbeitslosen und Nicht-Arbeitslosen nach Persönlichkeitseigenschaften wie Selbstwirksamkeit, Handlungsorientierung, Plan- und Zielorientierung, konnte aber eine Reihe von Einstellungen objektivieren, die einen positiven Einfluss auf die Wahrnehmung haben, dass Arbeitslosigkeit auch mit Chancen verbunden ist: Handlungsorientierung nach einem Erfolg, allgemeiner Optimismus, Eigeninitiative bezüglich Weiterbildung. Planungsbezogene Handlungsorientierung hat einen negativen Einfluss. Wenn Personen Arbeitslosigkeit auch als Chance sehen, dann weisen sie weniger psychosomatische Beschwerden auf, sind besser beim Überwinden von Hindernissen, sind aktiver, werden positiver durch den Interviewer bezüglich Eigeninitiative eingeschätzt und zeigen mehr Bildungsinitiative. Außerdem erhalten Arbeitslose, die ihre Arbeitslosigkeit eher als Chance begreifen und bildungsaktiv sind, signifikant schneller wieder eine Arbeitsstelle.^{5*}

Optimismus hilft! Diese alltagspsychologische Weisheit bestätigte sich auch im fernen Hongkong (Julian & Wong, 1998). Im chinesischen Hongkong wurde arbeitslosen und beschäftigten Frauen zwischen 30-50 die chinesische Version der revidierten Optimismusskala vorgelegt. Die Ergebnisse wiesen darauf hin, dass Optimismus die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die psychische Gesundheit moderiert. Frauen mit gering ausgeprägtem Optimismus waren psychisch eher beeinträchtigt. Optimistischere Frauen und Frauen, die sich vom Verlust ihres Jobs distanzieren konnten, ging es vergleichsweise besser. Der Zusammenhang zwischen Optimismus und psychischen

⁵ Im Artikel, den Zempel und Frese (1997) für die Zeitschrift „Psychologie Heute“ verfassten, werden Ziel- und Planorientierung, aber auch Handlungsorientierung generell als Charakteristika derer genannt, die Arbeitslosigkeit als Chance begreifen.

Wirkungen wurde zwar nicht durch Coping vermittelt, es steht eher zu vermuten, dass Optimismus selbst eine Coping-Ressource darstellt.

13.9 Kulturelle Einflüsse auf die Wahrnehmung und Verarbeitung

Als sich der Osten Deutschlands 1991 im wirtschaftlichen Zusammenbruch befand, befragte Bergmann (1994) ostdeutsche Arbeitslose in Betrieben vor der Schließung, auf Arbeitsämtern und in Bildungseinrichtungen.

Unter anderem wurde der Frage nachgegangen, inwieweit sich Unterschiede im Erleben und Bewältigen der Arbeitslosigkeit im Vergleich zu den Befunden von Arbeitsloskeitsstudien westlicher Länder ergeben.

Sie fand, dass sich im Erleben und Bewältigen der Arbeitslosigkeit Unterschiede zu den Befunden von Arbeitsloskeitsstudien westlicher Länder ergeben. Diese beziehen sich auf das vorläufige Ausbleiben von Anzeichen einer sozialen Isolation vom Arbeitsplatzverlust betroffener Personen und darauf, dass im Erleben Einstellungen im Sinne des Mobilisierens von persönlichen Ressourcen wie der Bereitschaft, mit schwierigen Situationen umzugehen, einen Berufswechsel anzustreben oder allgemein, von vorn anzufangen, gegenüber Verschlechterungen des psychischen Befindens dominieren.

Das Erleben hat noch nicht die negative Qualität, über die in vielen Studien berichtet wird. Dies dürfte wesentlich auf die nahezu ausschließlich externale Ursachenattribution zurückzuführen sein. Die Mehrzahl bringt ihre Arbeitslosigkeit nicht mit dem persönlichen beruflichen Engagement in Zusammenhang. Damit entfallen Schuldzuschreibungen an die eigene Person und daraus resultierende Verschlechterungen des Selbstwertgefühls.

Der Verlust des Arbeitsplatzes ist eine Massenerscheinung, die unabhängig von der persönlichen Kompetenz stattfindet. Daher entfallen Rückkopplungen aus dem sozialen Umfeld, die in vielen Situationen mit dem Stigmatisierungsphänomen der Zweitklassigkeit von Arbeitslosen beschrieben werden und ebenfalls zu einer Verschlechterung des Selbstwertgefühls beitragen. Die sozialen Netze im Freundes- und Bekanntenkreis funktionieren im wesentlichen weiter normal und üben für die Bewältigung von Stress eine entscheidende Pufferfunktion aus.

Auch der IAB-Befund aus dem Jahr 2000 könnte mit den obgenannten Ursachen eine Erklärung finden. Die Arbeitslosenbefragung weist ebenfalls auf den unterschiedlichen Leidensdruck zwischen Ost- und West-Arbeitslosen hin. Obwohl die auf die Gesamtbevölkerung bezogenen Gesundheitsindikatoren wie die mittlere Lebenserwartung eine ungünstigere Gesundheitslage für Ostdeutschland auswiesen, ist der Anteil der Personen mit berufsrelevanten Gesundheitseinschränkungen im Westen Deutschlands bei Männern und Frauen aller Altersstufen und unabhängig von der Arbeitslosigkeitsdauer besonders hoch, im Schnitt nämlich bis zu einem Drittel über dem der Ostdeutschen.

Bormann (2006) berichtet, dass bei den Männern in den alten Ländern Arbeitslosigkeit einen dominanten Faktor für eine schlechte Gesundheit darstellt. Sowohl bei den deskriptiven als auch bei den multivariaten Analyseergebnissen haben sie die höchsten Raten im Vergleich zu den Männern in den neuen Ländern, aber auch zu den Frauen in beiden Teilen Deutschlands. Die Internalisierung der Rolle als Haupternährer für die Familie bei den Männern in Zusammenhang mit der vermutlich stärker empfundenen Stigmatisierung und Schuldzuschreibung (Gefühl des Versagens und der Scham) bei Arbeitslosigkeit in den alten Ländern dürften auch hier die Ursache, so Bormann, sein. Dagegen verhindert die kollektive Betroffenheit in den neuen Ländern allfällige Stigmatisierungsprozesse und führt zu einer anderen gesellschaftlichen Bewertung.

Die Annahme, dass Frauen aus den neuen Ländern besonders stark (bzw. stärker!) unter den gesundheitlichen Konsequenzen der Arbeitslosigkeit leiden würden, kann mit diesen Daten nicht bestätigt werden (Bormann, 2006).

Den Ergebnistabellen ist zu entnehmen, dass es sogar mehr Parameter gibt, in denen West-Frauen stärker belastet sind als solche, in denen Ost-Frauen die höheren Werte haben.

Der sächsische Längsschnittuntersuchung verfolgt seit 1987 die Entwicklung einer Stichprobe aus dem ehemaligen Osten. Ein Vergleich zwischen UntersuchungsteilnehmerInnen, die im Osten geblieben waren und TeilnehmerInnen, die aus dem Osten in den Westen umgezogen waren, zeigte keinerlei Unterschiede der globalen psychischen Belastung.

Lediglich in Bezug auf Depressivität und Erschöpfungsneigung fanden sich Unterschiede zuungunsten der in den neuen Bundesländern Gebliebenen (Berth, Förster & Brähler, 2004).

Eine Gruppe von kanadischen ForscherInnen (Zunzunegui, Forster, Gauvin, Raynault, Willm, 2006) untersuchte den Zusammenhang von lokalen Arbeitslosenraten und der körperlichen und psychischen Gesundheit von arbeitslosen EinwanderInnen im Vergleich mit einheimischen Arbeitslosen.

Auf individueller Ebene betrachtet, unterscheiden sich arbeitslose Einwanderer gesundheitlich nicht von einheimischen SchicksalsgenossInnen. Allerdings berichten in Gegenden mit einer hohen Arbeitslosenrate ImmigrantInnen über schlechtere körperliche und psychische Gesundheit als Einheimische. Während die erste Generation arbeitsloser Einwanderer in einer von hoher Arbeitslosigkeit gekennzeichneten Umgebung mit psychischem Stress reagiert, neigt die zweite Generation – insofern sie männlich ist – unter den selben Umständen zu erhöhtem Übergewicht und schlechten Gesundheitswerten.

Die ForscherInnengruppe deutet die Befunde der ersten Generation unter Hinweis auf die mögliche Diskriminierung in Gebieten mit niedrigen Jobchancen. Für den Befund der arbeitslosen Männer der zweiten Generation wird ein aus der Wahrnehmung mangelnder Lebenschancen herrührendes schlechtes Gesundheitsverhalten verantwortlich gemacht.

Leeftang, Klein-Hesselink und Spruit (1992) verglichen in den Niederlanden Arbeitslose, die in städtischer Umgebung lebten mit Arbeitslosen, die in ländlicher Umgebung lebten.

Arbeitslose städtischer und Arbeitslose ländlicher Herkunft können in gleicher Weise durch die Merkmale Einsamkeit, nachteilige Konsequenzen der Arbeitslosigkeit, Geldsorgen und schlechte Gesundheit als der Arbeitslosigkeit vorausgehende Umstände beschrieben werden.

Unterschiede gibt es aber in den Ursachen dieser Merkmale: Während in der Stadt die wahrgenommene Größe des sozialen Netzwerkes eine Erklärung liefert, spielt am Land die wahrgenommenen Stigmatisierung die bedeutendere Rolle. Im Gesamten kann die Gesundheitsbeeinträchtigung bei den ländlichen Arbeitslosen besser erklärt werden.

Erhebungen zu den Auswirkungen von Arbeitslosigkeit werden überwiegend in städtischen Gemeinden durchgeführt. Weniger beforscht sind die Folgen, die der Verlust der Arbeit auf Menschen hat, die in ländlichen Gemeinden daheim sind.

Rasky, Stronegger und Freidl (1996) haben in 79 Gemeinden der Steiermark das Gesundheitsverhalten Arbeitsloser mit dem von Beschäftigten verglichen.

Auffällig war das höhere Risikoverhalten, welches insbesondere unter den Männern zu beobachten war. Männliche Arbeitslose litten häufiger an Ängsten, Schlafstörungen, hatten weniger Appetit und waren weniger motiviert, ihre Gewichte zu reduzieren und ihr Ernährungsverhalten umzustellen als die Vergleichsgruppe der Beschäftigten. Sie waren auch mehr von Störungen des Magen-Darm-Traktes, chronischen Leber- und Atemwegserkrankungen betroffen und suchten häufiger medizinische Einrichtungen auf.

Die Metaanalyse von Paul, Hassel & Moser (2006) fällt der Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und gesundheitlichen Beeinträchtigungen in armen Ländern und in Ländern mit sehr ungleicher Einkommensverteilung größer aus als in reichen Ländern und in Ländern mit eher egalitärer Einkommensverteilung. Mit der Wiederbeschäftigung verschwindet ein Großteil der mit Arbeitslosigkeit verbundenen Symptomatik.

14 Kausation versus Selektion

1978 treten Frese und Mohr mit der Aufstellung von 4 Hypothesen in die wissenschaftliche Debatte über die Ursachen des schlechten Befindens der Arbeitslosen ein. Die AutorInnen meinen, es lasse sich auf verschiedene Weise erklären, warum bei Arbeitslosen im Vergleich zu Personen, die einer Arbeit nachgehen, in erhöhtem Maße psychische Probleme anzutreffen sind. Mögliche Kausalzusammenhänge sind:

- Psychisch gestörte Personen werden leichter arbeitslos.
- Von vornherein psychisch gestörten Personen bleiben aufgrund ihrer Störung länger arbeitslos, und es kommt deshalb zu einer statistischen Häufung von psychischen Störungen bei Arbeitslosen.
- Eine dritte Variable könnte hohe Arbeitslosigkeit und eine hohe Rate von psychischen Störungen bewirken.
- Arbeitslosigkeit führt zu psychischen Störungen.

Für Spruit et al. (1985) leistete die Krankheitsgeschichte ihrer Interviewpartnerinnen, einen wichtigen Beitrag zur Erklärung von gesundheitlichen Beschwerden. Nach einer Reihe von

psycho-sozialen Faktoren gehörten Arbeitslose schon vor ihrer Entlassung deutlich zu einer verletzlicheren Gruppe. Doch der schlechtere Gesundheitszustand vor der Entlassung erklärt nach Meinung der AutorInnen nicht alle Unterschiede der Gesundheit von Arbeitslosen und Beschäftigten. Es dürfe angenommen werden, dass Arbeitslosigkeit eine negative Auswirkung auf die Gesundheit ausüben kann, aufrechterhalten werden.

Nach Winefield (1995) unterstützt die Mehrzahl der verfügbaren Längsschnittuntersuchungen die sogenannte Social-causation-Hypothese. Auf der anderen Seite existieren aber auch einige Studien, deren Ergebnisse für die Drift-Hypothese sprechen. Deshalb warnt Winefield vor einer allzu voreiligen Interpretation der Symptome Arbeitsloser im Sinne der Auswirkungen von Arbeitslosigkeit. Die allfällige schlechtere Anpassung der Arbeitslosen müsse nicht auf den Umstand ihrer Arbeitslosigkeit zurückzuführen sein, sondern könnte der Grund für Entlassungen sein und Jobangebote verhindern. Eine weitere Möglichkeit wäre, dass z.B. längere Krankheit oder eine andere Drittvariable sowohl für die psychologische Fehlanpassung als auch für Arbeitslosigkeit verantwortlich ist.

In den Langzeitanalysen des sozio-ökonomischen Panels ergaben sich nur wenige Anhaltspunkte für einen kausalen Einfluss von Arbeitslosigkeit. Die Ergebnisse sprechen vielmehr dafür, dass Personen, die arbeitslos werden, primär gesundheitlich eingeschränkter sind und dass gesündere Arbeitslose schneller wiederbeschäftigt werden (Hollederer, 2003).

Eine Längsschnittstudie über die Prädiktoren von Akademikererwerbslosigkeit (Abele & Stief, 2001) zeigte, dass „Berufliche Selbstwirksamkeit“, also das Vertrauen in die eigenen beruflichen Kompetenzen, ein signifikanter Prädiktor eines mehr oder weniger gelungenen Berufseinstiegs ist. Hohe berufliche Selbstwirksamkeitserwartungen begünstigen eine bessere und schnellere berufliche Integration. Die Effekte sind niedrig, aber über die Fächer hinweg konstant. In den meisten Studien wurden die Leistungsunterschiede nicht kontrolliert. So könnten die gefundenen Effekte der Selbstwirksamkeit auf den Berufsstatus auch Effekte der Leistung sein, indem Personen mit besseren Fähigkeiten auch höhere Selbstwirksamkeitserwartungen haben könnten.

Nach der Privatisierung einer Abteilung einer englischen Verwaltungsbehörde 1988, welche zu einer nicht-selektiven Entlassungssituation führte, wurden Instabil-Wieder-Beschäftigte mit Privatisierungs-Arbeitslosen, aus dem Erwerbsleben ausscheidenden Personen und Stabil-Wiederbeschäftigten in Hinblick auf Gesundheit und Inanspruchnahme gesundheitlicher Dienste verglichen. Die sogenannte Whitehall II Study umfasste Messungen vor und 18 Monate nach der Entlassung.. Die Untersuchung erbrachte für Instabil Beschäftigte und Arbeitslose aus der Privatisierung eine Erhöhung geringwertiger psychiatrischer Beeinträchtigung und eine häufigere Inanspruchnahme von praktischen Ärzten (Ferrie, J. E., Martikainen, P., Shipley, M. J., Marmot, M. G., Stansfeld, S. A., Smith, G. D., 2001)

Dass Arbeitslosigkeit die Person schädigt und nicht umgekehrt eine Person mit geringer geistiger Gesundheit eher arbeitslos wird als eine geistig gesunde Person, bestätigten Stafford, Jackson & Banks (1980, zit. nach Kirchler, 1984).

Während in der Metaanalyse von Murphy und Athanasou (1999) der Effekt für die Verschlechterung des Befindens beim Wechsel in die Arbeitslosigkeit eher gering ist ($d=.36$), ist der Effekt für die Befindensverbesserung beim Wechsel von der Arbeitslosigkeit in die Erwerbstätigkeit eher groß ($d=.54$). Die methaanalytischen Daten liefern also einen deutlichen Beleg für die Social-causation-Hypothese.

Die Längsschnittuntersuchung in Dresden (Frese, 1994) diente unter anderem der Überprüfung auf Selektions- versus Kausationseffekt.

Differenzielles Ergebnis war: Es gibt keine Unterschiede zwischen den zukünftig Arbeitslosen und den Arbeitenden im Gesundheitsbereich - psychosomatische Beschwerden, Depressivität und Selbstwertgefühl. Auch die Vermutung, dass sich Arbeitslose in bestimmten Persönlichkeitseigenschaften wie Selbstwirksamkeit, Handlungsorientierung, Plan- und Zielorientierung unterscheiden, konnte nicht bestätigt werden.

Bezüglich Eigeninitiative in der Weiterbildung zeigte sich, dass die Ausgangsqualifikation entscheidend war im Sinne einer selektiven Verstärkung des bereits Vorhandenen. Der Indikator „Hindernisse überwinden“ ergibt allerdings auch bei gleicher Qualifikation einen signifikanten Unterschied zwischen Arbeitenden und zukünftigen Arbeitslosen.

15 Die gesundheitlichen Auswirkungen

Allgemeine Befundlage

1983 wurde von 13 deutschen Fachverbänden ein Katalog an Auswirkungen der Arbeitslosigkeit zusammengestellt: sie äußert sich in erhöhter Kriminalitätsgefährdung, Zunahme von Drogenabhängigkeit, depressiven Störungen, verstärktem Alkoholismus, Zunahme von Einlieferungen in psych. Kliniken, Zunahme psychosomatischer Erkrankungen, Zunahme von Kindersterblichkeit, Verschlimmerung bereits vorhandener psychischer Störungen. Schlafstörungen, emotionale Labilität, Abnahme des Selbstvertrauens, eine Verringerung des Selbstwertgefühls, ein Gefühl des Kontrollverlustes über die eigenen Lebensbedingungen und daraus resultierende Hilflosigkeit, depressive, fatalistische und apathische Tendenzen und Gefahren einer zunehmenden Isolation von den betroffenen Menschen (Kieselbach, 1983).

Repräsentativerhebungen erbrachten als Einflüsse des Erlebens und Verhaltens eine erhöhte Depressivität (Laubach, Mundt & Brähler, 1999; Brähler, Laubach & Stöbel-Richter, 2002, zit. nach Berth et al., 2006), Erschöpftheit und Angespanntheit, Ein- bzw. Durchschlafstörungen und eine Erhöhung des Alkohol- und Nikotinkonsums (Laubach, a.a.O.). Arbeitslose sind neurotischer (Brähler, a.a.O.) und beurteilen ihren Gesundheitszustand negativer (Laubach, a.a.O.; Elkeles, 1999, zit. nach Holleder, 2002). Sie weisen eine durchgehend negative Selbstzuschreibung auf, sehen sich als introvertierter und verschlossener als andere, sozial nicht erfolgreich (Brähler, a.a.O.), weniger dominant sowie unkontrollierter (Laubach, a.a.O.). In gleicher Weise sind sie unzufrieden mit ihrer sozialen Integration (Laubach, a.a.O.; Elkeles, a.a.O.) und leiden an Statuseinbußen (Laubach, a.a.O.). Arbeitslose beurteilen ihre Beziehungen zu Personen ihres Umfeldes (Brähler, a.a.O.), sowie ihre Ehe/Partnerschaft und Sexualität (Laubach, a.a.O.) negativer. Insgesamt ist ihre Lebenszufriedenheit geringer (Elkeles, a.a.O.) und die Einstellung zur Zukunft pessimistisch (Laubach, a.a.O.)

Auch Kieselbach (1994) referiert eine Palette von nachgewiesenen psychosozialen Folgen der Arbeitslosigkeit: Depressivität, Ängstlichkeit, Schlaflosigkeit, Reizbarkeit, allgemeine Nervosität, Reizbarkeit und Konzentrationsstörungen, die auch eine Beeinträchtigung der

körperlichen Gesundheit zur Folge haben. Es lassen sich gravierende Zunahmen von behandlungsbedürftigen psychiatrische Störungen sowie ein Anstieg von Selbsttötungsversuchen und Selbsttötungen feststellen.

Arbeitslose neigen zu einem gesundheitsriskanten Lebensstil bezüglich Alkoholkonsum und Nikotingenuss, Schlafgewohnheiten und Mangel an sportlicher Betätigung.

Der Autor begleitete eine Interventionsmaßnahme der Arbeitsverwaltung, die sich besonders an Langzeitarbeitslose richtete, mit einem Forschungsprojekt. In einer Eingangsbefragung erhob er die psychosoziale Problemdichte der TeilnehmerInnen, die zu 86% aus Langzeit-Arbeitslosen bestanden

Die Rangfolge

Finanzielle Probleme: 77, 4%

Gesundheitliche Beschwerden: 63%

Tod eines Familienmitglieds: 45%

Schlechte Wohnungssituation: 37%

Probleme mit Alkohol: 34%

Streit in der Familie: 29%

Beziehungs-/Kontaktprobleme: 25,6%

Krankheit eines Familienmitglieds: 24%

Weiters wurden Belastungsformen, die im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit relevant erscheinen, vorgegeben und man ließ die Teilnehmer beurteilen, inwieweit sie sich durch diese Problembereiche im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit besonders belastet fühlen.

Gehäuft fanden sich Nennungen, die den Verlust an zeitfüllenden Inhalten, den mangelnden Anschluss an die Außenwelt und Zukunftsängste widerspiegeln und das Gefühl betreffen, dass das Leben einfach so vorbeiläuft. Eine fast ebenso große Rolle spielt die kognitive Verarbeitung in Form von Selbstvorwürfen und dem Gefühl, dass andere auf einen herabblicken. Sorgen, Erschöpfung, Schlaf- und Konzentrationsprobleme runden das Bild ab.

In einer Fallstudie des Thüringer Arbeitslosenverbandes (Grehn) wurden die psychosozialen Folgen der Arbeitslosigkeit hervorgehoben. Nach ihren Ergebnissen kommen 72,9 Prozent psychisch mit dem Verlust des Arbeitsplatzes schlecht bzw. sehr schlecht zurecht. Bei den über 45jährigen steigt der Wert sogar auf 87,1 Prozent. In einer detaillierten Hinterfragung

der psychischen Belastung durch Arbeitslosigkeit traten vor allem die berufliche Zukunftsangst, die fehlenden Kontakte zu den Kollegen und das unbefriedigende Zuhause-Sein hervor. Die Arbeitslosen fühlten sich überflüssig, ausgegrenzt, entwertet und litten an Einbußen ihres Selbstvertrauens. Sie empfanden den Verlust des Arbeitsplatzes als Betrug und waren durch die Ablehnungen ihrer Bewerbungen verletzt. Auf der Ebene des Gefühlsausdrucks reagierten sie mit Wut, aber auch Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Grübeleien, Spannungen, erhöhte Reizbarkeit und Aggressivität sind für das Allgemeinbefinden symptomatisch.

Warr (1983, b, c, zit. nach Kirchler, 1993) fasst zahlreiche Untersuchungen, die am MCR Social and Applied Psychology Unit der University of Sheffield, England durchgeführt wurden, zusammen: Arbeitslose berichten im Vergleich zu Beschäftigten eine signifikant schlechtere Befindenslage. Negatives Befinden ist nach Warr gekennzeichnet durch Angst, Depression und Trauer, geringen Selbstwert und fehlende Autonomie, Unfähigkeit zur Bewältigung von Alltagsproblemen und Unzufriedenheit mit sich selbst, der sozialen und physischen Umwelt.

Mitte der 90-er Jahre, als die entstehende Arbeitslosigkeit im Osten Deutschlands noch ein neues Phänomen war, führte Frese (1994) in Dresden eine repräsentative Befragung durch. Er verglich Noch-nicht-Arbeitslose mit späteren Arbeitslosen und Beschäftigten.. Bei Gleichhaltung der Ausgangswerte ergab sich: Arbeitslose sind bereits in der Antizipationsphase weniger optimistisch als Nicht-Arbeitslose. Sie zeigen als Effekt der Arbeitslosigkeit weniger Eigeninitiative und sind deutlich depressiver und bitterer als Nicht-Arbeitslose. Bitterkeit resultiert aus einem Gefühl enttäuschter Hoffnung und Ungerechtigkeit. Während sich der depressive Befund auf Selbstberichte stützt, wurde die Bitterkeit durch den Interviewer eingeschätzt.

In einer Langzeitstudie von Kirchler (1984) wurden 20 Männer und 13 Frauen, die gerade ihren Arbeitsplatz verloren hatten, angewiesen, täglich mehrmals ihr Befinden in einem Tagebuch aufzuzeichnen und die aktuelle Lage zu beschreiben. An jeweils zehn Tagen im ersten, zweiten, dritten und sechsten Monat nach Beginn der Arbeitslosigkeit wurden täglich bis zu sechsmal, zu Zeitpunkten, die nach dem Zufallsprinzip bestimmt worden waren, das aktuelle Befinden, Bedürfnisse und Ursachen des Befindens, der Ort, an dem sich die Person gerade befand, Tätigkeiten und Sozialkontakte aufgezeichnet. Über sechs Monate nach

Arbeitsverlust hatte die Hälfte wieder Arbeit gefunden und es wurde möglich, einen Vergleich zwischen dem Befinden der Arbeitslosen und Wiederbeschäftigten anzustellen. Das Befinden der Arbeitslosen war weitaus schlechter als das der Wiederbeschäftigten. Sie fühlten sich in ihrer Handlungsfreiheit mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit immer eingeschränkter, berichteten häufiger über Frustrationen und unbefriedigte Bedürfnisse. Gerade Bedürfnissen nach Selbstwert, Prestige, Sozialkontakten und nach neuen Erfahrungen und Betätigung, sowie nach Leistung wurde seltener entsprochen. Das anfangs noch häufig befriedigte Bedürfnis nach Autonomie wurde mit anhaltender Arbeitslosigkeit immer öfter frustriert.

Langzeitanalysen, die anhand der repräsentativen Daten der Jahre 1984-1988 des sozio-ökonomischen Panels (SOEP) durchgeführt wurden, belegen für Deutschland, dass Arbeitslose im Vergleich zu Erwerbstätigen bei allen abgefragten Gesundheitsindikatoren schlechtere Werte aufweisen. Ebenso belegen Auswertungen auf Grundlage des sozio-ökonomischen Panels aus den Erhebungswellen 1992 und 1997 einen Zusammenhang zwischen Erwerbsstatus und Gesundheit. Langzeitarbeitslose fühlten sich signifikant häufiger im Alltag durch ihren Gesundheitszustand stark behindert. Je mehr Zeiten der Arbeitslosigkeit die Berufslaufbahn unterbrachen, um so geringer ist die Zufriedenheit mit dem Gesundheitsstatus (Hollederer, 2002).

Kuhnert und Vogt (2000) führten mit dem Dortmunder Fragebogen eine empirische Untersuchung zum Leben in der Arbeitslosigkeit durch, um zu sehen, wie sich der Einfluss soziodemographischer und sozialer Faktoren auf zentrale psychische Dimensionen des Bewältigungsverhaltens abbildete.

Etwa ein Drittel der Probanden zeigten eine hohe generelle Angst- und Schamdisposition, mehrheitlich äußerten die Probanden eine starke berufliche Fehlschlagangst und Ängste in Bewerbungssituationen. Die größte Furcht richtet sich auf Bewerbungssituationen. Nur ein Drittel der überwiegend jüngeren Stichprobe führte als Hauptursache für den Verlust ihrer letzten Arbeitsstelle externe Gründe an. Die defensiven Bewältigungsstrategien vieler Arbeitsloser beruhen oftmals auf Schuldzuweisungen an die eigene Person, die Elemente der Selbstverachtung in sich trägt. Diese werden auch auf andere übertragen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden.

Die häufig als unzureichend erfahrene persönliche Hilfe wurde meistens mit dem Eintritt in die Arbeitslosigkeit verbunden. Die meisten berichteten über vermehrten Ärger und fehlende

Achtung in ihren familiären Beziehungen.

Das soziale Netzwerk wurde infolge der Langzeitarbeitslosigkeit sowohl quantitativ als auch qualitativ (bezogen auf soziale und emotionale Zuwendung) stark reduziert. Nur ein Viertel erschloss sich auf der aktiven Handlungsebene häufiger unterstützungsrelevante Bezüge. Korrelativ wurde bestätigt, dass „Rückzugsverhalten“ bei Arbeitslosen oftmals begleitet wird von depressiven Verstimmungen.

Hoch demoralisierte Langzeitarbeitslose erhielten geringere soziale Unterstützung, was empirischen Befunden der Social Support-Forschung entspricht, nach denen eher gute persönliche Ressourcen und ein nur mittleres Belastungsniveau Hilfs- und Unterstützungsbereitschaft fördert. Mit der Reduktion unterschiedlicher Unterstützungsebenen und Selbstisoliationsverhaltenstendenzen aber gingen wiederum mangelnde Bewältigungskompetenzen und –ressourcen, fehlende emotionale Stabilität wie auch gesundheitsschädigendes Verhalten bei Langzeitarbeitslosen einher.

Alter ist das stärkste Problemgruppenkriterium, welches auch von jungen bereits internalisiert wird.

Innerhalb der Kohorte der LA moderieren die Variablen Arbeitslosigkeitsdauer und Mehrfacharbeitslosigkeit das Bewältigungsverhalten kaum, und auch die Auswirkungen, die berufliche Qualifikationen und Schulabschlüsse auf das Bewältigungsverhalten zeigen, sind durchaus widersprüchlich.

Die LA haben zu mehr als 50% schlechte Erfahrungen mit dem Arbeitsamt.⁶

Viele LA befanden sich zum Untersuchungszeitpunkt im finanziellen Notstand. Jede/r zweite war bereits hoch bis sehr hoch verschuldet. Der Umstand, dass mehr als ein Viertel keine eigene Wohnung besaßen, zeigt die katastrophale wirtschaftliche Situation der Langzeitarbeitslosen in Deutschland, welche schon vor den einschneidenden Leistungskürzungen der Hartz IV-Gesetze mit ihrem Sozialhilfesatz kein Auslangen mehr hatten.

Wenig verwunderlich ist, dass sich die finanzielle Bedrohung in entsprechend erhöhter Vulnerabilität, Verringerung protektiver Ressourcen und des gesundheitspräventiven Engagements niederschlägt.

⁶ Im Gruppenberatungsprojekt „Job-Fit“ von Kuhnert und Kastner (2006) dezimierte sich die potenzielle TeilnehmerInnenzahl von über 1000 auf 70. In Aquisgesprächen wurde neben dem Desinteresse an Gesundheitsförderung generell Misstrauen gegenüber Beratungen geäußert, da viele Arbeitslose hinter der Gruppenberatung die Agentur für Arbeit Dortmund vermutete. Daher kam es auch zu aggressiv vorgetragenen Beschwerden über die Behandlung von arbeitslosen Menschen (besonders der eigenen Person) durch Institutionen der Arbeits- und Sozialverwaltung und z.T. auch Krankenversicherungen. Die ahnungslosen Wissenschaftler räsonieren daraufhin über die Stigmatisierung von Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen.

Die erhaltenen oder verlorengegangenen beruflichen Zukunftserwartungen moderieren das Bewältigungsverhalten. Wer über die gegenwärtige finanzielle Lage hinaus keine Hoffnung für die Zukunft hat, schneidet auch in wichtigen Faktoren des Bewältigungsverhaltens (Kompetenzerwartung, Beanspruchung, protektive Ressourcen) hoch signifikant schlechter ab als mit optimistischer Haltung. Allerdings unterscheiden sich Arbeitslose, die eine berufliche Lösungsperspektive haben, in ihrem Bewältigungsverhalten kaum von den anderen. Für annähernd zwei Drittel der Langzeitarbeitslosen (64,7%) zeichnete sich eine eindeutig negative („schwarz, düster, hoffnungslos“, etc.) berufliche Zukunft ab. Weniger als ein Viertel (23,5%) sahen für sich zukünftig noch eine positive Berufsperspektive. Eine hohe „berufsbezogene Demoralisierung“ kennzeichnet das Bild der Langzeitarbeitslosen (vgl. Kastner & Vogt, 2000)

In der Typologie der Marienthaler Studie gesprochen, gehören die Dortmunder Langzeitarbeitslosen überwiegend (64,7%) zur Gruppe der Gebrochenen und nur zu 23,5% zu den Ungebrochenen. Angehalten zu fortwährender individueller Anstrengung stehen sie eigendynamischen Arbeitsmarktfaktoren gegenüber, welche sie nicht beeinflussen können. Der Kontrollapparat der Arbeitsämter, welcher die Unausweichlichkeit des Versagens als persönliche Schuld exekutiert, tut ein Übriges.

Im ständigen Scheitern der Bewältigungsbemühungen nistet sich Resignation ein, machen sich Verzweiflung und Apathie breit. Auch die formellen Netzwerke schützen die Arbeitslosen nicht vor dem existenziellen Zusammenbruch. Nach Aufbrauch der psychischen Ressourcen haben sie den feindlichen Umständen nichts mehr entgegenzusetzen.

Kastner und Vogt berichten, dass etwa die Hälfte Freizeitaktivitäten und Hobbies Bedeutung zumessen, und da vor allem dem Sport, während die Bereiche Kunst, Musik, politische und soziale Aktivitäten von nachrangiger Bedeutung sind. Insgesamt ziehen sich die Arbeitslosen in ihrer Freizeitgestaltung eher auf den häuslichen Bereich (Tiere, Lesen, Basteln etc.) zurück.

Nach den Ergebnissen des Dortmunder Fragebogens begünstigt das „Ausüben von Freizeitaktivitäten bzw. Hobbies“ hochsignifikant in fast allen Facetten das Bewältigungsverhalten. Probanden, die sich aktiv kulturell, sportlich oder politisch engagierten, oder ein bedeutsames Hobby pflegten, waren geringer beansprucht bzw. vulnerabel als diejenigen ohne solche Aktivitäten, besaßen eine größere Kompetenzerwartung, nutzten ihr höheres Ressourcenpotential, waren emotional stabiler, verhielten sich eher gesundheitspräventiv und nahmen auch mehr soziale Unterstützung

wahr. Demnach tritt gerade bei jenen Langzeitarbeitslosen, die ohne engagierte Freizeitaktivitäten allein am „Leitsystem Beruf“ orientiert sind, vermehrte Fehlbeanspruchung auf (Kastner & Vogt, 2000).

Es bleibt zu hoffen, dass die teilweise obdachlos gewordenen Langzeitarbeitslosen die Bedeutung kultivierten Freizeitgestaltung zu würdigen wissen.

Paul, Hassel und Moser (2006) führten eine Metaanalyse durch, die auf 237 Querschnittstudien und 87 Längsschnittstudien aus zahlreichen Ländern basiert. Sie belegt, dass der Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und eingeschränkter psychischer Gesundheit kein lokal beschränktes, sondern ein in der ganzen westlichen Welt identifizierbares Phänomen ist. Es wurden Daten aus Erhebungen analysiert, die folgende Untersuchungsinstrumente zur psychischen Gesundheit einschließen: General Health Questionnaire (Goldberg, 1972), Beck Depression Inventory (Beck et al., 1961), Stait-Trait Anxiety Inventory (STAI; Spielberger, 1983), Symptom Check List 90 (SCL-90; Derogatis, 1977), Life Satisfaction-Scale (Diener et al., 1985), Rosenberg Self Esteem Scale (Rosenberg, 1965)

Der für die Metaanalyse verwendete Effektstärkekoeffizient ist die standardisierte Mittelwertdifferenz der zwei Gruppen der Arbeitslosen und Erwerbstätigen.

Die AutorInnen fanden eine mittelgroße Effektstärke. Dieser Befund ist gleichbedeutend mit einer Verdoppelung des Prozentsatzes von Personen mit potenziell klinisch relevanten Störungssymptomen bei Arbeitslosen im Vergleich zu Erwerbstätigen. Die Metaanalyse von Längsschnittstudien belegt zudem, dass dieser Zusammenhang vornehmlich auf eine Verursachung von Beanspruchungssymptomen durch die Arbeitslosigkeit zurückzuführen ist. Gesundheitsbezogene Selektionseffekte auf dem Arbeitsmarkt lassen sich zwar ebenfalls belegen, fallen aber zum einen sehr schwach aus, zum anderen könnten die gefundenen Unterschieden im Befinden zwischen kontinuierlich Beschäftigten und demnächst Entlassenen durch Antizipationseffekte zu erklären sein. Aber auch bei Arbeitslosen wäre es den Autoren zufolge denkbar, dass diejenigen, die geringe Chancen auf eine schnelle Wiederbeschäftigung haben, sich diese Umstands bewusst sind und durch diese realistischerweise eher pessimistische Zukunftseinschätzung eine Beeinträchtigung des Befindens schon beim ersten Untersuchungszeitpunkt erfahren.

Je länger Personen arbeitslos waren, desto ausgeprägter zeigten sich die negativen Effekte auf die psychische Gesundheit. Es gibt keinerlei Hinweise auf das Ingangkommen eines

Adaptionsprozesses nach einer Phase erhöhter Beeinträchtigung im ersten Jahr der Arbeitslosigkeit. Mit der Wiederbeschäftigung verschwindet jedoch ein Großteil der mit Arbeitslosigkeit verbundenen Symptomatik.

In der Querschnittanalyse ergibt sich aus überwiegend weibliche Stichproben ein schwächerer Effekt als aus Stichproben, in denen hauptsächlich Männer vertreten sind. Die Ergebnisse zur sozialen Schicht sind nicht eindeutig. In armen Ländern und in Ländern mit sehr ungleicher Einkommensverteilung fällt der Zusammenhang größer aus als in reichen Ländern und in Ländern mit eher egalitärer Einkommensverteilung.

Da die metaanalytisch errechneten Effektstärken sich immer nur auf die Größe des Unterschieds zwischen Arbeitslosen und Erwerbstätigen beziehen, ist die Struktur der Moderatoreffekte in den meisten Fällen noch nicht genau aufgeklärt.

In der Metaanalyse fanden sich bei der Überprüfung einer möglichen Publikationsverzerrung gewisse Hinweise darauf, dass einige kleinere Studien mit Ergebnissen, die dem Forschungsstand widersprechen und ein nicht beeinträchtigtes Befinden der Arbeitslosen berichten, unterdrückt worden sind. Dies kann zum Beispiel geschehen, wenn Forscher irritierende Befunde, wie z.B. den, dass es Arbeitslosen nicht schlechter geht als Erwerbstätigen, gar nicht erst zur Veröffentlichung einreichen, oder wenn solche Befunde zwar eingereicht, aber nicht zur Veröffentlichung angenommen werden.

Ende der 1980er Jahre entließ General Motors zigtausend Arbeitskräfte im Zuge der Schließung von Werksanlagen. Über die individuellen Bewältigungsreaktionen der General Motors-Arbeiter liegen bemerkenswerte Forschungsergebnisse vor.

Hamilton, Hoffman, Broman und Rauma (1993, zit. nach Wentura, 2000) befragten über 1500 von den Maßnahmen betroffenen sowie nicht betroffene Arbeiter mehrfach in einem Zeitraum von zwei Jahren, das erste Mal kurz vor den angekündigten Entlassungen. Es zeigten sich mehrere Ergebnisse, die für eine differenzielle Betrachtung von Bedeutung sind.

1. Arbeitslosigkeit geht mit erhöhten Depressivitätswerten einher.

Dieser Befund ist kennzeichnend für bewältigungsrelevante Situationen, d.h. Situationen, in denen die Handlungsfähigkeit in persönlich bedeutsamen Lebensbereichen subjektiv eingeschränkt ist, in denen Personen somit einen Kontrollverlust über ihre Lebenssituation wahrnehmen.

2. Die Depressivität ist eine Funktion von subjektiven Ist-Soll-Diskrepanzen.

Hamilton et al. (1993, zit. nach Wentura, 2000) fand für 3 Teilstichproben bedeutsame Abnahmen der Depressivität von einer Befragung zur nächsten: Naheliegenderweise bei den Arbeitslosen, die aktiv nach einer neuen Stellung suchten und eine solche zu einem späteren Zeitpunkt gefunden hatten;

dann aber auch bei jenen, die zum späteren Zeitpunkt weiterhin arbeitslos waren, aber vorher angegeben hatten, (derzeit) keine neue Stellung zu suchen;

schließlich bei den Teilnehmern, die während der Zwischenphase arbeitslos wurden, aber zum früheren Zeitpunkt zu erkennen gegeben hatten, mit ihrer derzeitigen Arbeit nicht zufrieden zu sein.

Umgekehrt blieben die Depressivitätswerte derjenigen Arbeitslosen auf unverändert hohem Niveau, die aktiv suchten, aber weiterhin arbeitslos blieben.

15.1 Arbeitslosenstatistik und Gesundheitszustand in der Bevölkerung

Die Querschnittanalyse von Kessler, Turner, House (1988) befasste sich mit den Auswirkungen der Arbeitslosigkeit in Michigan, USA, während einer wirtschaftlichen Rezessionsphase in den 80-ern. Die Population bestand überwiegend aus Arbeitern der Autoindustrie.

Die Betroffenen zeigten ein Symptombild erhöhter Ängstlichkeit, Depressivität, psychosomatischer Störungen und körperlicher Krankheiten, welches bei Wiederbeschäftigung durchwegs verschwand.

Die finanziellen Belastungen hatten eine allen anderen Einflüssen überlegene Erklärungskraft für die nachteiligen Auswirkungen. Zusätzlich erwies sich, dass die erhöhte Verletzbarkeit gegenüber anderen belastenden Lebensereignissen überwiegend auf Arbeitslosigkeit zurückzuführen war. Die höchsten Belastungen ergaben sich aus dem Zusammentreffen von Arbeitslosigkeit und anderen unangenehmen Lebensereignissen.

Interessanterweise hatten Personen mit besonders hohen Depressions- und Ängstlichkeitswerten die höchste Wahrscheinlichkeit, wieder beschäftigt zu werden.

Der gesundheitsschädigende Effekt der Arbeitslosigkeit war im Bezug auf die Gesamtbevölkerung klinisch signifikant und blieb das auch während Zeiten mit vermehrten Beschäftigungsgelegenheiten und verringerten Auswirkungen.

Brenner (1979, zit. nach Nitsche & Richter, 2003) verglich über mehrere Jahrzehnte in New York das Beschäftigungsniveau als Indikator wirtschaftlicher Veränderungen mit der Anzahl der Neuaufnahmen in psychiatrischen Kliniken. Auch er konnte unter Berücksichtigung von Altersgruppen, Geschlechtern, aber auch für die Gesamtpopulation eine deutlich inverse Beziehung zwischen den Indizes für Arbeitslosigkeit und psychiatrischer Hospitalisierung (als Maß für den Gesundheitszustand in der Bevölkerung) feststellen. Soziale Verantwortlichkeiten blieben auf der Strecke, sodass das Netz der sozialen Beziehungen langsam zusammenbrach.

Er fand, dass in Zeiten wirtschaftlicher Rezession und hoher Arbeitslosigkeit die Zahl psychischer Erkrankungen zunimmt und bei wirtschaftlichem Aufschwung und damit verbundener Vollbeschäftigung die Rate absinkt

Doch nicht nur psychische Störungen korrelieren mit der Wirtschaftslage, sondern auch die Mortalitätsrate aufgrund von Herzkrankheiten. Wieder fand Brenner (1971, zit. nach Kirchler, 1993) hohe negative Korrelationen für die langen Beobachtungszeiträume, die dann den höchsten Stand erreichten, wenn eine Zeitverschiebung zwischen Krise und Krankheit von zwei Jahren berücksichtigt wurde.

Liem & Rayman (1984) berichten, dass ein Überblick über die Forschungsergebnisse in den USA auf eine nahezu perfekte Übereinstimmung zwischen Arbeitslosenquoten und Aufnahmen in psychiatrische Spitäler hinweist. Die Befunde machen offensichtlich, dass eine bedeutende Zahl von Arbeitslosen schwerwiegenden körperlichen und emotionalen Belastungen ausgesetzt ist und dass sich diese Reaktionen mit anhaltender Arbeitslosigkeit verschärfen. Die Auswirkungen auf Familienebene zeigen darüber hinaus, dass diese Auswirkungen nicht nur als die individuellen Probleme der unmittelbar betroffenen betrachtet werden können.

15.2 Psychosomatische Folgen der Arbeitslosigkeit

Dilling & Weyerer (1980, zit. nach Nitsche & Richter, 2003) berichten, dass 60% aller Arbeitslosen unter behandlungsbedürftigen Störungen leiden.

Die deutsche Herz-Kreislauf-Präventionsstudie hatte primär das Ziel der Verminderung von kardiovaskulären Risikofaktoren. Im Rahmen dieser Studie, die sich von 1982 bis 1991 auf 6

verschiedene Untersuchungsregionen erstreckte, wurden auch mehrere nationale und regionale Gesundheitssurveys durchgeführt, deren zusammengefasste Daten mit mehr als 55.000 Fällen von Elkeles (1999, zit. nach Holleederer, 2002) nach Zusammenhängen zwischen Arbeitslosigkeit und Gesundheit ausgewertet wurden. Im Vergleich zu Erwerbstätigen wiesen Arbeitslose höhere Anteile mit schlechteren Gesundheitszuständen, mit Behinderungen aufgrund des Gesundheitszustandes, mit höherer Bettlägrigkeit, mit Einschränkungen in den täglichen Beschäftigungen und mit Krankenhausaufenthalten in den letzten 12 Monaten auf.

Laubach, Mundt und Brähler (1999, zit. nach Berth et. al.) nennen als objektive Gesundheitsfolgen von Arbeitslosigkeit die Erhöhung des systolischen Blutdrucks, die erhöhte Chronifizierung von Krankheiten und die Notwendigkeit der Erhöhung von Medikamentendosen. Arbeitslose geben aber auch mehr Herzbeschwerden an.

Dass Arbeitslosigkeit zu körperlichen Stressreaktionen führt, wiesen Kasl & Cobb (1970; zit. nach Steinkopf; Pelzmann, Winkler, und Zewell, 1985) nach. In einer Langzeituntersuchung an 150 verheirateten Arbeitern, die sich über 2 Jahre erstreckte, konnten sie beobachten, dass der Blutdruck während der Erwartung des Arbeitsplatzverlustes und während der Arbeitslosigkeit anstieg und auch bei probeweiser Wiederbeschäftigung deutlich erhöht war.

Besonders belastend wirkt sich die subjektive Arbeitsplatzbedrohung dann aus, wenn der Betroffene durch eine langjährige Betriebszugehörigkeit mit dem Unternehmen verbunden ist.

Erst nach Stabilisierung der neuen Beschäftigungsverhältnisse sanken die Blutdruckwerte wieder ab. Männer, bei denen die Blutdruckwerte erhöht blieben, waren der Arbeitslosigkeit in verschärfter Weise ausgesetzt, hatten weniger Ich-Resilienz, berichteten über länger andauernden subjektiven Stress und geringere Verbesserungen des Wohlbefindens. Der Anstieg des Blutdrucks korrelierte mit den subjektiven Angaben über erlebten Stress. Die Kontrolluntersuchungen zeigten allerdings keine signifikanten Langzeit-Trends.

Auch ein anderer Befund Cobbs (1974, zit. nach Layton, 1988) aus der Untersuchungsserie an arbeitslosen Arbeitern zeigt den Zusammenhang psychophysischer Reaktionsmechanismen. Er fand bei seinen amerikanischen Probanden, dass eine starke

psychische Abwehr sowohl in der Phase der Antizipation als auch Entlassung in signifikanter Weise half, den Noradrenalin Spiegel niedrig zu halten. Nach 6 Monate nach der Schließung des Betriebes hatte jedoch diese Variable keine Auswirkung mehr (kein Unterschied zwischen Arbeitslosen und Nicht-Arbeitslosen).

Psychosomatische Symptome entsprechen einem psychosozialen Anpassungsvorgang und ersetzen ihn, wenn die psychischen Möglichkeiten erschöpft sind. So wird ein Zusammenbruch verhindert (Overbeck, 1984, zit. nach Kirchler, 1984).

Strotzka & Leitner (1969, zit. nach Pelzmann, 1985; Wacker, 1999; Kirchler, 1984) wiesen im Rahmen einer sozialmedizinischen Feldstudie auf die erhöhte psychosomatische Symptombelastung im Vorfeld einer Betriebsschließung hin und bestätigten, dass bereits die Antizipationsphase der Arbeitslosigkeit mit einer erheblichen Gesundheitsbelastung verbunden ist.

Während der Umstellung eines Stahlwerkes mit 300 Beschäftigten wurden mehr als ein Fünftel der Beschäftigten entlassen. Der Arzt wertete die Inanspruchnahme der Mitarbeiter des Werkes und ihrer Familien aus. Die Ergebnisse zeigen einen deutlichen Anstieg von „sich pseudoorganisch manifestierenden psychogenen Reaktionen“, wobei Herz- und Gefäßkrankheiten im Vordergrund standen und eine Versechsfachung der Quote von psychogenen Beschwerden. Die Autoren kommen zum Schluss, dass mit Arbeitslosigkeit psychische und organische Beschwerden kurzfristig stark ansteigen; nach einiger Zeit gelingt es aber offenbar den psychischen Abwehrmechanismen, wirksam zu werden und den Stress zu verdrängen oder zu rationalisieren.

Eine AutorInnengruppe um Arnetz (1987; zit nach Mohr, 1993; 1997; Kieselbach, 1994) wandte sich den körperlichen Auswirkungen an weiblichen Probanden zu. In der schwedischen Studie wurden 17 erwerbslose Arbeiterinnen in unterschiedlichen Zeitabständen auf physiologische Veränderungen überprüft. Gruppe A erhielt Sozialhilfe, Gruppe B war zu dieser Unterstützung die Möglichkeit einer Teilnahme an einem psychosozialen Programm gegeben. Beide wurden einer Gruppe von 8 Frauen gegenübergestellt, die sich in sicherer Erwerbsarbeit befanden. Nach 9 Monaten Verbleib in der Arbeitslosigkeit verringerte sich die Phytohämagglutinin (PHA)-Reaktion der Lymphozyten und die Tuberkulin-Reaktion signifikant bei beiden erwerbslosen Gruppen im

Vergleich zu erwerbstätigen Frauen. Es gab keine Unterschiede zwischen der Gruppen bezüglich der T-Zellen-Subpopulationen, B-Zellen und Serum-Cortisol. Diese Untersuchungsergebnisse weisen darauf hin, dass das Immunsystem nach einer bestimmten Periode der Arbeitslosigkeit eine Veränderung durchmacht, von der allerdings nicht entschieden ist, ob sie länger andauert oder nur vorübergehender Natur ist.

15.3 Selbstwert und Selbstbild

Kirchler (1998) wirft das Problem auf, dass Arbeitslose sich nicht der Gruppe der Arbeitslosen, die auch von ihnen sehr negativ besetzt ist, zugehörig fühlen dürfen, um ein positives Bild von sich selbst aufrechtzuerhalten. Doch mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit und entmutigt durch zahllose vergebliche Bewerbungsschreiben wird dies immer schwieriger.

Auch Wacker (1978) weist darauf hin, dass längere Arbeitslosigkeit zur Störung des Selbstkonzeptes führt. Der Arbeitslose erfährt seine Identität als brüchig und beginnt sich selbst und seine Stellung in der Gesellschaft in Frage zu stellen. Verunsicherung und Desorientierung stellen sich ein, weil Arbeitslosigkeit in der Regel kein alternatives Identitätskonzept bietet.

Sheeran und McCarthy (1990; 1992) verglichen 40 arbeitslose mit 48 Beschäftigten stellen fest, dass Arbeitslose ein zunehmend negatives Selbstkonzept entwickeln. Sowohl die Bewertung des eigenen Selbst im Bezug auf individuelle Ideale (privater Selbstwert) als auch die Bewertung des eigenen Selbst aus der vorgestellten Sicht anderer Personen (öffentlicher Selbstwert) ist bei Arbeitslosen negativer als bei Beschäftigten. Die Selbstzuschreibung von Eigenschaften fällt inkonsistent aus. Langzeitarbeitslose zeigen einen Verlust an Selbstliebe, jedoch nur bei vorgegebenen negativen Selbstwert-Items. Wenig überraschend stellt sich dar, dass negative Selbstwerte mit depressiver Stimmung korrelieren.

Interviews mit arbeitslosen Schwedinnen ergaben, dass Arbeitslosigkeit sowohl positiv als auch negativ erfahren wurde: positiv, weil mehr Zeit für Hausarbeit vorhanden war und weniger Zeitdruck. Aber sie fühlten sich auch einsam, vermissten ihre ArbeitskollegInnen und die Arbeitsstruktur. Berufstätig zu sein, war offenbar Teil ihrer Selbstdefinition und

bestimmte auch ihren sozialen Status. Sie berichteten über Schamgefühle und dachten darüber nach, was wohl die Nachbarn über ihre Arbeitslosigkeit meinten. Die Frauen fühlten sich aber auch dann unglücklich, wenn sie über eine sichere Beziehung (verheiratet oder Lebensgefährten) verfügten. Manche Partner reagierten mit Angst, Spott, Rückzug und Zurückweisung und verbrachten weniger Zeit bei ihrer Frau.

Diese Frauen erreichten im Beck'schen Depressionsindex insgesamt 3 bis 4mal so häufig wie Nicht-Arbeitslose mittlere bis hohe Ränge (Brenner & Levi, 1987).

Zur Frage der Beziehung zwischen Beschäftigungsstatus und Selbstwert legte Shamir (1986) Israelischen Akademikern in 6-monatigem Abstand zweimal einen Fragebogen vor. Der Selbstwert wurde mit der Rosenberg-Skala und der depressive Affekt mit der Depression Adjective Check List (DACL) gemessen. Quer- und Längsschnittanalysen zeigten, dass depressiver Affekt, Stimmung und Ängstlichkeit vom Erwerbsstatus betroffen war, der subjektive Selbstwert aber weder vom Erwerbsstatus verändert wurde noch von Veränderungen des Erwerbsstatus. Das Selbstwertgefühl moderierte die Beziehung zwischen dem Erwerbsstatus und psychischem Wohlbefinden; Bei Probanden mit geringem Selbstwertgefühl verminderte sich das psychische Wohlbefinden eher unter der Arbeitslosigkeit als bei Probanden mit hohem Selbstwertgefühl. Erstere tendierten dazu, flexibler bei Arbeitsangeboten zu sein.

Die AutorInnen der sogenannten Bielefelder Längsschnittstudie (Balz, Drewski, Schultz-Gambard & Mowka, 1985) verglichen andauernd Arbeitslose, die entweder sich an einer Arbeitsloseninitiative beteiligten oder in einer Übungsfirma gearbeitet hatten oder in keiner Maßnahme waren, mit solchen, die zum Zeitpunkt der zweiten Erfassung wiederbeschäftigt waren. Verwendet wurden eine Depressionsskala, eine Selbstwertskala und ein Fragebogen zur Erhebung psychosomatischer Beschwerden. Ergebnis: Zum ersten Messzeitpunkt korrelierte die Länge der Arbeitslosigkeit positiv mit Depressivität und dem Ausmaß psychosomatischer Störungen, aber negativ mit dem Selbstwertgefühl.

Zum zweiten Messzeitpunkt waren die arbeitslos Gebliebenen signifikant depressiver und hatten zwar nicht in signifikantem Ausmaß, aber doch mehr psychosomatische Beschwerden als die, die wieder Arbeit gefunden hatten. Entgegen der Annahme unterschieden sich die beiden Gruppen nicht in Bezug auf das Selbstwertgefühl und es ließ sich für beide sogar ein leichter Anstieg finden.

Die einzige Teilgruppe mit gesunkenem Selbstwert-Mittelwert zum zweiten Zeitpunkt sind die erwerbslosen Übungsfirmenteilnehmer.

15.4 Subjektive Kontrolle

Neben der Bedeutung, die der sozialen Unterstützung aus dem näheren und weiteren Umfeld für das Wohlbefinden der Arbeitslosen zukommt, trägt auch der Umstand der vermeintlichen oder tatsächlichen Kontrolle über den Jobverlust nicht unerheblich zur Intensität der negativen Gefühle bei (Layton, 1988).

Ein Vergleich zwischen Arbeitslosen und Beschäftigten in Dresden Anfang der 90-er Jahre erbrachte:

Der Grad an Optimismus bezüglich Arbeitslosigkeit ist bei den zukünftig Arbeitslosen geringer. Sie wissen über ihren Betrieb und ihre Arbeitsmarktchancen Bescheid und antizipieren realistisch ihre Zukunftschancen (Frese, 1994)

Seligmans Theorie der gelernten Hilflosigkeit besagt, dass Menschen Hilflosigkeit erlernen, wenn sie aversive Bedingungen nicht beeinflussen oder kontrollieren können. Dies ist bei Ereignissen der Fall, für die keinerlei Kontingenz mit einer wie immer gearteten Reaktion herstellbar ist. Die Unmöglichkeit, die negativen Ereignisse handhaben zu können, führt typischerweise zu passiven, resignativen und rigiden Verhaltensweisen, Misserfolgserwartungen und in weiterer Folge zu psychischen und psychosomatischen Störungen (Seligman, 1979, zit. nach Kirchler, 1993; Herkner, 1991).

Frese (1979, zit. nach Kirchler, 1993) erweitert das Kontrollkonzept von Seligman und definiert subjektive Kontrolle als jenes Maß an Verhaltensmöglichkeiten eines Menschen, das es erlaubt, mit Situationsbedingungen so umzugehen, dass sie den individuellen Zielen, Bedürfnissen und Interessen dienen.

Darüber hinaus unterscheidet er zwischen individueller und kollektiver Kontrolle und gegenwarts- und zukünftiger Kontrolle oder Kontrollhoffnung. Letztere ist als Erwartung eines Menschen zu verstehen, trotz gegenwärtig fehlender Kontrollmöglichkeiten in Zukunft Kontrolle zu erlangen.

Frese (1985) überprüfte sein Konzept an einer Gruppe von 147 arbeitslosen Männern, die er, dezimiert auf 51 Personen, nach eineinhalb Jahren nochmals untersuchte. Zu Beginn waren die Teilnehmer 3 - 6 Monate arbeitslos. Zu diesem Zeitpunkt ist die Korrelation zwischen Hoffnung auf Kontrolle und Depression nicht signifikant. Für die Personen, die 1 1/2 Jahre

später immer noch oder schon wieder arbeitslos waren, wird der Zusammenhang zwischen „Hoffnung auf Kontrolle“ zum 1. Zeitpunkt mit Depression zum 2. Zeitpunkt bedeutsam: Frühere Hoffnung auf Kontrolle wirkt sich nun für die weiterhin Arbeitslosen negativ aus. Es ist der langanhaltende Prozess der Enttäuschung der Hoffnung auf Kontrolle, der zusätzlich zur Depression beiträgt.

Ähnlich entpuppt sich die Hoffnung auf Kontrolle auch als Moderator des Zusammenhangs von Arbeitslosigkeit und Depression. Personen mit niedriger Hoffnung zum 1. Zeitpunkt weisen eine nichtsignifikante Korrelation zwischen Arbeitslosigkeit und Depression zum 2. Zeitpunkt auf, während dieselbe Korrelation für Personen mit hoher Hoffnung hochsignifikant wird.

Enttäuschung als unitäres Ereignis aufzufassen, ist theoretisch falsch, denn sie ist ein kontinuierlicher Prozess.

Im München-Augsburger Arbeitslosenlängsschnitt (Ulich, 1985, zit. nach Hausser; Strehmel, 1988) wurden arbeitslose, beschäftigte und in Ersatzbeschäftigungen tätige LehrerInnen in halbstrukturierten Interviews und mit Hilfe des Kontrollfragebogens von Frese & Mohr (1978) untersucht.

Die AutorInnen unterschieden generalisierte und situative Kontrollerwartung. Das Konzept der "generalisierten Kontrollerwartung" stammt von Rotter und wurde von ihm operationalisiert (Rotter 1982, 1966).

Situative Kontrollerwartung wird dreidimensional gefasst als Vorhersehbarkeit, Beeinflussbarkeit und Hoffnung. Damit wird ein eher kognitiver, ein eher motivationaler und ein eher emotionaler Aspekt des Umgangs mit der eigenen Arbeitslosigkeit und der Aussicht auf Änderung herausgestellt. Die drei Dimensionen korrelieren nicht in einem Ausmaß, dass von einer Ausprägung der einen auf Ausprägungen der beiden anderen Dimensionen geschlossen werden kann. (z.B. kann ein Arbeitsloser die Vorhersehbarkeit seiner beruflichen Zukunft als außerordentlich niedrig einschätzen und dennoch oder gerade deshalb eine hohe Kontrollhoffnung hervorbringen).

Die Replikation einer Faktorenanalyse mit der Kontrollskala von Frese und Mohr (1978) bestätigte an der Stichprobe arbeitsloser Akademiker lediglich den Faktor Beeinflussbarkeit.

Arbeitslose wiesen die durchgängig niedrigste situative Kontrollerwartung auf. Kurzfristig Beschäftigte lagen im Niveau kaum darüber, während dauerhaft Angestellte bzw. beamtete Lehrer die höchste Kontrollerwartung hatten.

Beeinflussbarkeit erweist sich als die am wenigsten streuende und am wenigsten sich verändernde Größe. In der Vorhersehbarkeit ihrer beruflichen Zukunft unterscheiden sich die Arbeitslosen zu allen Messzeitpunkten deutlich von ihren angestellten oder beamteten Lehrerkollegen. Während die Kontrollhoffnung anfangs auch bei den berufstätigen Lehrern eher im mittleren Bereich liegt (Berufsanfängerprobleme in einer neuen Schule...), steigt sie später zum höchsten Wert aller drei Gruppen an.

Deutliche Unterschiede im Sinne beruflicher Belastungen zwischen arbeitslosen und Nicht-Arbeitslosen traten erst nach einem halben Jahr auf. Wenn die halbjährig wiederkehrenden Einstellungstermine erfolglos verstrichen waren, machten sich Enttäuschung und Zukunftsunsicherheit breit.

Berufliche Belastung ging einher mit Gefühlen der Niedergeschlagenheit und Angst. Nervosität und innere Unruhe wurden häufiger berichtet. Die Probanden fühlten sich nutzlos, machten sich vermehrt Selbstvorwürfe, grübelten oft über ihre Situation, zweifelten an ihren Fähigkeiten und an ihrem Selbstwert. Insbesondere bei längerer beruflicher Ungewissheit fühlten sich die jungen Erwachsenen unsicher; weitere Symptome waren Energielosigkeit und Antriebsarmut.

15.5 Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf Jugendliche

Unter Jugendlichen steigt die berufliche Zukunftsangst: Die Shell Jugendstudie 2006 zeigt, dass Jugendliche deutlich stärker besorgt sind, ihren Arbeitsplatz verlieren bzw. keine adäquate Beschäftigung finden zu können. Waren es in 2002 noch 55 %, die hier besorgt waren, sind es 2006 bereits 69 %. Auch die Angst vor der schlechten wirtschaftlichen Lage und vor steigender Armut nahm in den letzten vier Jahren von 62 % auf 66 % zu.

Internationale Befunde zur Jugendarbeitslosigkeit belegen, dass die überwiegende Zahl jugendlicher Arbeitsloser an einer Fülle von schweren und behandlungsbedürftigen psychiatrischen Störungen leidet. Hinweise ergaben sich auf eine erhöhte Verletzbarkeit durch Arbeitslosigkeit, wenn diese in Zusammenhang mit einer unglücklichen Kindheit tritt (Kieselbach, 1988).

Eine Forschergruppe um Peter Warr in Großbritannien führte mit 2 Gruppen von Jugendlichen vor und ein Jahr nach ihrem Schulabgang Interviews durch. Im GHQ zeigten sich signifikante Unterschiede, die zwischen den Gruppen vorher nicht existiert hatten und die unabhängig von Geschlecht, Ethnie oder Schulausbildung waren (Banks, 1982, zit. nach Kieselbach, 1988)

1982, zu einer Zeit, als die Jugendarbeitslosenquote steil angestiegen war, wurde eine weitere Untersuchung an 17-jährigen in 11 städtischen Regionen durchgeführt (Warr, Banks & Ullah, 1985, zit. nach Kieselbach, 1988). Die Jugendlichen schätzten die Beziehung zwischen Symptomen und Zeitpunkt ihres Auftretens ein. Im Vergleich mit einer Gruppe von beschäftigten AltersgenossInnen war die psychische Gesundheit extrem gering. Zu 82% sahen sie in Arbeitslosigkeit den Grund für ihre Symptome, wobei die schlimmeren Symptome 3 Monate nach Beginn der Arbeitslosigkeit aufgetaucht waren.

Eine Studie von Hammarström und Janlert (1997, zit. nach Hackauf & Winzen, 1999) bestätigt bei schwedischen Jugendlichen einen positiven Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit, nervösen Beschwerden und depressiven Symptomen. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass junge Menschen, die arbeitslos werden, unter Stress leiden, der sowohl von wirtschaftlichen Existenzängsten als auch von Kontrollängsten geprägt ist. Wenn junge Menschen aus einer sozial benachteiligten Umwelt stammen, können sie noch stärker vom Prozess der Entwicklung von Gesundheitsbeeinträchtigungen betroffen sein.

Es scheint auch, dass junge Arbeitslose ohne Arbeitserfahrung für psychische Probleme anfällig sind. Eine US-Längsschnittstudie von Prause und Dooley (1997) verweist bei 14- bis 21-jährigen auf die negativen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Selbstachtung junger Menschen ohne Arbeit, die gerade die Schule verlassen haben (Prause und Dooley, 1997).

Kieselbach (1988) meint, dass die Verweigerung des Beschäftigtenstatus, der eine hohe Bedeutung für die Übernahme der Erwachsenenrolle hat, die psychosoziale Entwicklung beeinträchtigen kann. Die ersten Erfahrungen mit dem Arbeitsleben sind wichtig für die Entwicklung von Arbeitseinstellungen und –routinen. Deshalb kann Arbeitslosigkeit zu einer Entwertung der Arbeitskraft führen.

Kieselbach zitiert eine ältere Untersuchung (Baumann, Becker, Gerstenmaier, Schickle & Tippelt, 1979) an arbeitslosen Jugendlichen aus Jugendzentren, deren Ergebnisse dem Bild politisch desinteressierter, passiv entfremdeter und apathischer Arbeitsloser deutlich widersprechen. Diese Jugendlichen zeigten wesentlich kritischere, radikalere politische Positionen als die Beschäftigten.

15.6

15.7 Auswirkungen auf den familiären und sozialen Bereich

15.8

Jackson, P. R. (1990). Individuelle und familiäre Bewältigung von Arbeitslosigkeit. In H. Schindler, A. Wacker, P. Wetzels (Hrsg.). Familienleben in der Arbeitslosigkeit. Heidelberg: Asanger Verlag.

Jackson (1990) richtete sein Augenmerk auf die Familie als Ganzheit und deren Betroffenheit durch Arbeitslosigkeit. Seine Stichprobe bestand aus 301 arbeitslosen Männern und ihren Familien und stammte hauptsächlich aus den Arbeiterbezirken der traditionell industriellen Regionen Englands. Die typische Reaktion, die er beobachten konnten, war die einer resignierten Adaptation, die gekennzeichnet ist durch einen Rückgang der von anderen Familienmitgliedern gestellten Anforderungen sowie durch die Aufrechterhaltung eines Netzwerkes aktiver Unterstützung durch Familienmitglieder. Weniger typisch, aber immerhin vorhanden, war die Reaktion der konstruktiven Adaptation: Sie basiert zwar ebenfalls auf der aktiven Unterstützung der anderen Familienmitglieder, beinhaltet aber darüber hinaus das aktive Betreiben, bezahlte Berufstätigkeit durch alternative Aktivitäten zu ersetzen

Grundlegende Wandlungs- und Entwicklungsprozesse, die mit einer Veränderung der familiären Struktur (Rollenverteilung Ernährer - Hausfrau) verbunden sind, waren bei den Familien aus seiner Untersuchungsgruppe nur selten zu registrieren.

In den meisten Fällen waren weder die Männer noch die Frauen darauf eingestellt, derartige Veränderungen ihres Lebens in Erwägung zu ziehen. Dennoch gab es genügend Familien, die grundlegende Veränderungen in die Wege leiteten und erlebten, so dass „ . . . der Schluss zulässig ist, dass solche Veränderungen prinzipiell möglich sind und dass Arbeitslosigkeit für die betroffenen Familien auch die Möglichkeit bietet, gemeinsam als Menschen zu wachsen (Jackson, 1990, S. 39)“.

Liem und Liem (1988) interviewten im Rahmen einer Panel Studie in Boston Frauen arbeitslos gewordener Männer und verglichen sie mit anderen, deren Männer noch Arbeit

hatten. Die psychische Reaktion der Frauen war weniger ausgeprägt als die der Männer und stellte sich erst mit einer Verzögerung von 4 Monaten nach Entlassung ihrer Gatten ein. Während sie beim ersten Interview zu Beginn der Arbeitslosigkeit nur vereinzelt depressive Symptome zeigten, hatten sie zum 2. Interviewzeitpunkt 4 Monate später deutlich mehr somatische Beschwerden entwickelt, waren reizbarer, feindseliger, depressiver und ängstlicher geworden.

Diese Symptomatik blieb ein halbes Jahr nach Eintritt der Arbeitslosigkeit jedoch nur noch bei Arbeiterfrauen aufrecht, wohingegen die Ängstlichkeit von Frauen, deren Männer in einer höheren beruflichen Positionen (gewesen) waren, rapide sank. Eine Gruppe unter ihnen reagierte sogar auf die anhaltende Arbeitslosigkeit ihrer Ehegatten mit einer Steigerung des psychischen Wohlbefindens. Bei beiden Berufsgruppen war die Aufnahme einer Beschäftigung nicht geeignet, die emotionalen Belastung der Frauen zu reduzieren. Dieses Verlaufsmuster findet sich in Übereinstimmung mit den Daten, die nach einem halben Jahr für die Männer erhoben wurden: Ihre Symptome nahmen bei anhaltender Arbeitslosigkeit nicht weiter zu und gingen bei Wiederbeschäftigung nicht zurück. Es war ihnen nach einem halben Jahr durch Anpassungsbemühungen gelungen, eine weitere Verschlimmerung des psychischen Zustandes hintanzuhalten, sodass die Arbeitsaufnahme die Anpassung an die reduzierte Arbeitsverpflichtung zunichte machte.

In einer landesweiten Untersuchung (Baarda, de Goede, Frowi & Postma, 1990) wurden 85 Familien, in denen der Familienvater arbeitslos war, mit 85 Familien verglichen, in denen der Vater beschäftigt war.

In der Untersuchung konnte kein Autoritätsverlust für die Gruppe arbeitsloser Väter gefunden werden. Auch hatten die Kinder kein negativeres Bild von ihnen als die Kinder arbeitender Väter. In ihren Gefühlen für den Vater waren sie unverändert. Sie berichteten aber oft von der schlechten Atmosphäre im Elternhaus. Bei den Schulleistungen wurden nur geringfügige Unterschiede zwischen Kindern arbeitsloser und Kindern arbeitender Väter gefunden. Lediglich Kinder langzeitarbeitsloser Väter zeigten einige Verschlechterungen. Der Vergleich der Gesamtgruppen bezüglich ihrer emotionalen Stabilität brachte ein unerwartetes Ergebnis: Kinder arbeitsloser Väter waren emotional stabiler als Kinder arbeitender Väter.

Die Analyse von Subgruppen zeigte jedoch, dass die Folgen der väterlichen Arbeitslosigkeit davon abhängig sind, wie die Arbeitslosigkeit innerhalb der Familie erlebt wird. Die Unterschiede innerhalb der Gruppe der Kinder arbeitsloser Väter sind maßgeblich durch das

Erleben der Arbeitslosigkeit – genauer: Annahmen über die Erlebniswelt der Eltern und ihrem Niederschlag im eigenen Erleben des Kindes – bestimmt.

Je negativer die Arbeitslosigkeit vom Vater und der Mutter erlebt wird, desto geringer ist die emotionale Stabilität der Kinder, desto negativer denken Kinder über Schule, Arbeit und Zukunft, desto negativer ist das Selbstbild der Kinder und desto schlechter sind die Schulleistungen.

15.9 Nicht nur dramatisch

Fröhlich (1979) hat auf der Grundlage von Interviews mit einer größeren Zahl arbeitsloser Männer in Nordrhein-Westfalen erklärt, dass "Arbeitslosigkeit von der Mehrheit der Betroffenen und ihren Familien heute nicht mehr als Lebenskatastrophe erfahren wird" (Fröhlich 1984, S. 285, zit. nach Wacker, 1985) und darauf hingewiesen, dass die älteren Aussagen über die soziale Isolierung von Arbeitslosen sich nicht pauschal bestätigen lassen. Dem Autor zufolge wird – im Durchschnitt – die zusätzliche freie Zeit eher positiv bewertet, und es nehmen entsprechend auch verschiedene Freizeitaktivitäten während der Arbeitslosigkeit tendenziell zu und nicht ab.

Arbeitslosigkeit stelle für die Betroffenen, die sich in diesem Sinne äußern, keine "Gefährdung eines gesamten Lebenszusammenhangs" dar (Fröhlich 1979, S. 149, Kronauer & Vogel, 1993). Fröhlichs Untersuchung trug in Deutschland erheblich zur Erschütterung des "Belastungsdiskurses" bei, (vgl. Wacker 1983, S. 78; Bonß et al., 1984, S. 154 f.). Sie hat in wissenschaftlichen Kreisen einigen Wirbel verursacht und trug ihm entsprechend auch den Vorwurf methodischer Fehler (Kronauer & Vogel, 1993) und mangelnder Repräsentativität seiner ProbandInnen (Wacker, 1983) ein (vgl. Brinkmann, 1984; Wacker, 1985; Kronauer & Vogel, 1993; Bonß, Keupp & Koenen, 1984).

Brinkmann erinnert an die Vielschichtigkeit des Belastungserlebens: „Be- und Entlastungsprofile“ lassen in den meisten Untersuchungen – wie auch in seiner eigenen (Brinkmann, 1984) – ein starkes Übergewicht bei den Belastungen deutlich erkennen. Arbeitslose, die auf vorgegebene „Entlastungsdimensionen“ positiv reagierten, geben in der überwiegenden Mehrzahl in anderen Bereichen (nicht nur in finanzieller Hinsicht) auch starke Belastungen zu.

Partiell positive Erfahrungen mit der Arbeitslosigkeit oder eine positive Zeitverwendung schließen Belastungen und erhebliche subjektive Beeinträchtigungen in anderen Dimensionen keineswegs aus. Sie dürfen nicht isoliert betrachtet werden, weil dann unvermeidlich ein verzerrtes Gesamtbild der subjektiven Verarbeitung der Arbeitslosigkeit entsteht.

222 arbeitslose Männer in England wurden von Warr & Jackson (1987) in einem Zeitraum von knapp 2 Jahren dreimal mittels GHQ und Ratings verschiedener Variablen durch die Probanden untersucht. Die durchschnittliche Dauer der Arbeitslosigkeit der Stichprobe betrug zuletzt 25 Monate. Die dritte Untersuchung erbrachte folgenden Befund:

Die Psychische Gesundheit (GHQ) hatte sich bei 57% verbessert und bei 41% verschlechtert, wobei die durchschnittlich gesunkenen GHQ-Werte immer noch deutlich über dem Niveau von Beschäftigten blieben.

Die Autoren unterscheiden zwischen Gruppen mit resignierter Anpassung, konstruktiver Anpassung und Verzweiflung. Letztere Gruppe beschränkte sich auf einige Individuen. Sie hatten in allen beobachteten Parametern Verschlechterungen zu verzeichnen und waren vermutlich psychisch krank.

Während die erste Gruppe mit heruntergeschraubten Erwartungen und teilweiser Aufgabe von Autonomie und Kompetenz ein gewisses emotionales Wohlbefinden aufrechterhielt, entwickelte die zweitgenannte, kleinere Gruppe Interessen und Aktivitäten außerhalb des Arbeitsmarktes. Diese Arbeitslosen widmeten sich Hobbies, weiteten ihre sozialen Netzwerke aus und betätigten sich ehrenamtlich. Sie zeigten einen hohen Grad von Wohlbefinden, begleitet von gestiegenen Erwartungen, vermehrter Autonomie und einem verstärkten Gefühl für Kompetenz.

Evans (1986, nach Kieselbach, 1994) untersuchte den Effekt von Aktivitäten auf das psychische Wohlbefinden bei 36 Arbeitslosen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren. Die Gruppe zeigte insgesamt schlechtere Indikatoren psychischer Gesundheit wie leichte psychiatrische Störungen (höhere GHQ-Werte), niedrigeres Selbstwertgefühl, geringe allgemeinen Lebenszufriedenheit und spezifische Unzufriedenheit mit verschiedenen Aspekten des Alltags im Unterschied zu einer Kontrollgruppe Beschäftigter. Wenn jedoch nur jene Hälfte der Arbeitslosen-Gruppe mit einem größeren Ausmaß an persönlichen Aktivitäten betrachtet wurde, zeigte sich im GHQ kein Unterschied mehr, lediglich in den Bereichen

Lebenszufriedenheit und (positives und negatives) Selbstwertgefühl wiesen diese schlechtere Werte als Beschäftigte auf.

Weitergehende Tiefeninterviews mit derselben Gruppe hinsichtlich der Qualität und subjektiven Bedeutung ihrer Aktivitäten ergaben folgende Differenzierung: Jene, die eine zentrale und für sie bedeutsame Aktivität ausübten, unterschieden sich nicht von Beschäftigten in ihrem Selbstwertgefühl, zeigten jedoch einen signifikant schlechteren Gesundheitszustand (GHQ) sowie geringere Lebenszufriedenheit. Diese Ergebnisse werden von den Autoren so interpretiert: Bloße Aktivität ohne Berücksichtigung von Qualität und Bedeutung der Aktivitäten beeinflusst die flüchtigen Dimensionen psychischer Gesundheit positiv (die durch den GHQ) gemessen werden), wohingegen strukturierte, zielgerichtete und persönlich bedeutungsvolle Tätigkeiten (die sich durch den Umfang einer zentralen Aktivität bestimmen lassen) die langfristig stabileren Aspekte psychischer Gesundheit beeinflussen (wie sie in der Dimension negatives Selbstwertgefühl erfasst werden).

Mitte November 1981 hat das IAB (Brinkmann & Potthoff, 1983) eine repräsentative Stichprobe von deutschen Arbeitslosen im Alter zwischen 25 oder mehr Jahren gezogen und wenige Wochen danach teils mündlich, teils schriftlich befragt.

Verwendet wurden 4 Indikatoren des subjektiven Gesundheitszustandes:

Globale Selbsteinschätzung des aktuellen Gesundheitszustandes, jahrelang anhaltende Beschwerden und Behinderungen, die Kurzform der „Medis-Beschwerdenliste“ und die „Psychische Balance-Skala“.

Entgegen den ursprünglichen Erwartungen lassen die Ergebnisse erkennen, dass der physische Gesundheitszustand von Arbeitslosen in den ersten Wochen der Arbeitslosigkeit im Durchschnitt nicht schlechter, in Teilgruppen sogar etwas besser ist als der von vergleichbaren Erwerbstätigen: Im Hinblick auf die globale Selbsteinschätzung des aktuellen Gesundheitszustandes, jahrelang anhaltende Beschwerden und Behinderungen sowie die einzelnen Beschwerden ergibt sich für Arbeitslose auf jeden Fall kein ungünstigeres Bild als für die Vergleichsgruppe von Erwerbstätigen.

68% der jungen Arbeitslosen haben niedrigere Beschwerdewerte, das heißt, sie geben keine oder höchstens eine Beschwerde an, im Vergleich zu 54% der erwerbstätigen Frauen. Junge arbeitslose Frauen sind also unter dem Gesichtspunkt der Beschwerdenbelastung betrachtet durchschnittlich körperlich gesünder als vergleichbare erwerbstätige Frauen.

Auch sind die Gründe hierfür deutlich erkennbar. Ein Teil der Arbeitslosen hat zuletzt auf einem gesundheitlich belastenden Arbeitsplatz gearbeitet, Arbeitslosigkeit bedeutet insbesondere für diese Arbeitslosen im Hinblick auf die physische Gesundheit zumindest zunächst auch Entlastung und Erleichterung. Dies kompensiert - und überkompensiert teilweise - gesundheitliche Belastungen, die aus der Arbeitslosensituation selbst herrühren.

Im Bereich psychischer Gesundheit kommen jedoch bald finanzielle Probleme und mehr noch mit der Arbeitslosigkeit verbundene psychosoziale Belastungen zum tragen. Das betrifft aber hauptsächlich junge Männer, sodass die Ergebnisse unter geschlechterspezifischem Blickwinkel differenziell ausfallen.

Unterstützung durch die unmittelbare soziale Umwelt ist eher bei psychischen Schwierigkeiten und für Kommunikationsbedürfnisse zu haben als bei finanziellen Schwierigkeiten. Allerdings sind die Arbeitslosen oft selbst nicht bereit, diese Angebote in Anspruch zu nehmen. Die Befragungen ergaben, dass ein Teil der Arbeitslosen soziale Isolation und soziale Stigmatisierung erlebt.

Eineinhalb Jahre nach Beginn der Arbeitslosigkeit hat Brinkmann (1984) die Arbeitslosen wieder befragt.

Gesetzliche Neuerungen und Verschlechterungen am Arbeitsmarkt hatten zu einer zunehmenden finanziellen Bedrängnis der Arbeitslosen geführt. Fast 40% der Langzeitarbeitslosen waren mit Zahlungsverpflichtungen in Verzug gekommen bzw. mussten Schulden machen.

Das Selbstwertgefühl hatte während des Verbleibs in der Arbeitslosigkeit zwar keine Einbuße erlitten, doch verringerte sich die Kontrollhoffnung. Nur mehr wenige glaubten, dass man schon wieder eine Stelle bekommt, wenn man sich als Arbeitsloser oft genug bewirbt. Dies entsprach aber einer realistischen Einschätzung der Wiederbeschäftigungschancen.

Die Arbeitslosen verspürten soziale Entbehrungen. So berichteten etwa zwei Drittel der Befragten gegenüber 45% bei der Erstbefragung, dass ihnen der Kontakt mit den Kollegen fehle und noch mehr ging das „viele Zuhausesein“ „auf die Nerven“. Sie kamen sich manchmal richtig überflüssig vor. Viele gingen nicht mehr so oft zu Freunden und hatten Ärger zu Hause.

Auf der individuellen Ebene sind durchaus gegensätzliche Änderungen zu beobachten. Während 41% der arbeitslos gebliebenen zum 2. Befragungszeitpunkt einen erheblich höheren Punktwert auf der Psychischen Balance-Skala aufwiesen, hatten 16% einen besseren Wert zu verzeichnen. Auch Wiederbeschäftigung hatte fast genauso viel Verschlechterung wie Verbesserung des Wohlbefindens zur Folge.

Entlastungen ergaben sich aus finanziell abgesicherten und sozial akzeptierten Alternativen zur Erwerbsarbeit, vor allem bei einem Teil der verheirateten Frauen und älteren Arbeitslosen mit der Möglichkeit einer vorzeitigen Rente: So meinten mehr als 40% von ihnen und ein Viertel der anderen längerfristig Arbeitslosen, dass sie „endlich mehr Zeit für Sachen hatten, die Spaß machen. Sie schätzten auch zum Teil die Möglichkeit, wieder mehr für ihre Familie tun zu können.

Warr und Payne (1983) untersuchten auch Verhaltensweisen von Arbeitslosen aus der Mittel- und Unterschicht und stellten fest, dass insgesamt Sozialkontakte nach Verlust der Arbeit zugenommen hatten. Ebenso wurden die Lektüre von Büchern und die Hausarbeiten intensiviert. Überraschend ist auch, dass vorwiegend karitative Beschäftigungen häufiger waren. Eingeschränkt wurden Tätigkeiten, die mit finanziellen Aufwendungen verbunden waren. Eine Reihe von Unterschieden zwischen Mittel- und Unterschichtsarbeitslosen weist darauf hin, dass Zeitstrukturierungsprobleme nicht generell für alle Arbeitslosen im gleichen Ausmaß gelten: Mittelschichtsangehörige besuchten z.B. häufiger Bibliotheken usw.

Ilmari Rostila (1985) näherte sich mit der soziographischen Methode der Frage, inwieweit der Arbeitslosigkeitsprozess zu neuen Orientierungen und zu einer neuen Identität führen könnte. Sie interviewte 32 arbeitslose IndustriearbeiterInnen 2-3mal mehrere Stunden lang.

Alle Versuche der Identitätsbehauptung der unter sozialem und finanziellem Stress stehenden Arbeitslose liefen darauf hinaus, normale LohnarbeiterInnen zu bleiben. Doch sie konnten keine adäquaten Handlungsmöglichkeiten und relevanten Organisationsformen ihrer Situation finden. Viele langweilten sich, fühlten sich funktionslos. Nach Beendigung der Arbeitslosigkeit versuchten sie, wieder ihre alten Orientierungen durchzusetzen, Pläne zu verwirklichen. Es gab eine Tendenz zur Verfestigung der Normen der Lohnarbeit und eine Zunahme der Bedeutung der Arbeit als Faktor der Identitätsbildung.

Doch nicht für alle verstrich die Zeit in Langeweile. Rostila konnte beobachten, dass jene Arbeitslosen, die schon früher von ihrer Arbeitstätigkeit unabhängige Aktivitäten entfaltet

hatten, diese Aktivitäten (Hobbies u. a.) als alternative Ressourcen nutzen konnten.

Die Autorin beklagt den Mangel bisheriger Forschung, der die Arbeitslosensituation relativ isoliert und unabhängig vom biografischen Gesamtkontext betrachtet hat. Die Schwierigkeit, die eigentlichen Wirkungen der Arbeitslosigkeit zu isolieren, zeige sich in der Untersuchung. Die öffentliche Meinung erwarte dramatische Wirkungen bzw. fordere diese sogar. Sie fand aber, dass die Arbeitslosen ihre Situation ertragen und sie ohne dramatische Änderungen überstehen konnten.

Pelzmann (1985) hat sich nach Stilllegung einer Fabrik für das weitere Schicksal der Arbeitslosen interessiert und sie zwischen 6-12 Monate lang beobachtet. Sie konnte die erwartete destruktive Wirkung der Arbeitslosigkeit nicht feststellen: Die meisten waren Nebenerwerbslandwirte oder arbeiteten in der Nachbarschaftshilfe, führen Reparaturen aus, halfen beim Hausbau oder arbeiteten im „Pfusch“.

Destruktive Effekte stellten sich nur bei jenen ein, die die Zeit tatenlos verbrachten.

Dagegen dienen ein Nebenerwerb, Aushilfstätigkeiten, auch ohne Geld, als Schutz gegen Verhaltensdefizite und gesundheitliche, finanzielle, soziale sowie familiäre Defizite. Die arbeitslosen Menschen können auf diese Weise Einkommen, berufliche Betätigung, soziale Wertschätzung, Kontakt und Selbstbewußtsein im selben Maße aufrechterhalten, als wären sie nicht arbeitslos und verbessern, wenn sie einer Nebentätigkeit, sei es auch in Form von Schwarzarbeit, nachgehen, ihre Chancen auf Wiederaufnahme von Arbeit.

Pelzmann (1989) untersuchte ein breites berufliches Spektrum, das auch „versteckte Arbeitslose“ miteinbezog. Teilstichproben der arbeitslosen UntersuchungsteilnehmerInnen wurden schon vor der Freisetzung bzw. Betriebsstilllegung und auch nach gelungener Wiederbeschäftigung in die Untersuchung einbezogen. Niemand wurde durch das Arbeitsamt angesprochen.

Die Forscherin verwendete einen Fragebogen mit teils freien, teils gestützten Antwortformaten, interviewte die Personen und ließ sie Ereignis-Tagebücher führen.

Insgesamt war für die meisten UntersuchungsteilnehmerInnen der Stress vor der Arbeitslosigkeit größer als danach. Übereinstimmend mit diesem Ergebnis fand Pelzmann in früheren Untersuchungen, dass eine signifikante gesundheitliche Belastung nicht während der Arbeitslosigkeit auftritt, sondern zum Zeitpunkt der Kündigung. Trotzdem bleibt ein

signifikanter Unterschied zu der psychischen Belastung Beschäftigter.

Es besteht einerseits ein starker Zusammenhang zwischen Dauer der Arbeitslosigkeit und psychischer Belastung (mehr Stimmungstiefs und Depressionen), jedoch konnte über den gesamten Beobachtungszeitraum kein signifikanter Zusammenhang zwischen der Arbeitslosendauer und dem Ausmaß der Erkrankungen nachgewiesen werden.

Genau wie in der Untersuchung über die Arbeitslosen der stillgelegten Fabrik fand Pelzmann, dass diejenigen – und das waren zwischen 33 und 44,6% –, die sich neben ihrer offiziellen Arbeitstätigkeit auch noch selbst beschäftigt haben, ohne nennenswerte gesundheitliche, soziale, familiäre und finanzielle Belastung den Verlust des Arbeitsplatzes überwinden konnten. Insbesondere der Pfusch hat eine außergewöhnlich günstige psychologische Wirkung auf arbeitslose Menschen, auch wenn es nur einige Stunden pro Woche sind. Das Gefühl von Autonomie, Selbstbestimmung über einen verbliebenen Teil des Lebens wirkte als Stress-Killer.

Überwiegend wurden auch die angenehmen Seiten der Arbeitslosigkeit betont. Weitaus die meisten Arbeitslosen erlebten während der Arbeitslosigkeit einen Entlastungseffekt.

Die Tagesstruktur

Genau wie in Marienthal bildet sich auch bei in Pelzmanns Untersuchung der Zeitverlauf für die Geschlechter getrennt ab: Durch Tätigkeiten im Haus ist der Tagesablauf bei Frauen viel stärker strukturiert als bei Männern.

Bei Menschen, deren Leben durch familiäre Verpflichtungen und soziale Aufgaben stark strukturiert ist, bleibt diese Strukturiertheit auch während der Arbeitslosigkeit im Wesentlichen bestehen. Diese Struktur ist im Wesentlichen vier Bereichen zuzuschreiben.

- Aufgaben und Verpflichtungen in der Familie. Je mehr unversorgte Kinder, desto strukturierter der Tagesablauf.
- Geistige und körperliche Beschäftigung, die zur Gewohnheit geworden ist: Schreiben, Studieren in Bibliotheken, Lesen, Korrespondenz, Nachhilfeunterricht; Mitwirken in Gesangsvereinen, bei der Feuerwehr, in Musikkapellen; Arbeiten im Garten.
- Je höher das Alter, desto strukturierter bleibt der Tagesablauf, aus Gewohnheit.
- Nachbarschaftshilfe und Schwarzarbeit sind wertvolle Stützen, die zudem noch mit finanzieller oder sozialer Anerkennung belohnt werden.

Die qualitative Auswertung der Gespräche zeigt, dass Untersuchungsteilnehmer, die keine Aufgaben haben außer denen, die ihnen durch die Schule oder den Arbeitsplatz auferlegt waren, in der arbeitslosen Zeit keine neuen Strukturen aufbauen und sich keine neuen Aufgaben stellen. Dem Abgleiten ins Nichtstun wirkt nichts entgegen.

In Pelzmans Untersuchung wurde niemand durch das Arbeitsamt angesprochen. Sie betont, dass die Selbstdarstellung von Arbeitslosen auf dem Arbeitsamt eine ganz andere ist als in ihrer normalen Umgebung. In die Selbstdarstellung eines Menschen fließt immer auch – so Pelzmann – das Verhalten des Gesprächspartners mit ein. Auf dem Arbeitsamt wird Schonhaltung eingenommen aus Angst vor finanziellen Nachteilen. In gewohnter Umgebung und mit zunehmender Dauer der Bekanntschaft machen sie ihre Aktivposten geltend, und es sind erstaunlich viele: Sie erzählen von den Leistungen, Kontakten und Beziehungen, auf die sie stolz sind, den Erholungseffekten und der Zufriedenheit mit der Arbeitslosenunterstützung. Die Interviews fanden im Wirtshaus, Cafe oder, bei Frauen, eher zu Hause statt, wo die Gäste bewirtet wurden und Einblick in die familiären Verhältnisse bekamen. Gerade bei Frauen und Jugendlichen war es relativ schwer, herauszufinden, wo und in welchem Ausmaß sie die Arbeitslosigkeit belastet. Ihre Selbstverständnis und ihr Befinden sind weniger auf den Beruf bezogen.

Mohr und Frese (1978) wiesen in einer Längsschnittuntersuchung an 51 männlichen Arbeitslosen nach, dass Arbeitslosigkeit mit Depression und Pessimismus verbunden ist. Finanzielle Belastungen hatten direkten Einfluss auf die psychische Belastung bzw. psychosoziale Probleme. Es konnte nachgewiesen werden, dass für Personen, die in einer Gewerkschaft Mitglied oder sogar aktiv sind, nur ein geringer Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Depression trotz längerer Arbeitslosigkeit besteht, während der Zusammenhang sehr eng ist bei Personen, die nicht Mitglied in einer Gewerkschaft sind.

Im Rahmen eines Projektes zur Untersuchung des Gesundheitszustandes (Spruit, 1985) wurden 217 Arbeitslose mit 202 Beschäftigten verglichen. Unterschiede ergaben sich in psychischem Wohlbefinden, depressiven Symptomen und in geringerem Ausmaß bei körperlichen Beschwerden. Die Affekt Balance Skala ergab für Arbeitslose signifikant mehr negative Gefühle. Je körperlicher die erfragten Beschwerden wurden, desto geringer wurde jedoch der Unterschied.

Das Erleben der eigenen Situation erweist sich als bedeutsam für den Gesundheitszustand.

36% der befragten Arbeitslosen fanden es entsetzlich oder scheußlich, 47% fanden es unangenehm und 17% fanden es angenehm, wunderbar oder ganz herrlich, arbeitslos zu sein.

Viele Arbeitslose erfahren überwiegend Vorteile aus ihrer Arbeitslosigkeit. Diese haben jedoch kaum Einfluss auf Gesundheitsbeschwerden, die Erfahrung von Nachteilen hat dagegen großen Einfluss.

Fischer-Kowalski (1986) führte in einer kleinen Industriegemeinde eine Studie an 26 Arbeitslosen durch. Halbnarrative Einzelinterviews ermöglichten einen sehr direkten Einblick in die Wohn- und Familienverhältnisse, da die meisten Gespräche in den Privatwohnungen stattfanden.

Die untersuchten Personen waren durchwegs entweder schon lang arbeitslos oder hatten wegen der Nähe zum Pensionsalter oder der Erziehung der Kinder keine Absicht, in absehbarer Zeit zu arbeiten, auch wenn sie die Chance dazu erhielt. Lediglich ein Viertel war kurzzeitarbeitslos.

Die meisten der GesprächspartnerInnen lebten unter sehr beschränkten finanziellen Verhältnissen. In den Angaben über die ökonomische Situation drückte sich zwar die objektive Lage aus, die subjektive Akzeptanz der Armut aber färbte das Urteil. Es gibt in Gmünd eine langtradierte „Kultur der Armut“ und die auf dem Arbeitsmarkt zu erzielenden Einkommen versprechen für viele kaum eine finanzielle Besserstellung. Auch im familiären Lebenshintergrund war die Erfahrung von Armut und Hunger präsent, auch bei denen, die in den 60-er Jahren geboren wurden. Die WissenschaftlerInnen gewannen den Eindruck, als ob manche Arbeitslosen mit dem wenigen Geld, das ihnen zur Verfügung stand, phantasievoller und bedürfnisorientierter umgehen als ihre weitaus besser bestallten Nachbarn. Ansätze einer Gegenkultur waren zu erkennen in bewusstem Konsumverzicht auf der einen, Aufwand für wichtig erscheinende Bedürfnisse auf der anderen Seite, und dies durchaus planvoll.

Fast die Hälfte der GesprächspartnerInnen berichtete über Schwierigkeiten, ihre Zeit in für sie sinnvoller Weise zu verwenden und zu strukturieren. Das gilt aber nicht für die Arbeitslosen, die sich der Betreuung von Haushalt und Kindern widmen, Nebenerwerbslandwirtschaft betreiben, handwerkliche Tätigkeiten im Haus oder Garten etc. verrichten. In dieser Gruppe, die berichtet, dass ihre Tage damit „ausgefüllt“ sind, leidet niemand unter Defiziten in der Zeitstruktur, doch leiden alle, die kaum gebrauchswertorientierte Tätigkeiten anführen, an solchen Defiziten. Bei jenen, deren Tage

durch gebrauchswertorientierte Tätigkeiten bzw. Eigenarbeit strukturiert, aber nicht „ausgefüllt“ sind, leidet die eine Hälfte, die andere nicht. Vorhandene Ressourcen für gebrauchswertorientierte Tätigkeiten werden jedenfalls auch genutzt.

Das Ausmaß, in dem die Arbeitslosen sich der Eigenarbeit hingeben und dadurch ihre Zeit strukturieren können, bestimmt auch, inwieweit Vergnügungen lustvoll empfunden werden. Bloßem Zeitvertreib wie Wirtshaussitzen oder Moped fahren gelingt das nicht. Vereinzelt gibt es auch Beispiele, wo in Ergänzung zum geringen öffentlichen Freizeitangebot und in Erweiterung bisheriger Kompetenzen etwas mit anderen organisiert wird, was wichtige Befriedigung bietet. Auch im eigenen Heim ist Befriedigung erlebbar, z.B. mit Haustieren oder beim Herumblödeln.

Die Haltungstypen

Um die untersuchten Individuen in Hinblick auf die Verarbeitung der Arbeitslosigkeit zu charakterisieren, übernahmen die WissenschaftlerInnen von Jahoda et al. den Begriff der „Haltung“ und seine Operationalisierungen.

Der Typus „apathisch“ kam unter den GesprächspartnerInnen überhaupt nicht vor. Der Typus „verzweifelt“ kam ebenfalls nicht vor. Es gab zwar Elemente von Verzweiflung, doch hatten alle Arbeitslosen in irgendeiner Weise eine Perspektive davon, wie sie weiterleben und was sie unternehmen werden.

Dem Typus „resigniert“, der in Marienthal aus 2/3 der Fälle besteht, sind weniger als 1/6 zuzurechnen. Von diesen aber fallen noch einige in den Grenzbereich, da sie aus anderen Gründen resignierten als dem der vergeblichen Arbeitsplatzsuche. Es bestehen aber Elemente von Resignation in Bezug auf die Qualität der Arbeit bei Jungen und das Alter bei arbeitssuchenden Frauen. Bei Männern gibt es die „Resignation aus Altersgründen“ ab Anfang/Mitte Fünfzig, aber dort meistens schon sehr gemischt mit dem Willkommenheißen der Ruhe.

Gut 4/5 der Gmündner Arbeitslosen gehören dem Typus „ungebrochen“ an. Diese bilden ein weites Spektrum von Verarbeitungsmustern. Manche Arbeitslosen verfolgen ihre Ziele beharrlich, andere wieder haben ihre Ansprüche gesenkt und sich an vorgegebene Möglichkeiten angepasst, geben dies aber jedoch nur ungern zu. Am leichtesten sind die „Zufriedenen“ abzugrenzen, die explizit zum Ausdruck bringen, dass ihnen ihre Lebenssituation so, wie sie ist, recht ist, es sich in ihr gut leben lässt. Dies trifft für ein Drittel der GesprächspartnerInnen zu und für mehr Männer als Frauen.

Interessanterweise befinden sich sämtliche „Zufriedenen“ in der Lage, nicht mehr auf dem

Arbeitsmarkt um Beschäftigungsmöglichkeiten ringen zu müssen oder zu wollen. Umgekehrt befinden sich aber auch die „Resignierten“ genau in diesem Status. Jene aber, die noch um eine Möglichkeit auf dem Arbeitsmarkt ringen müssen, fallen alle in die Klassifikation „ungebrochen“.

15.10 Proaktive Arbeitslose und Freizeit: Eine Auseinandersetzung mit Jahoda

Fryer & Payne (1984) setzen sich in ihrer Studie mit Jahodas Deutungsparadigma der Wirkungen der Arbeitslosigkeit auseinander. Jahoda (1981, zit. nach Fryer & Payne, 1984) entwickelte den Begriff der „latenten Funktionen der Erwerbsarbeit“ (Vermittlung einer Zeitstruktur, regelmäßige gemeinsame Erfahrungen und Kontakte ausserhalb der Familie, die Verbindung mit Zielen und Zwecken, die die Einzelexistenz transzendieren, Status und Identität, Aktivierung) in Zusammenhang mit der Erfahrung arbeitsloser Menschen. Sie argumentiert, dass Freizeitaktivitäten Erwerbsarbeit nicht ersetzen können, weil nur die letztere sowohl Bezahlung (manifeste Funktion) als auch die richtige Kombination von Bedingungen, die zu psychischer Gesundheit führt (latente Funktionen), sicherstellt.

Generell gilt Freizeit als Komplementärzeit zur Erwerbsarbeit, in der Aktivität in Untätigkeit übergeht. Da Arbeitslosigkeit als eine Art von Nicht-Arbeit definiert wird, stellt sich daher die Frage, in welchem Ausmaß und unter welchen Bedingungen die zur Verfügung stehende Zeit arbeitsloser Menschen als Freizeit zu gelten hätte.

Gemäß der Definition von Neulinger (1982, zit. nach Fryer & Payne, 1984) geht Freizeit aus der Bedingung wahrgenommener Freiheit hervor und qualifiziert sich durch das Ausmaß intrinsischer Motivation im Verhältnis zu extrinsischer Motivation.

Der Ansatz der latenten Funktionen geht von der Annahme aus, dass die hauptsächlichen Motivationskräfte, die in der Arbeit wirksam werden, extrinsischer Natur sind. Da diese extrinsischen Anreize in der Arbeitslosigkeit fehlen, wird die arbeitslose Person folglich motivationslos und inaktiv.

Die Arbeitslosigkeit entfaltet nach diesem Erklärungsmodell ihre zerstörerischen Wirkungen durch die Deprivation der gesundheitserhaltenden Funktionen der Erwerbsarbeit, welche in letzter Konsequenz in psychosozialem Niedergang und Verfall mündet.

Diese Behauptungen müssten eigentlich – so die Autoren – durch eine Untersuchung bestätigt werden, die sowohl nach Belegen der Verschlechterung als auch der Verbesserung Ausschau hält.

Die Autoren werfen der ForscherInnen-Community vor, dass sie ihr Forschungsinteresse einseitig und selektiv auf Nachweise negativer Veränderungen richte, wozu vor allem bereits benachteiligte Gruppen herangezogen würden. Die so erhaltenen Ergebnisse würden darüber hinaus zurechtgebügelt und homogenisiert, dabei würden Ausnahmen und widersprechende Ergebnisse minimiert und konsequent aus nachfolgenden Artikeln und Kommentaren ausgeschlossen.⁷

4 Gesichtspunkte machen Fryer und Payne skeptisch bezüglich der Behauptung, dass Arbeitslosigkeit in überwiegender Hinsicht für die meisten Menschen mit psychisch destruktiven Wirkungen verbunden ist:

- Obwohl es Arten der Beschäftigung gibt, die herausfordernd und befriedigend sind und das Leben bereichern, gibt es genügend Belege dafür, dass die Bedingungen, unter denen manche Menschen arbeiten müssen, weit entfernt von Befriedigung sind. Die Arbeitsbedingungen gehen meist mit einer zu hohen oder zu geringen Beanspruchung, mit Belastung und Monotonie einher, gewähren kaum Verfügungsfreiheit oder organisatorische Unterstützung und werden zudem niedrig bezahlt. Oft sind Jobs in Hinblick auf ihre physischen Bedingungen unangenehm, ungesund oder sogar gefährlich.
- Die Situationen, in denen sich Arbeitslose befinden, variieren in Bezug auf körperliche, finanzielle, materielle Begleitumstände, Sicherheit, soziale und familiäre Geborgenheit und Unterstützung.

⁷ Eine indirekte und möglicherweise negative Konsequenz psychologischer Arbeitslosenforschung besteht vermutlich darin, dass sie zum gesellschaftlichen Bild und der Bewertung von Arbeit und Nicht-Arbeit beiträgt. Wenn psychologische Arbeitslosenforscher zu der Einsicht gelangen, dass Arbeitslosigkeit schlecht für das seelische Wohlbefinden ist, kann das zu Fehlinterpretationen in dem Sinne führen, dass Arbeit an sich als für den Menschen gut und segensreich wahrgenommen wird. Arbeitslosigkeit ist nicht mit Nicht-Arbeit gleichzusetzen. Erwerbstätige müssten auch mit anderen Gruppen von Nicht-Erwerbstätigen wie z.B. Rentnern, Studierenden und Hausfrauen/männern verglichen werden. Mehrere einschlägige Studien berichten außerdem, dass Wiederbeschäftigte sich nicht besser fühlen als Arbeitslose, wenn die neue Tätigkeit nicht ihren Vorstellungen entspricht und sie damit unzufrieden sind (Leana & Feldmann, 1995, zit. nach Moser, Hessel & Paul, 2006)

- Die psychosozialen Studien zeigen, dass Menschen sich stark in ihren Werten und ihren Zielen, die sie verfolgen, ihren Wünschen und Erwartungen, die sie an das Leben herantragen sowie persönlichen Charakteristiken unterscheiden.
- Jede Situation, wie negativ sie auch sonst sein mag, kann befreiende Züge aufweisen. Dies gilt insbesondere für Krisen, die Verhaltensmuster aufbrechen, welche das weitere Wachstum einschränkten.

Die Deprivationshypothese ist besonders aus 2 Gründen gegen empirische Falsifikation resistent. Jahoda und Rush (1980, zit. nach Fryer & Payne, 1984) behaupten, dass die Erwerbsarbeit die 5 Kategorien der Erfahrung zugänglich macht, unabhängig davon, ob die Betroffenen sich dessen bewusst sind oder nicht oder dies mögen oder nicht. Das bedeutet, sogar dann, wenn eine größere Anzahl von arbeitenden Menschen die latenten Funktionen der Arbeit ablehnten, wäre dies irrelevant für den Anspruch, dass dieselben notwendig für das psychische Wohlbefinden sind.

Der zweite Grund besteht darin, dass einige der latenten Funktionen der Arbeit auch latente Funktionen anderer gesellschaftlicher Institutionen sind. Unter der Voraussetzung, dass die genannten Erfahrungen exklusiv der Sphäre der Erwerbsarbeit vorbehalten sind, erscheint das Auftreten von Wohlbefinden bei Arbeitslosen jedoch nicht als ein Zurechtkommen ohne die latenten Funktionen der Arbeit, sondern nur als behelfsmäßiges Coping mit Hilfe irgendwelcher Surrogate von anderswo.

Weder das Leiden innerhalb noch das Wohlergehen außerhalb der Arbeit sind Gegenbeispiele gegen die Behauptung, dass die latenten Funktionen essentiell für das psychische Wohlergehen sind!

Studie und Ergebnisse

Fryer & Payne schildern eine kleine qualitative Studie mit 11 arbeitslosen Personen in bewusster Selektion von Menschen, die voll funktionsfähig sind, sich entfalten und selbstverwirklichen und die, fern von den Stereotypen der Apathie, des Niedergangs und des Verfalls, eine Periode der Arbeitslosigkeit als Gelegenheit benutzen, um persönliche Ziele, die ihnen wichtig sind, tatkräftig und mit Hingabe zu verfolgen.

Die Interviews erbrachten wegen der Themen, die erfragt wurden (Aktivität, Tätigkeit und erfolgreiche Coping-Strategien) Material, das sich vom dem, das man üblicherweise erhält, unterscheidet.

Allen Interviewten war die Unterscheidung zwischen Beschäftigung und sinnvoller Arbeit wichtig sowie das Verfolgen von Zielen, die dem Leben Orientierung geben: dies betrifft politische, religiöse und entwicklungsbezogene Überzeugungen.

Das Sample bot eine reichhaltige Quelle von Beispielen proaktiven Verhaltens:

Das wesentliche Charakteristikum von Proaktivität ist, dass der/die AkteurIn Situationen initiiert und lenkt oder in Situationen interveniert, um Änderungen in einer gewählten Richtung herbeizuführen und nicht bloß passiv auf vorgenommene Änderungen reagiert oder seine/ihre Lebenserwartungen und Wünsche nach unten revidiert. Dies kann eine tatsächliche Änderung von Situationen unter Schaffung neuer Möglichkeiten einschließen oder eine neue Sichtweise beinhalten, die bisher unbeachtete Chancen aufdeckt, um diese dann zu nützen.

Tatsächlich ist für die untersuchten Arbeitslosen der Wunsch nach Aktivität charakteristisch, sowie die Fähigkeit zur eigenständigen Strukturierung der Zeit und die Sichtweise, dass Arbeitslosigkeit eine Chance bietet, sich selbst zu entwickeln oder erwünschte Ziele zu erreichen.

Das beachtliche Aktivitätsniveau, das die Gruppe zeigt, geht auf einen inneren Antrieb zurück und ist in hohem Maße selbstbestimmt.

Die meisten Personen besitzen einen hohen level an intrinsischer Motivation, die sich im Bedürfnis nach Leistung, den hohen Standards, ihrer inneren Stimmigkeit und ihren selbstgewählten Verpflichtungen zeigt.

Die proaktiven Arbeitslosen waren fähig, Arbeit als ziel- und zweckgerichtete Aktivität von der Erwerbstätigkeit als sozialer Einrichtung zu unterscheiden. Sie schöpften durchaus Gelegenheiten zur Arbeit aus, auch wenn sich keine Erwerbsarbeit bot bzw. sie diese gar nicht wollten. Beeindruckend waren jene, die gegen Erwerbsarbeit eingestellt waren, aber ihre unbezahlten Aktivitäten in sehr tatkräftiger und zielgerichteter Weise verfolgten. Manche äußerten auch, dass sie interessiert an Erwerbsarbeit seien, wenn sich dies mit der Art von Tätigkeit vereinbaren ließe, die sie befriedige.

Die Arbeitslosen lehnten es ab, ihre Arbeit oder ihren Willen, bestimmte Aufgaben zu übernehmen, kontrollieren zu lassen. Sie bestanden auf dem Recht auf Unabhängigkeit, dem Recht, selbst zu bestimmen, welche Aktivität sie in Angriff nehmen.

Sie ließen sich auch von ihrer finanziellen Not nicht zwingen: Vor die Wahl gestellt, eine entlohnte, aber unproduktive bzw. stressige Beschäftigung anzunehmen oder arm zu bleiben, aber einer produktiven und bedeutungsvollen Tätigkeit nachgehen zu können, hätten die meisten die letztere Möglichkeit gewählt.

Die Gruppe war in ihrem ganzen Leben aktiv gewesen und hatte mit oder ohne formalen Bildungsweg hohe Verantwortlichkeitspositionen erreicht; verschiedentlich waren die Personen in der

Die Proaktivität in der Arbeitslosigkeit scheint in großem Ausmaß eine Verlängerung der Proaktivität in der Erwerbsarbeit und Ausbildung zu sein. Der Verzicht auf restriktive, lebenshinderliche Elemente der Erwerbsarbeit zugunsten der Chancen der Arbeitslosigkeit bildete für manche sogar das Maß ihrer Proaktivität.

Vieles spricht dafür, dass die Einstellungen der untersuchten Arbeitslosen in der Jugend erworben wurden und zu einer generellen Ausrichtung geführt hat, die sich wiederum in spezifizierteren Übersetzungen niederschlägt. Die Unterstützung, die sie von Menschen im Umkreis ihre Aktivitäten erhalten, scheint als Rückkoppelung ihre Energie aufrechtzuerhalten. Von großer Bedeutung ist auch die Unterstützung, die sie von Gleichgesinnten erhalten

Jede Person in der Gruppe war charakterisiert durch sehr stark ausgeprägte Werte und Überzeugungen. Obwohl die Art dieser Werte von Person zu Person variierte, so hatten doch alle ein stark ausgeprägtes Wertsystem, das ihren Aktivitäten einen Sinn gibt.

Die latenten Funktionen der Erwerbsarbeit in ihrer Bedeutung für die untersuchte Gruppe

Vermittlung einer Zeitstruktur

Das Auferlegen einer von außen kommenden Zeitstruktur wird als ärgerlich empfunden. Was auffällt, ist jedoch nicht die negative Einstellung gegen eine von außenaufgelegte Zeitstruktur, sondern die aktive Übernahme einer internen Zeitstruktur. Die Betroffenen

betonen, dass sie ihre Routine beibehalten, ihr Tempo selbst bestimmen wollen, sich selber Aufgaben stellen und sich selbst eine Disziplin auferlegen.

Regelmäßige gemeinsame Erfahrungen und Kontakte ausserhalb der Familie
Alle waren in Tätigkeiten involviert, die ihnen regelmäßige gemeinschaftliche Erfahrungen ausser Haus vermittelten. Einige dachten, dass es eher die Arbeitslosigkeit als die Erwerbstätigkeit war, die ihr Verständnis für ihre Mitmenschen und ihre Weltansicht bereicherte. Sie sahen die Arbeitslosigkeit als positiven Schritt und Möglichkeit zur persönlichen Reifung. Auch das soziale Kontaktfeld hatte sich in Folge der Arbeitslosigkeit erweitert. Die Gruppe berichtete auch mehrheitlich davon, wie wichtig es wäre, bei dem, was sie taten, soziale Unterstützung zu erhalten. Allerdings erhielten fast alle die entscheidende, regelmäßige Unterstützungserfahrung zu Hause in ihren vier Wänden.

Die Verbindung mit transzendierenden Zielen und Zwecken

Für die Mehrheit des Samples hatten transzendierende Ziele ohne Zweifel eine überragende Bedeutung. Doch es war ganz klar, dass diese Transzendenz nicht der Erwerbstätigkeit entsprang, sondern umgekehrt die Struktur und Natur der Erwerbstätigkeit selbst dasjenige war, was überschritten wurde.

Status und Identität

Auch der positive Ertrag für Status und Identität stammt aus der Sphäre jenseits der Erwerbsarbeit, wie z.B. einem Gemeindeprojekt. Die Identität, die aus der Erwerbsarbeit kommt, wird teils abgelehnt, weil sie zu normativ oder als zu einschränkend empfunden wird.

Aktivierung

Die Gruppe war besonders aktiv. Triebkraft der Aktivität war die persönliche Verpflichtung. Die tägliche Erprobung von Kompetenz und Fähigkeiten realisierte sich für den Zustand der Arbeitslosigkeit und nicht für den der Erwerbsarbeit. Es war den Arbeitslosen wichtig, sich vor sich selbst zu bewähren und vor sich selbst glaubwürdig zu sein. Wichtig war für sie, etwas zu erreichen oder anderen zu helfen. Unbestreitbar erhielten viele tiefe Befriedigung aus der täglichen Manifestierung ihrer Kompetenz und empfanden ihre laufende Tätigkeit als eigene, lohnenswerte Erfahrung.

15.11 Salutogenese

Der israelisch-amerikanische Medizinsoziologe Antonovsky wertete 1970 eine Erhebung über die Adaptation von Frauen verschiedener ethnischer Gruppen an die Menopause aus.

Eine Gruppe von diesen Frauen hatte sich in ihrer Jugend in nationalsozialistischen Konzentrationslagern befunden. Trotzdem wurden 29% von ihnen in der Untersuchung als gesund beurteilt. Diese Tatsache war für Antonovsky unerwartet und er stellte sich die Frage, welche Eigenschaften und Ressourcen diesen Menschen geholfen hatten, unter den qualvollen Bedingungen der KZ-Haft sowie in den Jahren danach ihre (körperliche und psychische) Gesundheit zu erhalten.

So schuf Antonovsky das Konzept der Salutogenese – der Entstehung von Gesundheit – , welches er vom traditionellen wissenschaftlichen Pathogenesekonzept abgrenzte.

Pathogenetische Modelle gehen von der Annahme aus, dass Menschen sich in der Regel in einem gesundheitlichen Gleichgewicht befinden. Wenn dieser Zustand, beispielsweise durch kritische Lebensereignisse oder Krankheit, beeinträchtigt wird, muss Energie aufgewandt werden, um das Gleichgewicht wieder zu finden.

Das salutogenetische Modell davon aus, dass Menschen sich ständig in einem Gesundheits-/Krankheitskontinuum bewegen. Sie wechseln ständig ihre Position auf dem Kontinuum, die Pole des Kontinuums werden während des gesamten Lebens nie erreicht, d.h., dass man nie absolut gesund oder absolut krank ist.

Antonovsky verwendet die Metapher des Flusses für das Leben: Während ein Vertreter der pathogenetischen Medizin versucht, den Ertrinkenden dem Strom zu entreißen, um ihn zu retten, geht es Antonovsky um die Frage: "Wie wird man ein guter Schwimmer?"

Mit anderen Worten: Wie kommt es, dass bestimmte Menschen trotz zahlreicher belastender Stressoren und gesundheitlicher Risikofaktoren, unter denen die meisten anderen erkranken, keinen Zusammenbruch erleiden, sondern ihre Gesundheit bewahren?

Im Mittelpunkt von Antonovskys Theorie steht das Kohärenzgefühl ("Sense of Coherence")

Das SOC ist eine globale Orientierung, die ausdrückt, in welchem Ausmaß man ein durchdringendes, andauerndes und dennoch dynamisches Gefühl des Vertrauens hat, dass

- die Stimuli, die sich im Verlauf des Lebens aus der inneren und äußeren Umgebung ergeben, strukturiert, vorhersehbar und erklärbar sind
- einem die Ressourcen zur Verfügung stehen, um den Anforderungen, die diese Stimuli stellen, zu begegnen.
- diese Anforderungen Herausforderungen sind, die Anstrengung und Engagement lohnen (Antonovsky, 1997, S. 36, zit. nach Deutschmann & Kuhnert, 2005)

Die drei miteinander verbundenen Komponenten bezeichnet Antonovsky als

"sense of comprehensibility" (Verstehbarkeit, Überschaubarkeit)

"sense of manageability" (Handhabbarkeit)

"sense of meaningfulness" (Bedeutsamkeit)

Das SOC wirkt wechselseitig mit den generalisierten Widerstandsressourcen.

Generalisierte Widerstandsressourcen sind bedeutsam, um Schutz und Widerstand gegen Stressoren aufzubauen, und haben damit einen Einfluss auf den Erhalt oder die Verbesserung von Gesundheit.

Sie lassen sich sowohl im Individuum (z.B. körperliche Faktoren, Intelligenz, Bildung, Bewältigungsstrategien, Ich-Stärke), in dessen sozialem Nahraum (z.B. soziale Unterstützung, finanzielle Möglichkeiten, beruflicher Status) sowie in der Gesellschaft (z.B. kulturelle Stabilität, Gefühl von Geachtetsein) finden. Auch hier ist von einem Kontinuum an Widerstandsressourcen und Widerstandsdefiziten auszugehen (vgl. Deutschmann & Kuhnert, 2005)

Deutschmann und Kuhnert (2006) führten 2005 in Dortmund eine Studie unter Verwendung des Diagnoseinstruments FABU durch. FABU wurde von der Dortmunder Universität entwickelt, um durch Arbeitslosigkeit oder Beschäftigungsunsicherheit bedingte Beeinträchtigungen der psychischen und physischen Gesundheit zu diagnostizieren (Reick, 2005). Es enthält eine Reihe von Skalen, die Arbeitslose mit niedrigem Kohärenzgefühl von Arbeitslosen mit hohem Kohärenzgefühl unterscheiden.

Allgemein scheinen Menschen mit hohem Kohärenzgefühl in ihren bereits vorhandenen Voraussetzungen noch dazuzugewinnen und umgekehrt scheinen Menschen mit schwach ausgeprägtem Kohärenzgefühl ihre nur schwach ausgeprägten Potenziale in der Auseinandersetzung mit ihren Umweltbedingungen weiter einzubüßen.

Die Autoren verweisen auch auf das Ergebnis einer Langzeitstudie (Nilson et al., 2003, zit. nach Deutschmann und Kuhnert, 2006), dass das Kohärenzgefühl nur bei Menschen mit hohem SOC stabil bleibt und Menschen mit schwach ausgeprägtem Kohärenzgefühl durch den gesellschaftlichen Wandel in ihrem Ausprägungsgrad negativ beeinflusst werden.

Arbeitslose mit niedrig ausgeprägtem Kohärenzgefühl empfinden mehr belastende Gefühle, fühlen sich weniger erholt und entspannt, weisen mehr psychische Beeinträchtigungen auf und sind insgesamt mit ihrem Leben unzufriedener als Arbeitslose mit höher ausgeprägtem Kohärenzgefühl.

Im Sinne der Negativspirale sind Personen mit niedrigem Kohärenzgefühl durch finanzielle Probleme, Häufigkeit und Dauer der Arbeitslosigkeit gefährdet und haben akute Konflikte in der Partnerschaft. Im Gegensatz dazu scheinen monetäre Probleme in Bezug auf die Höhe des Kohärenzgefühls in der Gruppe mit gut ausgebildetem SOC keine Rolle und das Auftreten von Partnerschaftskonflikten nur eine geringe Rolle zu spielen.

Je höher die Anzahl der Personen im engeren sozialen Nahraum (Partnerschaft, Familie) ist, desto höher ist das Kohärenzgefühl. Personen mit schwach ausgeprägtem Kohärenzgefühl verfügen nicht über die Fähigkeit, externe Ressourcen, d.h. Hilfe von außen, zu erkennen und zu aktivieren. Die Autoren argumentieren, dass soziale Integration eine wichtige Voraussetzung für soziale Unterstützung darstellt und dass folglich jemand, der/die über keine persönlichen Kontakte verfügt, wenig Chancen auf Unterstützung bei der Bewältigung von Lebensstress hat.

Allgemein gilt, dass für die Gesunderhaltung eines Menschen das Angebot sozialer Unterstützung entscheidender ist als die tatsächliche Inanspruchnahme.

In der Dortmunder Studie konnte über die Hälfte der befragten Arbeitslosen mit niedrigem Kohärenzgefühl nicht ausschließen, noch nie über einen Suizid nach gedacht zu haben. In der Gruppe mit hohem Kohärenzgefühl konnten stattdessen 85% der Befragten suizidale Gedanken rigoros ausschließen.

Interessant ist die Beobachtung, dass das Kohärenzgefühl mit zunehmendem Alter wächst. Unter der Prämisse, dass die Bewältigung von Krisensituationen das Kohärenzgefühl stärkt, ist es jedoch relativ plausibel, dass das SOC sich immer weiter aufbaut bzw. eine Aufwärtsspirale entsteht.

16 Die Erosion der klassischen Erwerbsarbeit

16.1 Rifkin: Das Ende der Arbeit

Um Rifkin einzuführen, ein kurzes Schlaglicht auf die Potenzen der geschichtlichen industriellen Umwälzungen:

Kohle und die Erfindung der Dampfmaschine stehen am Beginn des modernen Wirtschaftslebens. Sie leiten die Ersetzung von menschlicher Arbeit durch maschinelle Arbeit ein. Seit der Ersten Industriellen Revolution wurde die Dampfenenergie zur Produktion von Gütern eingesetzt, die zuvor in Handarbeit hergestellt worden waren.

Die zweite Industrielle Revolution spielte sich in den Jahren zwischen 1860 und 1914 ab. Das Öl trat in Konkurrenz zur Kohle, und man begann, die Elektrizität effektiv zu nutzen. Die neuen Energiequellen und die Erfindungen (Elektromotoren, elektrische Beleuchtung etc.) beschleunigten die Kommunikation der Menschen untereinander und führten dazu, dass der Mensch noch weiter von der Maschine beiseite gedrängt wurde.

Die Dritte Industrielle Revolution beginnt Rifkin zufolge schon nach dem Zweiten Weltkrieg. Ihre Auswirkungen auf das Wirtschaftsleben beginnen sich heute bemerkbar zu machen. Computer und Roboter dringen in die letzte Domäne des Menschen ein: in das Reich des Verstandes.

Mit den richtigen Programmen versehen, können rechnergesteuerte Roboter und Computer alle möglichen Planungs- Steuerungs- und Verwaltungsaufgaben übernehmen, und sie können Produktionsabläufe von der Gewinnung der Rohstoffe bis hin zur Vermarktung und Verteilung der Endprodukte und Dienstleistungen überwachen.

Zum ersten Mal in der Geschichte wird die menschliche Arbeitskraft aus dem Produktionsprozess verbannt. Der Autor prognostiziert, dass in weniger als einem Jahrhundert die industrielle "Massenbeschäftigung" in allen entwickelten Ländern der Welt der Vergangenheit angehören wird.

Eine neue und leistungsfähigere Generation von Computer- und Informationstechnologien verändert die Arbeitswelt und macht zahllose Menschen arbeits- oder gar brotlos.

Im Service- und Dienstleistungssektor ist längst dasselbe Problem eingetreten. Banken und Telekommunikation benutzen Internet, Satellitentechnik und Breitbandleitungen.

Spracherkennungsprogramme können bereits die menschliche Kommunikation weitestgehend ersetzen, und die Information rast heute praktisch mit Lichtgeschwindigkeit um den Globus. Elektronik in Büro, Verkauf, Lieferung machen sich dem Beschäftigten nicht mehr nur dienstbar, sondern ersetzen ihn durch Fernsteuerung und Roboter. Robotmedizin ist nicht mehr nur surreale Zukunft. Das Einsparpotenzial, welches die Dienstleistungsbranchen realisieren, dezimiert den Beschäftigtenstand auf einen Bruchteil des bestehenden. In der Landwirtschaft kommt zusätzlich zum Einsatz von Analyse- und Überwachungscomputern die Biotechnologie zum Tragen.

Die Hoffnung, dass durch die neue Technik nicht nur Jobs vernichtet, sondern auch geschaffen werden, erfüllt sich nicht. Rifkin: Es ist hier wie dort dasselbe Bild: Die Produktion steigt, die Produktivität steigt, auch die Gewinne steigen, aber die Arbeitsplätze nehmen ab.

Rifkin stellt fest, dass der Mensch sich überflüssig gemacht habe und dass diese Entwicklung unumkehrbar sei.

Es gibt allerdings 3 Pseudotheorien, die verhindern, dass sich die Politiker dem Grundproblem stellen:

- Die Arbeitsplätze gehen deshalb verloren, weil die Unternehmer Stellen ins Ausland verlagern.

Die Zahl der Jobs, die verloren gehen, weil sie ins Ausland verlagert werden, ist verschwindend gering. Als Beispiel nennt Rifkin Deutschland: Gerade 1% der abgebauten Stellen gehen auf Kosten der Abwanderung. Der wirkliche Jobkiller ist der technologische Fortschritt.

- Es gibt genügend Jobs, doch die Leute sind nicht richtig ausgebildet.

Selbst wenn man Aus- und Weiterbildungsprogramme in der Größenordnung von 5 Millionen Arbeitslosen angesetzt werden, wird es immer noch nicht genügend Jobs geben. In Zukunft wird Arbeit etwas für die Eliten sein.

- Wir haben zu wenig Jobs, weil die Sozialabgaben zu teuer sind.

Doch eine drastische Beschneidung der Sozialsysteme hat nur schlechtere Gesundheit, größere Armut, weniger Sicherheit und mehr Kriminalität zur Folge. Z.B. ist die hohe Anzahl

der Gefängnisinsassen in den USA eine versteckte Form von Arbeitslosigkeit.

Rifkin sieht der Zukunft, in der der Mensch weitgehend ohne Arbeit sein wird, durchaus positiv entgegen, vorausgesetzt, dass das Weniger an Arbeit zu einem mehr an Freizeit führt und nicht zu Arbeitslosigkeit und Armut.

Denn: Die Menschheit fährt heute den Produktivitätsgewinn ein, den die Computer und die neuen Informations- und Telekommunikationstechnologien bringen. Doch in Amerika werden z.B. fast 90% der Gewinne aus dem Aktienmarkt von den obersten 10% der Haushalte eingestrichen, während z.B. mehr als die Hälfte der Amerikaner überhaupt keine Aktien besitzen. Daher ist es unabdingbar, die Wochenzeit auf 30 oder gar zwanzig Stunden zu reduzieren, um die Arbeitnehmer an der erhöhten Produktivität des Kapitals teilhaben zu lassen.

„Um zu erreichen, dass die Produktivitätszuwächse der Dritten Industriellen Revolution gerechter verteilt werden, wird es einer neuen gesellschaftsübergreifenden politischen Bewegung bedürfen, einer Koalition gleich gesonnener Gruppen. Gewerkschaften, Bürgerrechtsbewegungen, Frauengruppen, Elternorganisationen, soziale Hilfsorganisationen, Umweltgruppen, Nachbarschaftsorganisationen, religiösen und bruderschaftliche Vereinigungen, um nur einige zu nennen, haben alle ein Interesse an weniger langen Arbeitszeiten.“ (Rifkin, S 190).

Der Staat aber hat sich bereits überlebt:

Multinationale Unternehmen stellen quasipolitische Institutionen dar, die über Informationen und Kommunikationskanäle verfügen. In steigendem Maße übernehmen sie die traditionelle Funktion des Staates und kontrollieren globale Ressourcen, Absatz und Arbeitsmärkte. Ihre Flexibilität und Mobilität erlauben es ihnen, ganze Produktionen und Märkte schnell und ohne Anstrengungen zu verlagern und so die Wirtschaft eines jeden Landes zu kontrollieren. Die Verlagerung der wirtschaftlichen Grundlagen von Rohstoffen und Arbeit auf Information und Kommunikation schmälert die Funktion des Staates zusätzlich.

Da Wirtschaft und Staat nicht mehr imstande sind, die wichtigsten Bedürfnisse der Bevölkerung zu erfüllen, müssen an ihre Stelle lebensfähige Gemeinschaften treten. Hier ortet Rifkin den Dritten Sektor als tragende gesellschaftliche Kraft, die zur Grundlage eines neuen Gesellschaftsvertrages werden könnte. Der Dritte Sektor umschließt gemeinnützige Tätigkeiten im Bereich der Sozialarbeit und im Gesundheitswesen, aber auch in Bildung, Wissenschaft, Kunst, Kirche, Sport und Recht.

Hier werden gemeinschaftlichen Bindungen nicht durch künstliche Marktbeziehungen ersetzt. Man arbeitet, um andern zu helfen und gewinnt Sicherheit durch persönliche Beziehungen und das Gefühl der Verbundenheit. In diesem Bereich gibt es ein Potenzial für Millionen von Arbeitsplätzen. Das Weltbild des Dritten Sektors bietet uns – so Rifkin – ein bitter notwendiges Gegenmittel gegen den Materialismus des industriellen Denkens.

Ein weiterer Vorschlag des Autors sind Zeitdollar-Projekte. Es handelt sich dabei um eine Parallelwährung, wo jede Arbeitsstunde unabhängig von ihrer Art und Spezifikation des Geleisteten jeder anderen vergleichbar ist. Für den Zeitdollar kann man wiederum Waren oder Dienstleistungen kaufen. Die Idee dahinter ist, dass in einer sozialen Gemeinschaft jenseits von Gewinnmaximierung die Zeit eines jeden ungeachtet der Art des Geleisteten gleich wertvoll ist. Wichtig ist, zu betonen, dass dabei keinerlei Tausch und Handel stattfindet.

Rifkin betont, er sehe nur zwei Alternativen für unsere Zukunft. Die eine ist eine Welt mit Massenarmut und Chaos. Die andere ist eine Gesellschaft, in der sich die von der Arbeit befreiten Menschen individuell entfalten können.

16.2 Beck: Die Risikogesellschaft

Beck (1986) bezweifelt die Kontinuität des bisherigen standardisierten Vollbeschäftigungssystem mit seinen tragenden Säulen Betrieb, Arbeitsplatz, Beruf, Lohnarbeit. Diese beginnen in Flexibilisierungen und Rationalisierungswellen aufzuweichen und auszufransen. Mit den informationstechnologischen, aber auch sozialen und rechtlichen Modernisierungsschüben bekommt das Beschäftigungssystem eine völlig neue Verfassung. Die Norm lebenslanger Ganztagsarbeit wird durch vielfältige Formen arbeitszeitlicher Flexibilisierungen aufgebrochen. Dies gilt auch für die räumliche Konzentration und damit die Betriebsförmigkeit der Erwerbsarbeit.

Möglich wird dies durch den breiten Einsatz der Mikroelektronik in Kombination mit neuen Organisationsformen der Arbeit im Fertigungsbereich (Industrieroboter), aber auch in Verwaltung und Büro. Der Autor nennt die ungeheuren Produktivitätssteigerungen: sie zeigen, welches Ausmaß und welche Brisanz dieser Entwicklung erreicht hat. Die Mikroelektronik und der Einsatz von Telekommunikation erlauben es, den betrieblichen Kooperationszusammenhang zumindest in Teilbereichen elektronisch herzustellen und damit dezentral und ortsunabhängig zu organisieren.

An die Stelle der sichtbaren, in Hochhäusern und Fabrikhallen zusammengeballten Betriebsförmigkeit der Arbeit tritt eine unsichtbare Betriebsorganisation.

Für die Industriegesellschaft war Erwerbsarbeit selbstverständlich außerhäusliche Arbeit. Diese Trennung von Familien- und Erwerbsarbeit wird durch Lockerungen von Anwesenheitsregelungen, elektronische Vernetzungen dezentraler Arbeitsplätze usw. wiederum rückgängig gemacht. Die im Aufbrechen der Familienform entstehenden Gegensätze zwischen Männern und Frauen treten in den Vordergrund. Der Lebensschwerpunkt verlagert sich vom Arbeitsplatz und Betrieb in die Gestaltung und Erprobung neuer Lebensformen und Lebensstile. Es handelt sich hierbei im Sinne des vom Autor zitierten Schocks der materiellen Verunsicherung wohl eher um eine Verlagerung der Aufmerksamkeit von der materiellen Ausweglosigkeit in eine Zauberwelt der Identitätsspiele, mittels derer sich die Zwangsmobilisierten und –flexibilisierten einreden können, die Wahl über die Art und Weise ihres Lebensunterhaltes selbst getroffen zu haben.

Die Gefahr der Privatisierung von gesundheitlichen und psychischen Risiken der Arbeit übersieht Beck jedoch keineswegs. Die Arbeitsschutznormen entziehen sich in dezentralen Arbeitsformen öffentlicher Kontrolle und die Kosten für ihre Übertretung oder Einhaltung werden auf die Arbeitenden selbst abgewälzt.

Flexibel-plurale Formen von Unterbeschäftigung breiten sich aus, unterhöhlen das bekannte Beschäftigungssystem und verdrängen es immer mehr. Es entsteht ein eigener Arbeitsmarkt der Risikogesellschaft, der sich zuungunsten des klassisch industriegesellschaftlichen Arbeitsmarktes immer mehr ausbreitet. Die Arbeitslosigkeit verschwindet scheinbar, taucht jedoch in risikoreichen Formen der Unterbeschäftigung wieder auf. Die Kategorien Betrieb, Beruf, Lohnarbeit werden der Wirklichkeit nicht mehr gerecht. Grenzen zwischen Arbeit und Nichtarbeit werden fließend.

Beck weist darauf hin, dass für große Teile der Bevölkerung Lebensabschnitte von Arbeitslosigkeit zum Bestandteil der Normalbiographie geworden sind. Nun würde parallel dazu Unterbeschäftigung als Synthese von Vollbeschäftigung und Arbeitslosigkeit ins Beschäftigungssystem 'integriert'. Das charakteristische an Becks Einschätzung ist, dass er die Umwälzungen im Beschäftigungssystem nicht vorweg in einem bedrohlichen Licht sieht, sondern den Risiken immer auch Chancen abzugewinnen versucht. So sieht er dem Integrationsprojekt unter der Voraussetzung der Abpolsterung durch sozialstaatliche Maßnahmen durchaus mit Zuversicht entgegen. Jedoch warnt er: Ohne Ausbau des sozialen Sicherungssystems drohe aber eine Zukunft der Armut. Daher plädiert Beck für die

Schaffung eines rechtlich abgesicherten Mindesteinkommens für alle. Damit könne der Entwicklung ein Stück Freiheit abgewonnen werden.

Er betont jedoch, dass ein individueller Ansatz auf diesem Gebiet jedenfalls sinnlos sei. Vielfach versuchten Sozialarbeiter, Psychologen und Betreuer arbeitslose Personen auf individueller Basis über Rehabilitationsprogramme und Projekte in Erwerbssystem zu integrieren. Mit Maßnahmen diese Zuschnitts gefährdeten die Experten höchstens ihre Autorität, da sie damit nichts an der Grundsituation des bestehenden Arbeitsmangels ändern könnten.

Vereinzelung und Entsolidarisierung

Am meisten sind dem Risiko der Arbeitslosigkeit jene ausgesetzt, die ohnehin schon zu den benachteiligten Gruppen (erwerbstätige Mütter, Personen ohne berufliche Ausbildung, Kranke, Ältere und Ausländer sowie gering qualifizierte Jugendliche) gehören. Eine wachsende Anzahl wird dabei von der Arbeitslosenstatistik nicht mehr erfasst. Die je individuellen Risikofaktoren bilden aber keinen sozialen Lebenszusammenhang, sie verbinden sich nicht zu einer gemeinsamen „Kultur der Armut“. So bleiben Arbeitslosigkeit und Armut individualisiert.

Die Individualisierung der Betroffenheit wird auch durch das vermeintlich passagere der Arbeitslosigkeit begünstigt. Arbeitslosigkeit kommt aber schleichend und nistet sich nach und nach ein. Die anfängliche subjektive Einschätzung der Lage wirkt so stark, dass unter Arbeitslosen – so Beck – kaum mit Solidaritätsaktionen zu rechnen ist. Man will nichts mit den anderen zu tun haben, die einem den eigenen „Makel“ als Spiegel vorhalten.

Ob der Mangel an Solidarität darüber hinaus – wie Beck vermutet – auf die wohlfahrtsstaatliche Enttraditionalisierung sozialer Klassen zurückgeht und er mit seiner ressentimentgeladenen These gegenüber einem allgemein „abschlaffenden Effekt“ des Wohlfahrtsstaates richtig liegt, mag man durchaus in Frage stellen.

16.3 Gorz: Die Multiaktivitätsgesellschaft

Gorz ist überzeugt, dass das warenproduzierende Weltsystem nicht nur eine begrenzte Zukunft hat, sondern sogar selbst eifrig an der Beseitigung der Grundlagen seines Überlebens arbeitet. Ausgangspunkt ist, dass die mikroelektronische Revolution es ermöglicht, wachsende Warenmengen mit immer weniger kapitalproduktiver Lohnarbeit zu produzieren, sodass der Kapitalismus früher oder später auf seine inneren Schranken stoßen muss (vgl. Gorz 1983: 51-52).

Es wird immer schwieriger, sich ein ausreichendes und festes Einkommen über eine bezahlte Arbeit zu sichern. Der Diskurs des Kapitals führt diese Schwierigkeit auf einen Mangel an Arbeit zurück. Doch damit verdunkelt er die wirkliche Situation, denn es mangelt nicht an Arbeit, sondern an Verteilung des Reichtums, für dessen Erwirtschaftung das Kapital immer weniger Arbeit braucht.

Statt „Arbeit zu schaffen“, gilt es für Gorz, alle gesellschaftlich notwendige Arbeit und den gesamten gesellschaftlich produzierten Reichtum zu verteilen. Das Recht auf ein ausreichende und sicheres Einkommen muss nicht mehr an einer dauerhaften und festen Stelle hängen. In gleicher Weise muss das Bedürfnis, zu wirken und zu handeln und von anderen anerkannt zu werden, nicht mehr die Form einer bezahlten und fremdbestimmten Arbeit annehmen. Diese soll im Gegenteil einen immer geringeren Stellenwert im gesellschaftlichen Leben und im Leben der einzelnen annehmen. Im Lebensalltag können sich dann vielfache Aktivitäten gegenseitig ablösen und abwechseln, ohne dass deren Entlohnung und Rentabilität noch notwendige Bedingung oder gar ihr Ziel wären. Dies setzt voraus, dass das Bedürfnis, zu handeln und gesellschaftlich anerkannt zu werden, unabhängig wird von bezahlter und fremdbestimmter Arbeit, kurz: dass die Arbeit sich aus der Herrschaft des Kapitals befreit.

Die lebendigen Aktivitäten müssen ihre Macht über den gesellschaftlichen Produktionsapparat und –prozess zurückgewinnen und ihm ihren Rhythmus aufprägen, sonst werden sie den Rentabilitätsansprüchen des Kapitals immer umfassender unterworfen. Die wissensbasierte immaterielle Ökonomie und die Unternehmen fordern von ihrem Personal heute zunehmend Autonomie, um den Erfordernissen der Konkurrenzfähigkeit und Rentabilität flexibel und produktiv entsprechen zu können. Für sie ist die Autonomie nur Mittel zum Zweck. Hier baut sich aber ein zentraler Machtkonflikt auf, denn die Multiaktivität, die Gorz meint, ist die Subjektivierung jener Autonomiefähigkeit als der wichtigste Wert, auf den sich alle anderen gründen und von dem aus sie zu bewerten sind.

Es geht um „das Recht auf sich selbst“, d.h. „die Möglichkeit, die persönliche Autonomie in einer Weise und einem Ausmaß zu entfalten, die sich nicht länger nach den Bedürfnisse der Unternehmen richten.“ (Gorz, 2000, S. 104)

Die von Arbeit befreite Zeit eröffnet Aktivitätsfelder, die der Macht des Kapitals, des Marktes und der Ökonomie entzogen sind.

Die Multiaktivitätsgesellschaft ist nicht als eine Umgestaltung der Arbeitsgesellschaft denkbar, sondern es soll eine andere Gesellschaft entstehen. Tätigkeiten, die abwechselnd oder gleichzeitig betrieben werden, werden dann mit den entsprechenden Zugehörigkeiten z.B. zu einem kooperativen Selbstversorgungsunternehmen, einem Selbsthilfenetzwerk, einer wissenschaftlichen Forschungsgruppe, einem Orchester, Theater-, Tanz- oder Malereiwerkstatt, einem Sportverein, einer Yoga- oder Judo-Schule jeder und jedem als normal und von allen erwünscht und erwartet erscheinen.

Das Ziel all dieser aufgezählten Gesellschaften ist nicht die Auslese, die Ausscheidung, die Hierarchisierung, sondern das Streben jedes Einzelnen nach Vortrefflichkeit. Hierdurch nämlich unterscheidet sich die Kulturgesellschaft (deren abendländischen Prototyp Gorz in der athenischen Gesellschaft verwirklicht sieht) von den Arbeitsgesellschaften.

Die erste Voraussetzung für eine Multiaktivitätsgesellschaft ist ein bedingungsloses garantiertes Grundeinkommen für alle.

Beck hat ein mit Bürgerarbeit gekoppelte Bürgereinkommen vorgeschlagen. Er fasst dies jedoch ausdrücklich als einen „ersten Schritt“ des Austritts aus der Arbeitsgesellschaft auf. Er hebt mit Nachdruck hervor, dass Bürgerarbeit kein vom Gemeinwesen abgetrennter Sektor, kein Ghetto, kein Armenhaus sein darf.

Wir müssen die übliche Auffassung von Erwerbsarbeit umdrehen und die Bürgerarbeit nicht als die Bedingung für den Bezug eines Bürgereinkommens sehen, sondern gerade umgekehrt, Bürgergeld als Bedingung für das freiwillige, eigenständige Engagement in selbstgewählten Aktivitäten begreifen. Diese sind nicht Mittel zum Geldverdienen, sondern Selbstzweck.

Nur durch die Bedingungslosigkeit des Grundeinkommens ist die Unbedingtheit dieser Aktivitäten gewahrt, und sie sind auch nur dann sinnvoll, wenn sie um ihrer selbst willen ausgeführt werden. Das bedingungslose Grundeinkommen vermag ihre Freiwilligkeit aufrechtzuerhalten, macht sie allen zugänglich und entzieht sie dem Zugriff der normierenden Sozialisierung und Ökonomisierung. (vgl. Gorz, 2000)

Die Hoffnung, dass die Einführung des Garantierten Grundeinkommens allein die befreite Gesellschaft hervorbringen würde, ist jedenfalls illusionär. In seinem letzten Artikel (2007) weist Gorz eindringlich darauf hin, dass das garantierte Grundeinkommen systemimmanent bleibt, wenn es nicht „mit einem einlösbaren Recht auf eigene Produktionsmittel ... die Abhängigkeit vom Arbeitgeber, von den sozialen Bezügen des kapitalistischen Industriesystems und vom Staat als Besorger" (Opielka/Stalb 1986, zit. nach Gorz, 2007) beseitigt. Es kann allerdings als Wegbereiter für die Aneignung der Arbeit sein, was voraussetzt, dass sich die Arbeitsmittel herrschaftsfrei aneignen und einsetzen lassen. (Gorz, 2007).

17 Handlungstheorien

17.1 Schütz

Schütz' Forschungsanliegen besteht in einer Rekonstruktion des durch das wechselseitige Handeln der Menschen entstehenden sinnhaften Aufbaus der sozialen Wirklichkeit. Die Absicht, die er verfolgt, ist eine phänomenologische Fundierung der verstehenden Soziologie.

Dabei kommt dem Handlungsbereich des Alltags für die Untersuchung der Entstehung und Veränderung sozialer Wirklichkeit zentrale Bedeutung zu.

Seine grundlegende These lautet: Der Sinn, den Menschen der Wirklichkeit und ihrem Handeln zuschreiben, entsteht aus ihrem Handeln selbst, d.h. aus dem Umgang mit Gegenständen und Interaktionspartnern und den darin zum Ausdruck kommenden Relevanzen, so dass jede Sinndeutung der Sozialwelt „pragmatisch bedingt“ ist.

Zwischen dem menschlichen Handeln und den Sinnstrukturen der Wirklichkeit besteht also ein Zusammenhang und den nimmt Schütz nun ins Visier. Die Soziologie kann demnach nicht naiv eine intersubjektiv konforme Sinndeutung der sozialen Wirklichkeit unterstellen, sondern muss die Konstitutionsprozesse in den Blick bekommen, in denen sich diese Sinnsetzungen aufbauen.

Zwar sind auch für Schütz wie für Husserl „die Wurzeln der sozialwissenschaftlichen Problematik bis zu den fundamentalen Tatsachen des Bewusstseinslebens zurückzuverfolgen“, aber erst mit dem „Übergang in die soziale Sphäre“ kommt, so Schütz, dem Sinnbegriff die „soziologisch relevante Bedeutung zu“.

Es geht Schütz darum, das Sinnproblem als ein Zeitproblem aufzuweisen.

Die Analyse des Ursprungs von Sinnsetzungen, vollzieht sich in 3 Stufen: Schütz beginnt mit einer hypothetisch angenommenen „Sphäre des einsamen Ich“ die Frage des „Selbstverstehens“. Danach ist nur das Erlebte und nicht das Erleben selbst sinnvoll, da wir erst in einem reflexiven Akt in der Lage sind, ein Erlebnis als „wohlumgrenztes“ aus dem kontinuierlichen Erlebnisstrom herauszuheben: „: Sinn ist . . . die Bezeichnung einer bestimmten Blickrichtung auf ein eigenes Erlebnis“.

Entsprechend ist für die Analyse des Handelns zwischen dem ablaufenden Handeln und der abgeschlossenen Handlung zu unterscheiden:

Handeln als Erzeugungsprozess ist in seinem Ablauf von einem Entwurf geleitet, in dem eine zukünftig als abgeschlossen vorgestellte Handlung (als Erzeugnis) entworfen wird. Insofern die aktuelle biographische Situation die Form der Aufmerksamkeit auf das Erlebte bestimmt, verändert sich zugleich die Sinnstruktur mit dem jeweiligen „Jetzt und So“.

Handlungsverstehen vollzieht sich als Motivverstehen, wobei zwischen dem Um-zu-Motiv und einem Wie-Motiv des Handelns zu unterscheiden ist:

Beim Um-zu-Motiv orientiert sich das Handeln an einem in der Zukunft qua Entwurf vorgestellten Ereignis.

Beim Wie-Motiv bezieht sich das Handeln zurück auf ein vergangenes motivierendes Erlebnis.

Die Analyse des Fremdverstehens zeigt zunächst, dass das Verstehen des Anderen auf der Erfahrung der Erlebnisse des Ego vom Alter ego fundiert ist und sich somit in „Gleichzeitigkeit“ vollzieht. Fremdverstehen als die Zuwendung zum subjektiven Sinnzusammenhang eines Alter ego kann dabei prinzipiell nur zeichenvermittelt geschehen. Es orientiert sich an den „Objektivationen“, die als Ausdruck fremder Bewusstseinslebnisse realisiert werden. Dabei kann sich die Deutung ausschließlich auf den „fertig konstituierten Sinnzusammenhang des Erzeugten“ (objektiver Sinn) oder zusätzlich auf die „Erlebnisse des Erzeugenden“ (subjektiver Sinn) beziehen.

Durch die wechselseitige Abstimmung subjektiver Erfahrungsschemata über Zeichensysteme (z.B. Sprache) im Rahmen von Wirkensbeziehungen, in denen Handlungen stets Zeichencharakter haben, entstehen in interaktiven Prozessen dabei soziale, intersubjektiv geteilte Erfahrungsmuster. Anhand der dabei entstehenden Deutungsschemata unserer Erfahrung kann man nachvollziehen, wie sich die Erfahrungswelt als Zusammenhang verschiedener Ordnungen von Sinnsetzungen aufbaut.

Für Schütz gibt es zwei zentrale Konstitutionsmechanismen der Sozialwelt: das „Wirken“ als ein soziales Handeln, das in der Absicht entworfen wird, Reaktionen anderer herbeizuführen, und die „Wirkensbeziehung“ als ein intersubjektiver Motivationszusammenhang, in dem die Deutungsschemata erzeugt werden.

Die Struktur der Sozialwelt ist das Resultat dieser interaktiven Prozesse.

Innerhalb der Sozialwelt unterscheidet Schütz:

Die soziale „Umwelt“, die wir mit unseren „Mitmenschen“ zeitlich und räumlich gemeinsam haben und in der wir auf die Erlebnisabläufe des andern unmittelbar hinsehen können, d.h., die eine unmittelbare Erfahrung des *Alger ego* erlauben.

Die soziale „Mitwelt“, die die anderen einschließt, die mir nur mittelbar gegeben sind und wieder oder aber potenziell überhaupt erst in meine Umwelt eintreten können.

Daneben gibt es noch die soziale „Vorwelt“ als der geschichtlich bereits vergangenen Sozialwelt meiner Vorfahren und die noch unbestimmten sozialen „Folgewelt“ meiner Nachfahren.

Die Mitwelt bildet den alleinigen Gegenstand der Sozialwissenschaften bildet und ist lediglich durch Typen erfahrbar. Daraus ergibt sich, dass die spezifische Methodik der Sozialwissenschaften in einem typisierenden Verfahren besteht (Kaesler & Vogt, 2000)

17.2 Habermas

Habermas beginnt die Umsetzung seiner kommunikationstheoretischen Voraussetzungen in eine Theorie der Gesellschaft mit dem Begriff der „Lebenswelt“:

Jeder Akt einer sprachlichen Verständigung bewegt sich stets schon im Rahmen von intersubjektiv anerkannten Situationsdefinitionen; die kooperativen Interpretationsleistungen, die im Verständigungsvorgang erbracht werden, setzen nicht immer wieder neu mit einer Definition aller Situationsbestandteile ein, sondern knüpfen ihrerseits an eine unüberblickbare Anzahl von bereits eingelebten Überzeugungen und Interpretationsanstrengungen vorangegangener Generationen an. Die Lebenswelt ist also ein Horizont an intersubjektiv geteilten Hintergrundannahmen, in die jeder Kommunikationsprozess vorgängig eingebettet ist.

Die Mitglieder einer Gesellschaft geben aber ihre Hintergrundüberzeugungen nicht nur einfach weiter, sondern erweitern im Zuge von Lernprozessen ihr lebensweltliches Wissen

An dieser Stelle tritt der Begriff der kommunikativen Rationalität hinzu. Für Habermas hat der Prozess der Rationalisierung nichts mit der Reduktion der Vernunft auf eine „instrumentale Rationalität“ zu tun, für die der Aspekt der „Verfügung“ über andere Subjekte zentral ist. Er setzt dem den Begriff der „kommunikativen Rationalität“ entgegen, der die „Verständigung“ mit dem Anderen in den Vordergrund stellt.

Erst auf dem Weg von kognitiven Lernvorgängen differenziert sich das lebensweltliche Orientierungswissen so weit auseinander, dass drei fundamentale Weltbezüge: zur natürlichen, sozialen und subjektiv-inneren Welt entstehen. Diese Weltbezüge verselbständigen sich und bilden verschiedene, voneinander gesonderte Gesichtspunkte, unter denen kommunikativen Handelns rationalisiert wird.

Habermas überträgt die Entwicklungspsychologie J. Piagets auf die Bewusstseinsgeschichte der Gattung, um die Logik dieses übergreifenden Lernprozesses zu erklären; er sieht als den Mechanismus, der zur Ausdifferenzierung der lebensweltlichen Deutungssysteme führt, den Vorgang einer kognitiven Dezentrierung an, den Piaget für die intellektuelle Entwicklung des Kindes behauptet hatte.

Die formale Aufgliederung des Universums in 3 Realitätsdimensionen ist die Voraussetzung eines reflexiven Umgangs mit der Wirklichkeit und stellt daher die Bedingung sprachlicher Verständigungsprozesse dar. Sie vollzieht sich auf der Ebene der Lebenswelt als ein geschichtlicher Prozess der schrittweisen Dezentrierung eines zunächst soziozentrisch geprägten Weltverständnisses.

Die Rationalisierung des sozialen Binnenraumes bewirkt eine Freisetzung des kommunikativen Handelns von traditional festgeschriebenen Orientierungen und erweitert dadurch den Spielraum für sprachliche Verständigungsprozesse.

Die Entwicklung von Gesellschaften geht jedoch nicht auf in der symbolischen Erneuerung sozialer Lebenswelten. Die gesellschaftliche Reproduktion ist ebenso fundamental von der Aneignung natürlicher Ressourcen abhängig, durch die die materiellen Bedingungen des sozialen Lebens erhalten werden. Der Zwang zur materiellen Reproduktion umschließt nach Habermas auch die Praxis der politischen Verwaltung.

Im Unterschied zu den kommunikativen Handlungen lassen sich aber jene zweckrationalen Tätigkeiten, die zur materiellen Reproduktion einer Gesellschaft beitragen, nur über funktionale Mechanismen aufeinander abstimmen.

Die materielle Reproduktion von Gesellschaften muss deshalb als ein Prozess der Systemerhaltung analysiert werden, weil sich in ihrem Rahmen die erforderlichen Zwecktätigkeiten der Subjekte nur funktional, also unabhängig von deren Handlungsintentionen untereinander koordinieren lassen. Was dabei verloren geht, ist die Perspektive der symbolischen Reproduktion, die intern an der sozialen Lebenswelt ansetzt. Sie ist nur über den Mechanismus des kommunikativen Handelns zugänglich.

Erst im Zuge der sozio-kulturellen Entwicklung beginnen System und Lebenswelt sich zunehmend voneinander zu entkoppeln und bilden autonome Handlungssphären.

Habermas hebt aus dem Prozess der geschichtlichen Rationalisierung den geschichtlichen Augenblick heraus, an dem die Dezentrierung des lebensweltlichen Wissens soweit fortgeschritten war, dass sich Handlungssphären, die frei von Normen sind, selbständig etablieren konnten. Das ist nach seiner Auffassung in dem Stadium der Fall, wo sich das kommunikative Handeln von der Orientierung an gemeinsamen kulturellen Werten und Normen entbindet und sich die Aspekte der Erfolgs- und der Verständigungsorientierung voneinander trennen. Geschichtlich fällt dies zusammen mit der Epoche der Reformation und Industrialisierung

Die Handlungen bedürfen nunmehr keiner kommunikativen Verständigung mehr, sondern lassen sich über Steuerungsmedien miteinander verkoppeln, die geeignet sind, die sprachliche Verständigung gänzlich zu ersetzen. Mit der Entwicklung des Geldes und der staatlich organisierten Macht sind sie in die Welt gesetzt. Nun können unter Umgehung jedes

sprachlichen Kommunikationsaufwand die zweckrationalen Handlungen, die zur Bewältigung der materiellen Reproduktion beitragen, koordiniert werden.

Die geschichtliche Entwicklung treibt auf einen Punkt zu, in dem die Konflikte zwischen „System“ und „Lebenswelt“ offen hervortreten. Die über die Medien Geld und Macht vermittelten Imperative von Wirtschaft und Verwaltung dringen in Bereiche ein, die zerstört werden, wenn man sie von verständigungsorientiertem Handeln abkoppelt. Habermas benennt diesen Prozess des Übergreifens mediengesteuerter Interaktionen „Kolonialisierung der sozialen Lebenswelt“.

Fazit: Im Lichte der entwickelten Gesellschaftstheorie erweisen sich die systemisch verselbständigten Organisationskomplexe als die sozialen Produkte einer Rationalisierung der sozialen Lebenswelt. Als krisenhafte Tendenz der Gegenwart erscheint dann aber nicht die Existenz von zweckrationalen Organisationsformen des sozialen Lebens als solche, sondern erst ihre Eindringen in jene Binnenbereich der Gesellschaft, die auf Prozesse der kommunikativen Verständigung konstitutiv angewiesen sind (Kaesler & Vogt, 2000).

17.3 Der Symbolische Interaktionismus nach Blumer und Mead

Der symbolische Interaktionismus ist eine Handlungstheorie, die auf dem Grundgedanken basiert, dass die Bedeutung von sozialen Objekten, Situationen und Beziehungen im symbolisch vermittelten Prozess der Interaktion/Kommunikation hervorgebracht wird.

Im Zentrum der Blumer'schen Überlegungen stehen die Bedeutungen, die Dinge haben. Er stellt folgende Grundannahmen zum Symbolischen Interaktionismus auf:

Menschen handeln gegenüber Dingen auf der Grundlage der Bedeutungen, die diese Dinge für sie besitzen. Dinge sind: physische Gegenstände, Menschen, Institutionen, Leitideale, Handlungen anderer Personen, Situationen, etc.

Die Bedeutung der Dinge entsteht durch soziale Interaktion.

Die Bedeutungen werden durch einen interpretativen Prozess verändert, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt.

Die Interpretation der Dinge vollzieht sich in 2 Schritten:

Die handelnde Person "zeigt" sich selbst die Gegenstände an, auf die sie ihr Handeln ausrichtet, sie macht sich auf die Dinge selbst aufmerksam, die eine Bedeutung für sie haben; Dieses "Anzeigen" ist ein internalisierter sozialer Prozess, in dem der Handelnde mit sich selbst interagiert.

Die Interpretation (der Bedeutung des Dings) durch diesen Kommunikationsprozess ist ein formender, kein automatischer Prozess: Der Handelnde "sucht [...] die Bedeutungen aus, prüft sie, stellt sie zurück, ordnet sie neu und formt sie um".

Das menschliche Zusammenleben

Die Interpretation menschlichen Handelns lässt sich ebenso auf gemeinsames, kollektives Handeln anwenden, an dem eine Vielzahl von Akteuren beteiligt ist. Jedoch geht im symbolischen Interaktionismus jede Betrachtung gemeinsamer, kollektiver Handlungsweisen davon aus, dass die menschliche Gesellschaft aus Individuen besteht, die sich an Handlungen beteiligen. Menschliche Gruppen und Gesellschaften bestehen schlechthin in der Handlung ihrer Individuen.

Soziale Interaktion

Soziologische Entwürfe schreiben dem Verhalten bestimmte Determinanten wie Status, Normen, Werte, Rollenanforderungen etc. zu; Psychologische Entwürfe wieder Motive, Einstellungen, Komplexe etc. Dies ist falsch, meint Blumer. Er betont, dass soziale Interaktion zwischen Handelnden und nicht zwischen Faktoren, die diesen unterstellt würden, geschieht. Die besondere Bedeutung der sozialen Interaktion liegt in der Tatsache, dass diese einen Prozess darstellt, der menschliches Verhalten formt.

Menschen, die miteinander interagieren, müssen im Rahmen der Dinge, denen sie Beachtung schenken, ihre Handlungen an den Handlungen anderer ausrichten. Angesichts der Handlungen anderer kann man eine Absicht oder ein Vorhaben fallen lassen, es abändern, prüfen oder durch ein anderes ersetzen. Man hat seine eigene Handlungsabsicht in gewisser Hinsicht mit den Handlungen anderer in Einklang zu bringen.

Die symbolische Interaktion

Blumer greift in der Definition der symbolischen Interaktion zurück auf eine Analyse, die bereits George Mead vorgenommen hat: Er sieht darin eine Präsentation von Gesten und die Reaktion auf die Bedeutung solcher Gesten. Gesten weisen die wahrnehmende Person auf

die Absicht und den Verlauf einer bevorstehenden Handlung eines anderen Individuums hin. Sie haben in beide Richtungen: der der Person, die die Geste setzt als auch der, die die Geste wahrnimmt, eine Bedeutung. Wenn beide Bedeutungen übereinstimmen, so verstehen sich die Interagierenden. Die Geste "zeigt an, was die Person, an die sie gerichtet ist, tun soll; sie zeigt an, was die Person, die sie setzt, zu tun beabsichtigt; und sie zeigt die gemeinsame Handlung an, die aus der Verbindung der Handlungen beider hervorgehen soll." Die an einer Interaktion Beteiligten müssen die Rolle des jeweils anderen übernehmen.

Die Objekte

Die "Welten", die für den Menschen und für Gruppen existieren, bestehen aus "Objekten". Diese sind das Produkt symbolischer Interaktion und können verschiedenster Natur sein. Was ein Objekt ist, bestimmt sich aus der Bedeutung, die es für die Person hat, die es als Objekt in Aussicht genommen hat, wobei jedes Objekt für verschiedene Personen eine unterschiedliche Bedeutung haben kann. Objekte werden im Prozess des Zusammenlebens beständig geschaffen, bestätigt, umgeformt und verworfen. Mit den Veränderungen, die in der Objektwelt vor sich gehen, wandelt sich notwendigerweise auch das Leben und das Handeln von Menschen.

Der Mensch als ein handelnder Organismus: eine mikrosoziale Konzeption

Der Mensch wird als ein Organismus betrachtet, der nicht nur auf andere auf der nicht-symbolischen Ebene (reflexartig) reagiert, sondern der anderen etwas anzeigt und der deren Anzeigen interpretiert. Dazu benötigt der Mensch ein Selbst-Objekt, was nichts anderes heisst, als dass er Gegenstand seiner eigenen Handlung sein kann. Die Art und Weise, wie er sich selber sieht, ist die Grundlage seines Handelns anderen und sich selbst gegenüber. Das Selbst-Objekt durchläuft denselben Entwicklungsprozess wie die Bedeutung der Dinge, d.h., es entwickelt sich aus einem Prozess sozialer Interaktion, in dem andere Personen die eigene Person definieren. Um gegenüber sich selbst handeln zu können, muss der Mensch sich wiederum in andere auf dem Wege der Rollenübernahme hineinversetzen können.

Die Interaktion mit sich selbst ist eine Kommunikationsform, in der die Person sich selbst als eine Person anspricht und darauf antwortet. Es handelt sich hierbei schon um soziales Handeln in einem tiefgehenden Sinn. Der Mensch ist kein bloß reagierender Organismus, dessen Verhalten das Produkt von Faktoren darstellt, die auf seinen Organismus einwirken, oder ein Ausdruck des Zusammenspiels von Teilen seiner Organisation. Der Mensch ist nicht ein rein reaktiver, sondern ein handelnder Organismus.

Das menschliche Handeln

Die Eigenschaft/Fähigkeit des Menschen, selbstbezogen zu sein und sich selbst etwas anzeigen zu können, verleiht seinem Handeln einen spezifischen Charakter: Wenn er handeln will, muss er die Welt, die ihm gegenübersteht, interpretieren. Das Individuum muss weiter seine Handlung aufbauen und steuern, anstatt sie nur in Reaktion auf Faktoren, die auf es einwirken, freizusetzen.

"Wir müssen erkennen, dass die Aktivität des Menschen darin besteht, dass sie einem ständigen Fluss von Situationen begegnen, in denen sie handeln müssen, und dass ihr Handeln auf der Grundlage dessen aufgebaut ist, was sie wahrnehmen, wie sie das Wahrgenommene einschätzen und interpretieren und welche Art geplanter Handlungslinien sie entwerfen."

Diese Sichtweise gilt für individuelles wie für kollektives Handeln: Alle Individuen innerhalb einer Kollektivhandlung müssen ihr Handeln durch eine Interpretation dessen, was in ihrem Tätigkeitsfeld geschieht, aufbauen. Das menschliche Zusammenleben besteht aus dem gegenseitigen Aufeinanderabstimmen der Handlungslinien durch die Beteiligten und ist somit das Ergebnis einer fortwährend ablaufenden, niemals abgeschlossenen Entwicklung.

Das gemeinsame Handeln, welches Blumer auch als das „verbundene Handeln der Gesamtheit“ bezeichnet, ist, stellt eine Verkettung einzelner Handlungen dar.

Eine gemeinsame Handlung muss stets einen Entwicklungsprozess durchlaufen und muss – auch wenn es sich um eine dauerhafte und wiederkehrende Form einer sozialen Handlung dreht – immer wieder von neuem gebildet werden.

Es ist wichtig, dies zu betonen, denn die Annahme liegt stets auf der Hand, dass es Normen, Werte, Sanktionen sind, welche das Handeln der Menschen bestimmen. Es gibt aber keinen derartigen Automatismus zur Regelung des Zusammenlebens der Individuen: "Es ist der soziale Prozeß des Zusammenlebens, der die Regeln schafft und aufrechterhält, und es sind nicht umgekehrt die Regeln, die das Zusammenleben schaffen und erhalten"

Ebenso funktionieren Netzwerke und Institutionen nicht automatisch aufgrund einer inneren Dynamik oder aufgrund von Systemerfordernissen, sondern weil Personen in verschiedenen Positionen in Abhängigkeit von ihrer Situationsdefinition etwas tun.

Nichtsdestoweniger stehen Menschen aber auch in einer historischen Entwicklungslinie: Für die Handlungen der Positionsinhaber gibt es bereits fertige Sets von Bedeutungen. Gemeinsames Handeln entsteht nie ohne den Hintergrund früherer Handlungen der

TeilnehmerInnen. Sie bringen zu jenem Prozess immer die Welt von Objekten, die Sets von Bedeutungen und die Interpretationsentwürfe mit, die sie schon besitzen.

(vgl. Blumer, 1973; Abels, 2004; Kaesler, 2000; Mead, 1978; Joas, 1989, zit. nach Wikipedia)

18 Arbeit aus weiblicher Sicht

18.1 Hausarbeit als gesellschaftliche Arbeit:

(eine arbeitspsychologische Analyse von M. Resch)

Resch (1991) nimmt die Gleichsetzung von Lohnarbeit und Arbeit zum Ausgangspunkt der Kritik am gängigen Arbeitsbegriff. Sofern auf Merkmale gesellschaftlich vorherrschender Arbeitsprozesse Bezug genommen wird, wird Arbeit mit Erwerbstätigkeit gleichgesetzt. Diese Gleichsetzung von Lohnarbeit mit Arbeit generell ist häufig der Grund, die ökonomischen Kategorien heranzuziehen, um den Arbeitscharakter einer Tätigkeit zu belegen. Doch die Kategorien Bezahlung und Produktivität können nicht als Kriterium für die Unterscheidung von Arbeit und Tätigkeit herangezogen werden. Sie wurden im Kontext des industriellen Produktionsprozesses entwickelt und sind nur zu dessen Kennzeichnung angebracht. Der Versuch, sie herauszulösen und im Zusammenhang mit der Forderung: „Bezahlung für produktive Tätigkeit“ auf Hausarbeit auszudehnen, beruht auf einem Missverständnis der zugrunde liegenden Begrifflichkeit.

Beim Tausch von Arbeitskraft gegen Kapital geht es bei Marx gerade nicht um die Bezahlung von Arbeit, sondern nur um die mit dem Lohn zu gewährleistende Reproduktion der Arbeitskraft. Es lässt sich in diesem Sinne nicht davon sprechen, dass die Hausarbeit im Unterschied zur Lohnarbeit unbezahlt sei.

Auch die Bezeichnung "produktive Arbeit" ist als ökonomische Kategorie an eine bestimmte gesellschaftliche Form der Arbeit gebunden. Sie bezieht sich ebenfalls auf Lohnarbeit beim Kapital; d.h. es handelt sich bei produktiver Arbeit um Austausch von Arbeitskraft gegen Geld als Kapital.

Resch will deutlich machen, dass der Begriff der produktiven Arbeit weder pauschal auf Lohnarbeit noch auf Reproduktionsarbeit angewendet werden darf. Er lässt sich auch nicht auf einen stofflichen Unterschied der Tätigkeiten zurückführen, indem z.B. die Arbeit in der materiellen Produktion generell als produktiv und die Arbeit im Bereich der häufig kein materielles Produkt hinterlassenden Dienstleistungen als unproduktiv einzustufen wäre.

Was bleibt, ist die Aufgabe, Kriterien zu finden, um Arbeit von anderer Reproduktionstätigkeit zu unterscheiden.

Reproduktionstätigkeiten dienen der Reproduktion der LohnarbeiterInnen, sie sind notwendig für den gesellschaftlichen Produktionsprozess und dennoch der Lohnarbeitstätigkeit gegenübergestellt bzw. von ihr getrennt. Hausarbeit ist geschlechtungebunden. Die konkrete Bestimmung der Tätigkeit erfordert keine Rücksicht darauf, von wem sie üblicherweise verrichtet wird.

Die Abgrenzung der Reproduktionsarbeit wirft nun folgendes Problem auf, dass für einzelnen Tätigkeiten nicht ohne weiteres entschieden werden kann, ob es sich um die Schaffung eines gesellschaftlich nützlichen Produktes handelt. Dies ist von den Bedürfnissen der Konsumenten abhängig und von der Frage, welche Veränderungen an einem Produkt vorgenommen werden müssen.

Es lassen sich daher keine konkreten, auf den Inhalt der Arbeit bezogenen Merkmale angeben, die eine Arbeitstätigkeit von einer anderen Aktivität unterscheiden. Die Abgrenzungskriterien müssen aus den allgemeinen Bestimmungen menschlicher Arbeit hergeleitet werden. Hierfür wird im folgenden ein Lösungsansatz aufgezeigt, der eine Grundlage für die theoretische und empirische Bestimmung von Reproduktionsarbeit bieten soll.

Die Autorin knüpft an Volpert (1992) an, der meint, dass Arbeit der gemeinsamen vorausschauenden Daseinssicherung dient. Arbeit beruht nicht auf dem unmittelbaren Nehmen und Gebrauchen des Gegebenen, sondern verändert die Dinge zunächst für den Gebrauch. Mit dieser Besonderheit der Arbeit ist die menschliche Fähigkeit verbunden, mit weitgesteckter Zielsetzung bzw. mit vielschichtiger Motivierung zu handeln. Die unmittelbare Befriedigung eigener Bedürfnisse wird zurückgestellt und auf einen späteren Zeitpunkt sowie eine andere, von der Arbeit unterschiedene Tätigkeit verschoben, um sich – gleichwohl motiviert – den notwendigen Handlungen zu widmen, die zur Erstellung eines bestimmten Produkts oder der Herbeiführung eines bestimmten Zustands erforderlich sind.

Ein zweites Merkmal der Arbeit betrifft die Arbeitsteilung. Dadurch ist der Bezug auf die

Bedürfnisse anderer Menschen hergestellt sowie auch die eigenen durch die Resultate der gesellschaftlichen Arbeitsprozesse befriedigt werden. Vor diesem Hintergrund lassen sich zwei spezifische Kriterien ableiten, die Arbeitstätigkeiten von anderen Aktivitäten unterscheiden:

- 1 Die Trennung zwischen Herstellungs- und Nutzungsprozess. Sie stellen im Handeln einer Person unterschiedene Prozesse dar.
- 2 Die Trennung zwischen herstellender und nutzender Person. Sie bezieht sich auf den kooperativen Aspekt von Arbeit. Arbeit kann materieller oder immaterieller Art sein (z.B. Beratung oder Betreuung von Kindern). Wenn Grundlagen für die Tätigkeit anderer Personen geschaffen werden, sind Herstellungs- und Nutzungsprozess notwendig getrennt bzw. trennbar und zwischen verschiedenen Personen aufgeteilt. Arbeit für andere setzt einen sozialen Zusammenhang voraus.

Eines der beiden Kriterien oder beide müssen erfüllt sein, damit die Definition Arbeit anwendbar ist. Für die Analyse unbezahlter Arbeit muss untersucht werden, ob in einer Tätigkeit Grundlagen für andere Tätigkeiten der arbeitenden Person oder für Tätigkeiten anderer Personen geschaffen werden.

Was zu fordern bleibt, ist die Einbeziehung von sozialen Dienstleistungsberufen und ungeschützten Beschäftigungsverhältnissen in den psychologischen Erwerbsarbeitsbegriff (Resch, Bamberg & Mohr, 1997). Besonders personenbezogene Dienste sind weniger vorhersehbar und damit durch externe Anweisungen nur in geringem Umfang vorzugeben. Auch bei kleinen oder kaum arbeitsteilig organisierten Unternehmen treten Probleme auf, zu denen unter anderem auch die Abgrenzung von Arbeit und anderen Betätigungen am Arbeitsplatz gehört.

Ein weiteres theoretisches Problem betrifft den Arbeitsinhalt. Im Dienstleistungsbereich nehmen Tätigkeiten einen großen Raum ein, die einen unmittelbaren Bezug zum Nutzer der Arbeit beinhalten. Insbesondere Pflege- und Betreuungstätigkeiten kommen hier in den Blick. Ihr Ziel liegt nicht primär in einer Veränderung der materiellen Gegebenheiten, sondern in einer Veränderung in oder an anderen Menschen. Die Analyse dieser „dialogisch-erzeugenden Tätigkeiten“ (Hacker, 1986, S.83) bedarf der Reflexion des zu wählenden Vorgehens bei der Untersuchung.

18.2 Claudia Werlhof: Die globale Hausfrau

Werlhof (1991) stellt fest, dass die kapitalistische Entwicklung in Phase getreten ist, die die „freie“ Lohnarbeit mehr oder weniger abschafft. Das Ziel der Wirtschaftspolitik ist die Beschleunigung des Anpassungsprozesses der Nationalökonomien and die Weltwirtschaft. Die Dritte Welt ist im Vorsprung, besonders sich durch die Auslagerung von Teilen der Industrieproduktion aus der Ersten Welt die Produktionskosten so gesenkt haben, dass diese Tatsache auch in den westlichen Industrienationen durchzuschlagen beginnen. Wer die dort herrschenden Arbeitsbedingungen auch bei uns einführt, ist daher konkurrenzfähig und macht Profite.

Die „Säule“ der kapitalistischen Produktion, der Proletarier, verschwindet. Für Werlhof gilt nicht nur der Fabrikarbeiter als Proletarier, sondern sämtliche Erscheinungsformen lohnabhängiger Existenz: Beamte, Angestellte, Angehörige der Mittelschicht. Der proletarische Lohnarbeiter ist eine minoritäre Erscheinung während einer bestimmten Phase des Kapitalismus und beschränkt auf einige wenige Gebiete der Erde. Der proletarischen Prototyp, der städtische Industriearbeiter männlichen Geschlechts, weißer Hautfarbe und über einundzwanzig Jahre alt, ist gar noch seltener.

Ihm steht weltweit eine Masse von 80-90% der Weltbevölkerung gegenüber, die im wesentlichen aus Frauen, BäuerInnen, HandwerkerInnen, KleinhändlerInnen und solchen LohnarbeiterInnen bestehen, die man nicht als „frei“ oder proletarisch bezeichnen kann.

Diese Tatsache hat unter dem Begriff „informeller Sektor“ Aufmerksamkeit erlangt. Der „informelle Sektor“ kennt im Unterschied zum sogenannten „formellen Sektor“ der Ökonomie zwar Lohnarbeit, aber eben keine „normale“. Teilzeitarbeit, Kontraktarbeit, Saison- und Gastarbeiterarbeit, illegale Arbeit, Leiharbeit sowie unentlohnte Arbeit wie die sogenannte „Eigenarbeit“, „Schattenarbeit“ (Illich, 1982, zit. nach Werlhof, 1991), Subsistenzarbeit und, meist „vergessen“, Hausarbeit, also generell (Lohn-)Arbeit, die – wie Werlhof meint – nicht frei ist. In diesen Bereich werden nun die ehemaligen Proletarier abgeschoben

Werlhof bemerkt eine Art stillschweigender Übereinkunft im vorwissenschaftlichen Raum, dass der Kapitalismus durch die Leistung der Europäer entstanden ist; er funktioniere durch das Zusammenspiel bzw. den Widerspruch von „freier“ Lohnarbeit und Kapital und brächte Fortschritt, Wachstum, Gewinn. Im politischen Bereich entspreche dies den Prinzipien und Wirkungen von Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, kurz: der Demokratie.

Dieses Verständnis von Kapitalismus ist für Werlhof nichts anderes als die Verherrlichung des „weißen Mannes“ als dem Schöpfer von Kultur, Zivilisation und Menschlichkeit.

Die These, dass der Kapitalismus eigentlich nur in Europa und den USA verwirklicht sei und alle anderen Produktionsweisen unterentwickelte oder deformierte Varianten desselben seien, scheint unerschütterlich. Entsprechend werden die mit derartigen Produktionsweisen einhergehenden Verhältnisse als traditional, rückschrittlich, primitiv, archaisch, noch nicht entwickelt eingestuft.

Die dazugehörigen Menschen gelten als – im Gegensatz zu den Weißen – dumm, faul, apathisch, beschränkt, borniert, passiv – aber auch als emotional, gefährlich, frech, naturhaft, bestialisch, gewalttätig, hinterhältig, ungezügelt. Diese Klischees sind den Frauen bekannt. Sie werden und wurden auf sie genauso angewandt wie auf die Dritte Welt.

Das Bild der Zukunft: Die Hausfrau und die Dritte Welt

Die unfreien NichtlohnarbeiterInnen sind die Norm, der allgemeine Zustand, in dem sich der Mensch im Kapitalismus befindet.

„Es ist nicht wahr, dass Arbeitslose nicht arbeiten.“ (Werlhof, 1991)

Sie sind Lohnlose, Einkommenslose und müssen daher überall auf der Welt meist viel mehr arbeiten als die „Beschäftigten“, um überhaupt zu überleben. Sie sind Kleinbauern und Saisonlandarbeiter, Kleinhändler und Kleindienstleistende; Produzenten und Verkäufer selbst hergestellter Waren, Prostituierte und Teilzeitlohnarbeiter, Vertrags- und Heimarbeiter: Dies alles wird auch bei uns zur Norm werden, meint Werlhof. Die Dritte Welt kommt zu uns. Sie zeigt uns die Zukunft und den weiblichen Charakter unserer Produktionsweise. Unsere Ökonomie wird sich auch hier „verweiblichen“, marginalisieren, naturalisieren oder hausfrauisieren.

Die Gleichheit, die Frauen vor dem Gesetz erlangt haben, verkehrt sich wegen der faktischen Ungleichheit ins Gegenteil. Sozial ist sie dem Mann ausgeliefert, der über das Einkommen verfügt. Für die Hausfrau gelten keine Arbeitsbedingungen, für sie gibt es keine Gewerkschaft. Keine Öffentlichkeit wacht über die Einhaltung der Menschenrechte: dies ist Privatsache.

„Die Frau ist eine rund um die Uhr lebenslang zur Disposition stehende, unbezahlte Arbeitskraft für den Mann, mehr noch: sie steht ihm als ganze Person, mit Haut und Haar, einschließlich ihrer Sexualität und Gebärfähigkeit, ihrer Psyche und Gefühle zur Verfügung, Sklavin und Leibeigene zugleich. . .“

Sämtliche auf der Welt vorhandenen Arbeitsverhältnisse, auch solche, die vorkapitalistischen Gesellschaften zu entsprechen scheinen, sind im Kapitalismus in der Hausfrau vereint: Zwangsarbeit, Leibeigenschaft, Sklaverei und unfreie Lohnarbeit.

Daher ist nur von unten, von der Hausarbeit her, alle übrige Arbeit zu verstehen, nicht aber umgekehrt, von der Lohnarbeit her. Im Grunde ist Hausarbeit, nicht Lohnarbeit, das „Modell“ von Arbeit im Kapitalismus.

Die Hausfrau ist das keineswegs natürliche Kunstprodukt und Endergebnis einer gewalttätigen Entwicklung, auf der die Gesamtökonomie, Recht, Staat, Wissenschaft, Kunst und Politik aufbauen, die Familien, das Privateigentum und sämtliche modernen Institutionen. Die Behandlung der Kolonien und die Erzwingung einer internationalen Arbeitsteilung ist jahrhundertlang nach dem Muster der geschlechtlichen, nämlich die Teilung in weiße Lohnarbeiter hier und farbige, „weibliche“ Nichtlohnarbeiter dort, geübt und durchgesetzt worden. Früher galt sie als Hexe, heute ist sie die Gesamt-Hausfrau, Welt-Hausfrau, einschließlich der Männer.

Das Warum der Teilung

Die Arbeit der Frau besteht darin, alles zu erledigen, zu produzieren, bereitzustellen, was für „die Gesellschaft“ umsonst sein soll und ausgelagert wird aus der Verantwortung der Unternehmen.

Die Allroundaufgaben der Hausfrau haben letztlich alle das Ziel, lebendige menschliche Arbeitskraft herzustellen. Dies macht den Unterschied zum Lohnarbeiter, der auf Sachen spezialisiert ist. Die Frau ist im wahrsten Sinne des Wortes der Boden, auf dem der Lohnarbeiter steht. Er ist gesetzt als Mensch, sie als Natur.

Da es ohne lebendige Arbeitskraft keinen Mehrwert gibt, haben die Frauen ein spezifisch weibliches Arbeitsvermögen entwickeln müssen. Die Fruchtbarkeit ihres Leibes, die Fähigkeit, neues Leben zu schaffen durch Gebären wird zum Prinzip, das Frauen auch auf alle andern Tätigkeiten anwenden, zum Nutzen des Systems. Alles, was Frauen tun, muss Frucht bringen und gratis sein. Das gilt nicht nur für die Kinder, sondern auch für die

sonstige Haus- und Lohnarbeit, die zusätzliche emotionale Zuwendung für die Kollegen, ihre Verantwortlichkeit, Verfügbarkeit, Opferbereitschaft...

Werlhof konstatiert: „Weibliches Arbeitsvermögen ist komplett! Es ist das allgemeinste, umfassendste, weil die Gesamtperson einbeziehende und mobilisierende Arbeitsvermögen, das vorstellbar ist“. . . „Die ‚Unqualifiziertheit‘ der Frauen ist in Wahrheit eine Super-Qualifikation“.

Der Traum aller Kapitalisten ist daher die Verallgemeinerung der Hausarbeit. Die Umstrukturierung unserer Ökonomie wird daher der Versuch sein, das weibliche Arbeitsvermögen auch den Männern anzuerziehen und aufzuzwingen. Der Import an Gastarbeitern, die wegen ihres gebrauchswertorientierten, unverbrauchten Hintergrunds dem weiblichen Arbeitsvermögen näher stehen, hat hierin seinen Grund, genauso wie die Nutzung billiger, junger, weiblicher Arbeitskraft durch die Auslagerung von Industrien in die Dritte Welt. Sie gibt das Modell der Zukunft ab: die Welthausfrau bzw. die weltweite „industrielle Reservearmee“, „marginale Masse“, oder „relative Überbevölkerung“. Die Drohungen, die diese erhalten, sind genauso gegen uns gerichtet. (vgl. Werlhof, 1991)

19 Ein neuer Tätigkeitsbegriff

19.1 Eine Erweiterung der Perspektive

Der Arbeitspsychologe Richter (Resch et al., 1997) nimmt den sich wandelnden Arbeitsbegriff in den Blick und konstatiert, dass eine grundsätzliche Erweiterung der Optik und eine Neuorientierung notwendig sind. Wie Hacker (1997, zit. nach Richter, 1997) bereits postulierte, könnte die Entwicklung in Richtung einer allgemeinen, verschiedene gesellschaftliche Aufgaben- und Interaktionsbereiche einbeziehenden Tätigkeitspsychologie gehen.

Auch Ulich (1994, zit. nach Richter, 1997) hält eine Überwindung der beschränkten Sicht der Arbeitspsychologie für sinnvoll und erforderlich und meint im Ausblick auf die Zukunft der Arbeit: „Tatsächlich könnte gerade jetzt eine besondere Chance bestehen, unter reflektierter Nutzung der technologischen Möglichkeiten nicht nur inhumane Arbeitsbedingungen zu beseitigen, sondern zugleich größere kulturelle Vielfalt zu erreichen und sich bei weiter reduzierten Arbeitszeiten gesellschaftlich nützlichen (Arbeits-)Tätigkeiten ausserhalb der

Erwerbsarbeit zuzuwenden. Für die Arbeitspsychologie bedeutet eine solche Entwicklung, dass sie ihren Gegenstand über die traditionellen Formen der Lohnarbeit hinaus in jenen Bereich auszudehnen hätte, der von Gorz und anderen als ‚autonome Arbeit‘ bezeichnet wurde“ (Ulich, 1994, S.478, zit. nach Richter, 1997).

Richter (1997) stellt die Frage, was diese Verminderung bezahlter Erwerbsarbeit für das normative Modell der Persönlichkeitsförderlichkeit bedeuten kann, da sie seiner Ansicht nach einen Verlust an geordneten Zeitstrukturen mit sich brächte. Man solle nicht leichtsinnig mühsam erarbeitete Positionen des soziotechnischen Ansatzes und der Handlungsregulationstheorie aufgeben, indem man dem „Primat der Aufgabe“ eine geringere Bedeutung zumisst. Dazu käme die Nichtbeachtung des persönlichkeitsbildenden Einflusses des Inhaltes langfristig ausgeübter Arbeit, der durch viele Längsschnittstudien gesichert sei. Bei deutlichen Verschiebungen des Einkommensgefüges zugunsten von Transferleistungen stünden Gratifikationskrisen im Raum, Gefahren für Status und soziale Wertschätzung. Ein Rückfall in vormoderne Abhängigkeiten von Familienverband und staatlicher Fürsorge zeichnet diesen Horizont.

Nichtsdestoweniger sollte, meint Richter, die Diskussion um die Struktur der Arbeitszeit auch und vor allem verbunden werden mit einer neuen gesellschaftlichen Bewertung von Arbeitstätigkeiten, die nicht dem klassischen kapitalistischen Lohnarbeitsmodell entsprechen, wie etwa Modelle, die Hausarbeit, Pflegetätigkeiten und Sozialarbeit integrieren.

Trotz aller Verdienste, welche Richter der Arbeit um den Erhalt der psychosozialen Gesundheit zuspricht, mahnt er, nicht den Blick auf die normativen Zweckvorstellungen, welche mit dem Handlungsbegriff verbunden sind, einzuengen und die persönlichkeitsbildenden Kräfte zu vergessen, die aus bewusster Entscheidung für Muße, Entspannung und Meditation erwachsen können.

Der Autor führt aus, dass seit der idealistischen Philosophie von Hegel und dem Aufgreifen von Marx Identität dem Inhalt nach nur als Tätigkeit verstanden wird, ja dass sogar der Begriff für Realität schlechthin von der Tätigkeit geprägt ist. Die Dominanz des Tätigkeitsbegriffs äußert sich auch für den in unserer Kultur vorherrschenden emotionalen Grund des Selbstwertgefühls und des Persönlichkeitsverständnisses.

Die calvinistische Arbeitsethik hatte mit der Freisetzung der kapitalistischen Produktivkräfte in der Zeit der Reformation zu der Auflösung einer zyklischen Zeit mit der damit verbundenen Geborgenheit geführt. Das darauf folgende Zeitalter präsentierte ein lineares Zeitverständnis mit unendlichen Entwicklungsmöglichkeiten.

Im frühen Mittelalter war jedoch das kontemplative Leben durchaus höher bewertet als das aktive. Arbeit war als notwendig erkannt, durfte aber nicht zum Selbstzweck werden. Kirchliche Feiertage verboten den Handwerkern und Bauern mehr als ein Drittel des Jahres, zu arbeiten (Gurjewitsch, 1978, zit. nach Richter, 1997).

Die von Benedikt von Nursia im Jahre 528 auf dem Monte Cassino erlassene Benediktinerregel des *ORA et LABORA* bot eine heilsame Zeitstruktur für die Hygiene von Arbeits- und Erholungsphasen mit Arbeit, Erholung, Meditation und Schlaf.⁸

Richter sieht die Ursachen von gesundheitsgefährdenden Verhaltensweisen und Krankheitsbildern im Verlust an Entspannungsfähigkeit und im Verlust der Balance zwischen Arbeit und Muße. Viele therapeutische Maßnahmen wurzeln in den alten Kulturregeln der Balance.

Arbeit und Muße sind aber keine gegensätzlichen Pole, sondern können als einander ergänzende Seiten eines erfüllten Lebens verstanden werden. Richters Fragen haben ihn über den Arbeitsbereich hinausgeführt: nun sieht er in der sozialen und emotionalen Einbettung der Handlungsregulation ein neues Aufgabengebiet für die Arbeitspsychologie. Vorrangig sei jetzt die Suche nach einer Methode, mit der Leistungs- und Erholungsprozesse in einen einheitlichen theoretischen Rahmen gestellt werden könnten.

19.2 V. Cranach: Überwindung des Zweckrationalismus

v. Cranach (1994) resümiert den Entwicklungsstand der psychologischen Handlungstheorien und zieht die Bilanz einer Beschränkung: „alle . . . Ansätze beschränken sich mehr oder weniger auf Handlungen, welche ein von außen vorgegebenes oder selbst gewähltes Endziel um seines Wertes oder Nutzens willen mit mehr oder weniger rationalen oder wenigstens ratiomorphen Mitteln anstreben. . .“

Das Endziel enthält die Antriebsregulation, leitet die Motive und bestimmt die Zwischen- bzw. Unterziele, welche in hierarchisch verschachtelten Regelkreisen abgearbeitet werden. Die Beziehung der Ziele zueinander ist rational vermittelt und wenigstens auf den oberen Ebenen bewusstseinspflichtig.

⁸ Die strenge Verpflichtung zum Gebet und das morgendliche Aufstehen um 3.15h mit anschließender Messefeier bis in den frühen Vormittag hinein dürften heute als Erholungsmodell trotz des geringen Arbeitsanteils wenig Chance zur Durchsetzung haben.

v. Cranach gibt zu bedenken, dass unsere Alltagserfahrung uns ständig vor Augen führt, dass viele unserer Handlungen dem Konzept des zielgerichteten Handelns nicht oder nur schlecht entspricht: Wir denken über ein Problem nach und behalten die Lösung für uns, erledigen die Morgentoilette, ohne viel dabei zu denken. Wir sagen Dinge, die wir nachher bereuen, wir tanzen und singen, weil uns das Freude macht. Manchmal entschließen wir uns einfach, nichts zu tun.

Es ist ganz offensichtlich, dass diese Handlungen nicht dem Typ des „zielgerichteten Handelns“ entsprechen. Der Autor stellte daher Überlegungen an, über welche Merkmale Handlungen zu beschreiben sind, um daraus Gesichtspunkte der Klassifizierung dieser Handlungen zu finden:

Handlung müssen sich nicht nur auf konkrete Gegenstände, sondern können sich auch auf die eigenen Gedanken, Vorstellungen oder Gefühle beziehen, wie etwa das „mentale Training“. Aber auch das intendierte Nichthandeln, die Unterlassung, richtet sich auf einen mentalen Gegenstand, wie eben die unterlassene Handlung. Schließlich gibt es Handlungen, deren eigentlicher Gegenstand die zwischenmenschliche Interaktion und Kommunikation darstellt: Gespräch, Therapie, Unterricht...

Unter dem Gesichtspunkt des Zweckes kommen meist nur die auf ein Ergebnis gerichtete Handlungen unter Betracht: die Handlung bewirkt die angestrebte Veränderung als ihr Ergebnis, das sich meist am Ende der Handlung manifestiert. Dabei wird übersehen, dass viele Handlungen nicht um ihres Ergebnisses willen durchgeführt werden; vielmehr wird der Handlungsprozess selbst angestrebt: Z.B. Skifahren...

Viele Handlungen verfolgen auch den Zweck, die soziale Bedeutung oder den Sinn eines Sachverhaltes zu ändern. Beispiele sind Riten und Zeremonien aller Art wie auch Akte der Selbstdarstellung.

Handlung braucht physiologische Energie. Die Prozesse, durch die diese Energie freigesetzt werden, kann man als Energetisierung bezeichnen. Viele Handlungen werden direkt durch einen äußeren Anreiz ausgelöst und erfolgen sehr schnell, andere halten sich selbst in Gang über rekursive Schleifen im Sinne von Selbstregulierung. Das dabei entstehende Lustgefühl trägt wesentlich zum selbstbelohnenden Charakter dieser Handlungen bei. Häufig scheinen Handlungen ohne elaborierte motivationale Prozesse direkt emotional energetisiert und gesteuert, wie etwa die spontane Zuwendung in der Interaktion. Affekte, d. i. emotionale Prozesse von großer Heftigkeit, führen zu plötzlichen und heftigen Handlungen.

Neben der hierarchischen-sequentiellen Regulation sollte auch das Modell der heterarchischen Steuerung, also einem gleichberechtigten Nebeneinander von Steuereinheiten betont werden.

Oft kann man beobachten, dass Handelnde unter Druck oft auf Ausführungskontrolle verzichten oder Zuflucht nehmen zu relativ ungeplantem Probieren.

Dazu gibt es auch Argumente für eine emotional-intuitive Form der Verhaltenssteuerung. Darunter fallen die zahlreichen kleinen Handlungen, die einen großen Teil des Handlungsstromes ausmachen, aber keine Routinehandlungen sind: Z.B. steht Cranach, während er diesen Artikel schreibt, mehrmals auf, schaut beim Fenster hinaus, macht sich Kaffee, streichelt seine Frau, blättert in einer Zeitschrift....

Der Grad der Bewusstheit beim Vollzug einer Handlung kann verschieden hoch sein: neben bewussten Prozesse treten bei v. Cranach noch unterbewusste, nicht-bewusste und unbewusste Prozesse.

Individuelle Handlungen sind meist in soziale Systeme eingebettet und werden durch soziales Wissen kontrolliert und gesteuert. Sie sind als Teil von Handlungen eines sozialen Systems zu betrachten.

Handlungen finden immer im Rahmen einer materiellen Umwelt statt und diese kann andererseits unmittelbar in die Handlung integriert sein. Kennzeichnend ist, dass alle angeführten Merkmale sich zu Mustern und jeweils verschiedenen Anordnungen ihres Ablaufes kombinieren.

Aufbauend auf diesen Überlegungen kommt Cranach zu dem Schluss, dass das Konzept des zielgerichteten Handelns noch um ein „bedeutungsorientiertes Handeln“, ein „prozessorientiertes Handeln“, ein „emotional-intuitives Handeln“, ein „Affekt-Handeln“ und ein „mentales Handeln“ ergänzt werden muss.

Die aufgeführten Handlungsformen sind – so v. Cranach – als Prototypen im gesellschaftlichen Wissen, in den sozialen Repräsentationen unserer Gesellschaft verankert; sie stellen wahrscheinlich auch Merkmale unserer besonderen Kultur dar. Interessant ist die Erkenntnis des Autors, dass sie als handlungsleitendes Wissen auf das Handeln zurückwirken und sich selber wahr machen als ein Teil der Selbstkonstruktion der Gesellschaft und des Menschen.

Summa summarum bliebe noch die Frage nach dem gemeinsamen Handlungsbegriff. Da es v. Cranach sowohl vor „Wortklauberei“ als auch vor dem Operationismus schaudert, fällt

seine Definition entsprechend bescheiden aus: „Ein Handlung ist, was einen gegebene Gesellschaft dafür hält und wofür sie ihre Mitglieder verantwortlich macht.“ (vgl. v. Cranach, S. 85)

19.3 Brucks: Die Herstellung von Reziprozität: Das Subjekt kommt in den Blick

Brucks (1998) findet es hoch an der Zeit, das zielgerichtete und planvolle Handeln als Ideal, das die arbeitspsychologische Theorienbildung leitet, zu entmystifizieren. Gerade aus der mangelnden Wechselseitigkeit der Beziehungen im Rahmen heilender und pflegender Dienstleistungen ergibt sich die Forderung nach einem höheren Ausmaß von Selbstreflexivität – eine Fähigkeit, über die Menschen in der alltäglichen Kommunikation verfügen, die aber in nicht-reziproken Interaktionen über die allgemeine Disposition hinaus methodisch entwickelt werden muss.

„Die Vorstellung, dass sich das menschliche Handeln am besten als Verfolgung vorgefasster Zwecke verstehen ließe . . . (wurzelt) tief in den Traditionen der westlichen Philosophie . . . der Gedanke, dass zunächst im Erkennen der Welt Orientierungen gefunden werden, die dann im Handeln verfolgt werden.“ (Joas, 1992, S. 231, zit. nach Brucks, 1997, S. 89).

Lewin (1930/71, zit. nach Brucks) warf der Psychologie seiner Zeit vor, hinter der Physik, die sich als tätige Wissenschaft bewiese, hinterherzuhinken und noch weitgehend dem aristotelischen Denken verhaftet zu sein. Sie hänge wie diese der Maxime an, das Häufige für das Gesetz- oder Regelmäßige zu halten und das Individuelle für zufällig. Die Begriffsbildung sei wie die aristotelische werthaltig, dabei stehen die „Leistungsbegriffe“ Pate (vgl. Lewin, 1930/71, S. 14).

Der Gedanke, dass Erkennen und Handeln aufeinanderfolgende Prozesse seien, macht eine Trennung zwischen erkennendem Subjekt und einer Welt von Tatsachen möglich. Für das handelnde Subjekt hat das Zweck-Mittel-Schema die nützliche Funktion, die Verantwortung zu begrenzen. Es erlaubt ihm, die Aufmerksamkeit auf die intendierte Wirkung der gewollten Handlung einzuengen, alle Handlungen, die darüber hinaus möglich gewesen wären, außer Acht zu lassen und alle mit der Handlung einhergehenden, nicht-intendierten Wirkungen samt ihren Werten oder Unwerten auszublenden. (vgl. Joas, 1992).

Darin liegt auch – so Brucks – die Ursache des Wunsches nach einer planenden Strategie in der beruflichen Tätigkeit. Die Kritik gilt nicht dem wissenschaftlichen Handlungsmodell schlechthin, sondern seiner Ausschließlichkeit. Das Modell wirft über die Erscheinungsvielfalt

des Handelns ein „wertendes Raster. . .“ „. . . Auf der Folie dieses Rasters erscheint reaktives Handeln von minderer Qualität, und zwar mit solcher praktischen Wirksamkeit, dass das Wissen des eigenen Ungenügens zu Burnout führen mag“. (Joas, 1992, S 214)

Unhinterfragte Annahmen bilden den Ausgangspunkt für eine Theorie beruflichen Handelns im Feld personenbezogener Dienstleistungen:

Die Fähigkeit zum zielgerichteten Handeln ist erklärungsbedürftig:

Gegenständliches Handeln ist im Modell des zielgerichteten Handelns weitgehend richtig abgebildet.

Gurwitsch (1929, zit. nach Brucks) stellte die Verbindung von gegenständlichem Handeln und intentionalem Bewusstsein her. Er definiert intentionale Erlebnisse als solche, „die auf Gegenständliches gerichtet sind, die sich gegenüber Gegenständen vorfinden und Bewusstsein von diesen Gegenständen haben (Gurwitsch, 1929, S 380).

Es gibt darüberhinaus aber eine weitere Erlebnisqualität, nämlich die „personalen Akte“. Personale Akte wie Liebe, Hass, Reue, Verzeihen verweisen ihrem Sinn nach auf ein personales Zentrum, d.h. auf ein Ich. In ihnen erlebt das Ich seine personale Relation zu einem anderen Ich, zu einem Kollektivum, zu einer Sache, zu einer „Idee“ usw. (Gurwitsch, 1929, S 381)

„Personale Akte“ sind den Gefühlen zuzuordnen, andererseits ist aber auch der Ausdruckscharakter von Handeln angesprochen. Es geht dabei um Individuierungsbewegungen eines Subjektes oder Schritte einer Bildungsgeschichte, die weder regelhaft noch wiederholbar sind. Durch Versprachlichung und die Suche nach dem richtigen Ausdruck können „personale Akte“ in ein überindividuelles Medium gestellt und der Reflexion und Bewertung zugänglich gemacht werden. Dies bezeichnet Gurwitsch als „Selbstvergewisserung“. Doch sie können auch subjektiv in dem Sinne bleiben, dass sie den Leidenschaften unterworfen sind.

Es gibt auch Handlungsimpulse, die auf eine vor-reflexive Gerichtetheit des Körpers verweisen. Die intentionalen Akte aber sind „als Phase des Handelns aufzufassen, durch welche das Handeln in seinen situativen Kontext geleitet und umgeleitet wird“. . . „Das Setzen von Zwecken geschieht . . . nicht in einem geistigen Akt vor der Handlung, sondern ist Resultat einer Reflexion auf die in unserem Handeln immer schon wirksamen vor-reflexiven Strebungen und Gerichtetheiten“. (Joas, 1992, S. 232).

Der Ursprung dieser Strebungen ist der Körper, der mit seinen durch Erfahrung gebildeten Fertigkeiten und Gewohnheiten Teil der Umwelt ist. Die Wahrnehmung der Welt erscheint so als strukturiert von den Handlungsfähigkeiten und Handlungserfahrungen und nicht als etwas Äußerliches, das unserer Innerlichkeit gegenüber steht.

Lewin (1947) zieht aber auch den Schluss für die Methodenlehre und kommt zu einem Begriff der reflexiven Intentionalität:

Für die wissenschaftliche Evaluation ist die Herstellung reflexiver Distanz nötig. Die Überprüfung, ob der erste Schritt einen näher ans Ziel gebracht hat, ist nicht der Test auf die Soll-Ist-Differenz, sondern eine Vergewisserung über die neu erreichte Position. Das schließt das Wissen ein, dass jeder Schritt zu einer qualitativ neuen Situation führen kann. Dazu reicht nicht das Feed-back über den inneren Zustand des Systems, denn es sagt nichts darüber aus, wo dieses System steht und wohin es sich bewegt. Die Selbstvergewisserung als methodischer Schritt der Feldforschung verlangt, dass Sozialwissenschaftler lernen müssen, ihre eigenen Vor- und Werturteile zu kontrollieren, aber auch sich mit dem Problem der Macht konfrontieren, ohne zum Diener starker Interessen zu werden (vgl. Lewin, 1947).

Eine andere Voraussetzung in den meisten Handlungstheorien ist die Unterstellung, Handelnde seien zur Kontrolle ihres Körpers fähig (Joas, 1992, S. 245):

Jede Arbeitstätigkeit erfordert die Kontrolle der eigenen Körpers, sowohl, um berufsspezifische praktische Fertigkeiten zum Einsatz zu bringen, als auch hinsichtlich der eigenen Gefühlsregulation. Um überhaupt noch handeln zu können, darf die Instrumentalisierung des Körpers jedoch nicht vollständig sein. Gleich wichtig wie die Frage nach der Herausbildung von Körperkontrolle ist für die Handlungstheorie die Frage, wie sich die Fähigkeit zur Lockerung der Kontrolle entwickelt. Denn die andere Seite der Kontrolle ist nicht einfach Unbeherrschtheit, sondern mit Begriffen wie Sensibilität, Rezeptivität, Gelassenheit zu beschreiben.

Merleau-Pontys Analyse des Einschlafens (Joas, 1992), aber auch die Vorphasen des „Einfalls“ des Wissenschaftlers oder Künstlers (Weber, 1917) sind als notwendige Zwischenphase im Problemlösungsverhalten zu verstehen. Joas ordnet das freie Schweben-Lassen der Gedanken zur Vorbereitung eines Einfalles der „passiven Intentionalität“ zu. Ein anderer Typ ist der „sinnhafte Verlust der Intentionalität“, der z.B. im Lachen und im Weinen zu finden ist. Ihr Ausdruckswert liegt darin, dass sie den Verlust beherrschter Reaktionsfähigkeit anzeigen.

Auch die Forschungen über das Körperschema können für das Thema fruchtbar gemacht werden. Sie beziehen sich auf die vorsprachliche Kommunikation des Kindes, um die Konstitution des Körperschemas zu erklären. Man kann sich zu seinem Körper einfühlsam verhalten wie eine Mutter, die alle Signale des Kindes sensibel empfängt oder ihn zu einem Werkzeug machen, dessen Signale wir ignorieren oder unseren bewussten Zwecken unterwerfen. Die primäre Sozialität des Handelns ist aller bewussten Intentionalität vorausgesetzt, da die Person des Kindes sich ja erst bilden muss.

Die dritte Prämisse der gängigen Handlungstheorien behandelt die „ursprüngliche Autonomie des handelnden Individuums“. Bei individualistischer Fassung der Handlungstheorie ergibt sich das soziale Handeln als Spezialfall eines im Prinzip individuell zu begreifenden Handelns. Mead (Joas, 1992, S. 270 ff.) spricht allerdings vom „social act“. Dieser ist als atmosphärisches Gruppenerlebnis erfahrbar und drückt sich als Zustand ekstatischer kollektiver Erregung aus, in dem ein Zug hin zu Selbstentgrenzung bzw. Grenzverlust spürbar wird. Die Analyse der damit verbundenen Gefühle lässt erkennen, dass die Erfahrung der Selbstüberschreitung die Voraussetzung für jede affekthaltige soziale Bindung an andere Individuen, an Kollektive oder Werte ist. Daraus werden Rituale als kollektive Formen der Bewältigung von Grenzsituationen verständlich, die aus der erlebten Ohnmacht gegenüber nicht kontrollierbaren naturhaften Prozessen von Krankheit und Sterben resultieren.

Die Lockerung bis hin zur Auflösung der Subjektgrenze führt in vorsprachliche Bereiche des körperlichen Agierens und der Affekte, also in Bereiche, die die Stabilität des rational handelnden Ich bedrohen. Doch sie ist die Voraussetzung für neue Einsichten oder „Einfälle“, also Kreativität. Die Neuordnung der Biographie im Genesungsprozess hat z.B. eine kreative Dimension. Die Aufgabe des/der Heilenden und Lehrenden besteht darin, diese Selbsttätigkeit zu ermöglichen (vgl. Brucks, 1998).

20 Arbeit und Freizeit

Arbeit und Freizeit bilden Sphären, in denen Menschen im Rahmen ihrer Tätigkeiten unterschiedliche Lebenserfahrungen realisieren. Da sie die Individuen, welche zwischen den Bereichen hin und herwechseln, in der Gesamtheit ihres Denkens, Handelns und Fühlens betreffen, ist eine Trennung der beiden wesentlichen Bereiche der menschlichen

Lebensgestaltung kaum vorstellbar. Die Freizeittheorie befasst sich mit dem gegenseitigen Verhältnis von Arbeit und Freizeit und der Richtung ihrer Einflussnahme.

Die Segmentierung der Bereiche, in denen Menschen Kontinuität erfahren und Identität bilden, erscheint problematisch in Anbetracht der Notwendigkeit, die in den unterschiedlichen Feldern gemachten Erfahrungen in kohärente Formen zu bringen, um sie sinnvoll einordnen und auf ein Ich beziehen zu können. Sie erscheint aber auch in der veränderten modernen Arbeitswelt mit ihren Auflösungserscheinungen der traditionellen Erwerbsarbeit unangemessen. Umspannende elektronische Vernetzungen machen den betrieblichen Arbeits- und Organisationszusammenhang immer überflüssiger; vielfältige Formen arbeitszeitlicher Flexibilisierung führen zu unsteter Arbeitszeit und ortsunabhängiger Beschäftigung. Die Prozesse der Deregulierung der Beschäftigung und Entlassung in unsichere Selbständigkeit verlagern mehr und mehr Arbeitsplätze in den häuslichen Raum. Fazit ist eine gegenseitige Durchdringung der traditionell getrennten Sphären mit allen Nachteilen und Chancen für den Aufbau und die Erhaltung von persönlicher Autonomie.

20.1 Gegenseitige Beeinflussung: 3 Modelle

Die Freizeitforschung geht von 3 empirisch begründeten Modellen aus, in denen die Vielfalt unterschiedlicher Beschreibungsmöglichkeiten des Verhältnisses zwischen Arbeit und Freizeit zusammengefasst werden kann:

das Generalisationsmodell

das Kompensationsmodell

das Neutralitätsmodell

Das Generalisationsmodell (auch Spillover- oder Extensionsmodell)

Das Generalisationsmodell geht davon aus, dass positiv oder negativ bewertete Kognitionen, Emotionen oder Verhaltensweise von der Arbeitstätigkeit in die Freizeit übertragen werden. Infolgedessen werden sich die Bereiche im positiven oder negativen Sinn zunehmend ähnlicher

So gesehen sind Freizeitaktivitäten eine Fortführung der Arbeitstätigkeit. Die während der Arbeit gemachten Erfahrungen weiten sich aus und prägen auch noch das Verhalten außerhalb. Positive Erfahrungen in der Arbeit äußern sich in einer aktiv gestalteten und positiv empfundenen Freizeit. Aber auch Verhaltenszwänge der Arbeit und die damit

verbundenen negativen Erfahrungen setzen sich in der Freizeit fort und führen dort zu eingeschränkten Verhaltensweisen.

Das Kompensationsmodell

Das Kompensationsmodell geht von der empirischen Tatsache aus, dass die menschlichen Bedürfnissen nach Autonomie und Erlebnisvielfalt etc. in der Arbeit oft nur in unzureichender Weise befriedigt werden. Dies führt dann dazu, dass die Betroffenen versuchen, sich durch entsprechende Tätigkeiten in der Freizeit einen Ausgleich zu verschaffen. Die Kompensation der erlebten Eintönigkeit und Restriktivität erfolgt dadurch, dass die Freizeit gezielt mit jenen Elementen angereichert wird, denen es der Arbeit ermangelt. Auch hier beeinflusst Arbeit einseitig die Freizeit, aber die beiden Bereiche ähneln sich nicht, sondern die darauf bezogenen Emotionen, Kognitionen und Verhaltensweisen bilden einen Gegensatz.

Beiden Modellen liegt eine einseitig angenommenen Wirkungsrichtung von der Arbeit auf die Freizeit zugrunde. Arbeit und Freizeit sind in Bezug auf ihre Fähigkeit, psychische Merkmale auszuformen, nicht gleichrangig. Arbeit wird als der primäre Erfahrungsbereich und Lebensmittelpunkt gesetzt, der auf den Restbereich der Freizeithandlungsfelder überstrahlt bzw. ihn überschattet.

Immerhin könnten ja auch Denkgewohnheiten, Gefühle und Handlungsweisen, die aus der Freizeit stammen, auf Erfahrungen in der Arbeit abfärben bzw. in ihnen einen Ausgleich erzwingen. Es ist auch durchaus denkbar, dass es in der gegenseitigen Beeinflussung von Arbeit und Freizeit zu einer Qualitätsumkehr kommt: Positive bewertete Gefühle und Handlungen in dem einen Bereich hätten dann negative Einflüsse auf den anderen Bereich zur Folge.

Beiden Modellen liegt eine monokausale Erklärungsstruktur zugrunde, da die beiden Bereiche und ihre Valenzen kausal miteinander verknüpft werden. Dabei ist ein wechselseitiges Übergreifen der Erfahrungen durchaus naheliegend, sodass sich komplexere Ursache-Wirkungszusammenhänge in Interaktion der Gedanken, Gefühle und Handlungen im Berufs- und Privatleben ergeben.

Damit im Zusammenhang steht auch die Kritik der Autoren, das Modell ignoriere, dass Menschen ihre Erfahrungen unterschiedlich bewerten und ihnen eine unterschiedliche Bedeutung zumessen. Die Einflüsse aus den beiden Tätigkeitsbereichen können aus diesem

Grund nur im Kontext der subjektiven Bedeutungsgebung in ihrer differenziellen Ausgestaltung erfasst werden.

Das Neutralitätsmodell/Segmentationshypothese

Das Neutralitätsmodell behauptet einfach, dass Freizeit und Arbeit voneinander unabhängig sind.

Hoff (1992) weist in seiner Kritik auf die Ganzheit des Menschen hin. Aus interaktionistischer Sichtweise sei die Neutralitätshypothese unsinnig, da es nicht vorstellbar ist, dass sich eine Person in ihrem Denken, Fühlen und Handeln in eine Berufs- und eine Privatperson spaltet. Nur aus streng behaviouristischer Sichtweise wäre ein solches situativ determiniertes Handeln möglich.

Hier könnte leicht etwas übersehen werden. Denn wenn besonders negative Arbeitserfahrungen auch noch die Freizeit überschatten, liegt die Schutzbehauptung nahe, dass beide Bereiche nichts miteinander zu tun hätten. Im Alltagsdenken kann eine subjektive Trennung der Lebensbereiche im Sinne einer Kompensation durchaus vorgenommen werden; dann aber als bewusste Strategie, um „abzuschalten“ und sich anderen Gedanken, Gefühlen und Tätigkeiten zuzuwenden (vgl. Hoff & Hörrmann-Lecher, 1992)

20.2 Subjektive Vorstellungsmuster zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit

Büssing (1992) überprüfte, ob und inwiefern den wissenschaftlichen Thesen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit in den subjektive Vorstellungen der Menschen entsprochen wird. Er ergänzte die Konzepte der Generalisation, Kompensation und Neutralität um die komplexen Vorstellungsmuster der Interaktion, der ansatzweisen Interaktion und der Addition.

Eine Addition von Vorstellungen bedeutet, dass die Person beispielsweise positive Einflüsse der Arbeit auf die Freizeit wahrnimmt, Rückwirkungen aber aus ihrer Wahrnehmung ausblendet und stattdessen ein anderes positives Ereignis für den positiven Einfluss auf die Arbeit verantwortlich macht. Die Addition kann als Vorstufe zur Interaktion gesehen werden, da einzelne unterschiedlich gerichtete Relationen bereits wahrgenommen, aber Kausalitäten nicht richtig zugewiesen werden.

Die Denkfigur der Interaktion stellt das komplexeste Konzept dar, welches dem Autor zufolge in Bezug auf die Konstellation von Arbeit und Freizeit im Leben der meisten Menschen

jedoch angemessen erscheint. Die Vorstellung der Interaktion tritt jedoch im Unterschied zu den konkreten und spezifischen Vorstellungen fast nur in abstrakter und genereller Form auf, obwohl die Reflexionsfähigkeit zirkulärer und zyklischer Prozesse nicht unterschätzt werden sollte.

Die These der ansatzweisen Interaktion bildete Büssing, da bezüglich der Vorstellungen über Interaktionen oft nur einzelne konkrete Relationen zwischen Arbeit und Freizeit in den Blick kommen.

Im Rahmen seiner Untersuchung zum Gegenstandsbereich definierte Büssing Arbeit als Erwerbsarbeit, Freizeit dagegen als Nichterwerbsarbeitszeit. Die Wahl der bloß negativen Bestimmung traf Büssing wegen der interindividuellen Unterschiede der subjektiven Einschätzung, da die Charakterisierung der Freizeit z.B. wegen der notwendig zu verrichtenden Haus- und Familienarbeit als wirklich freie Zeit nicht in eindeutiger und zuverlässiger Weise vorgenommen werden kann. Oft ist eine Grenze zwischen den Verpflichtungen der Arbeit und der Freizeit nur schwer ziehbar, denn Zwänge und Restriktionen können generell in beiden Lebensbereichen auftreten oder auch aufgehoben sein. Daher begnügte sich Büssing mit dieser weit gefassten Definition von Freizeit.

Auf der Grundlage der wissenschaftlichen Thesen der Generalisation, Kompensation und Neutralität variierte Büssing systematisch alle denkbaren Kombinationen von Valenzen der Lebensbereiche und Richtungen von Kausalität:

Neutralität, Generalisation von Arbeit auf Freizeit und umgekehrt unter den Bedingungen positiver und negativer Generalisation und Generalisation mit Wechsel des Vorzeichens (positiv auf negativ und umgekehrt), Kompensation von Arbeit durch Freizeit und umgekehrt und die Möglichkeit der wechselseitigen Beziehung.

In die folgende Längsschnittuntersuchung waren 56 bzw. 104 Personen aus dem Krankenpflegebereich einbezogen. Büssing erfasste die objektiven Merkmale von Arbeitsplatz, Arbeitssituation und Arbeitstätigkeit mittels Aufgabenanalysen, Arbeits- und Tätigkeitsanalysen und Organisationsanalysen. Darüberhinaus führte er mit den Personen offene Interviews durch, in dem sie ihre eigene Sichtweise zum Verhältnis der beiden Hauptlebensbereiche schildern sollten. Zusätzlich wurden die möglichen Thesen auf Karten zur Auswahl vorgelegt und die Person aufgefordert, die für sie zutreffende Aussage anhand konkreter Situationen zu schildern.

Von der Ausnahme der Vorstellung der Neutralität abgesehen konnten alle hypothetisch plausiblen Vorstellungsformen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit sich auch empirisch identifizieren lassen. Vorstellungen der beidseitigen Generalisation und die interaktionistische Denkfigur treten deutlich häufiger auf als die Vorstellung einer Kompensation negativer Erfahrungen und Tätigkeiten in der Arbeit durch die Freizeit und umgekehrt. Ein Großteil der Probanden lehnte die Vorstellung, dass Arbeit und Freizeit nichts

miteinander zu tun haben sollten, explizit ab und setzte die bewusste und reflektierte Segmentierung der beiden Lebensbereiche als Bewältigungsstrategie im Sinne von „Abschalten“ ein. Dies ergibt keinen Widerspruch, denn die Ablehnung der Neutralität scheint in engem Zusammenhang mit der inhaltlichen Nähe der beiden Lebensbereiche zu stehen. Bemerkenswert war die Vielfalt der subjektiven Vorstellungen, welche von den Befragten ausdrücklich benannt wurden und insgesamt der Aufweis einer komplexen Vernetzung zwischen den beiden Lebensbereichen der Untersuchungsgruppe (vgl. Büssing, 1992).

20.3 Vorstellungsmuster zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit in unterschiedlichen Berufsbiographien

Hoff und Hörrmann-Lecher (1992) gingen in Variation der Fragestellung Büssings der Bedeutung der Berufsbiographie für die Ausbildung von Vorstellungsmustern zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit nach. Sie interviewten im Abstand von 7 Jahren 21 Industriefacharbeiter im Durchschnittsalter von 23 Jahren zu ihren Vorstellungsmustern und dokumentierten während dieses Zeitraums fortlaufend wesentliche berufliche und private Ereignisse ihrer Biographie.

Die AutorInnen fanden, dass Personen bestimmten Mustern einen deutlichen Vorzug vor andern geben. Während zum ersten Erhebungszeitpunkt die Facharbeiter mehrheitlich fest davon überzeugt waren, dass ihr Denken, Fühlen und Handeln in Arbeit und Freizeit nichts miteinander zu tun habe, vertraten zum zweiten Untersuchungszeitpunkt die Hälfte der nunmehr 30jährigen die Auffassung, dass zwischen den beiden Bereichen eine Wechselwirkung bestehe. Wo diese Vorstellung der wechselseitigen Konstellation dominant war, fielen die Aussagen eher differenziert und wenig generalisiert aus. Auffällig war, dass diejenigen, die beim ersten Befragungszeitpunkt zwischen Arbeit und Freizeit keine Zusammenhang gesehen hatten, Arbeit bzw. einzelne Aspekte der Arbeit sehr stark negativ bewertet hatten, während ihnen die Freizeit als Reich individueller Freiheit galt.

Hörrmann & Lecher bieten dafür folgende Erklärung an:

Viele Lehrabsolventen konnten nach Lehrabschluss nicht sofort einen ausbildungsadäquaten Arbeitsplatz finden und wurden weit unter Facharbeiterniveau an teils äußerst restriktiven Arbeitsplätzen eingesetzt. In ihrer Freizeit dagegen konnten sie tun und lassen, was sie wollten, das sie vielfach allein lebten, keine familiären Pflichten hatten und somit genügend Zeit und Geld zur Verfügung zur Verfügung hatten. Zum Zeitpunkt der ersten Befragung gab es sowohl eine inhaltliche als auch eine strukturelle (Freiheitsgrade) Diskrepanz zwischen

Arbeitstätigkeit und Freizeitaktivitäten, da diese jungen Männer zwar in der Arbeit Einschränkungen erlebten, aber in der Freizeit eine Erweiterung ihrer Handlungsspielräume erlebten.

Nach 7 Jahren hatte sich das Bild geändert: Viele hatten geheiratet und eine Familie gegründet. Nunmehr wurden auch in der Freizeit Restriktionen spürbar, während die inhaltlichen Unterschiede – sofern der Beruf nicht auch zum Hobby gemacht wurde – noch bestanden. Dies führte zu einer veränderten Wahrnehmung und Bewertung des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit.

Hoff und Hörrmann-Lecher legen dar, dass in der untersuchten Gruppe – und wohl auch in anderen Bevölkerungsgruppen – alle hypothetisch denkbaren Einzelvorstellungen des Verhältnisses zwischen Arbeit und Freizeit im Alltagsdenken vorkommen und ein charakteristisches Muster bilden. Die von den AutorInnen beobachteten intraindividuellen Veränderungen dieser Muster im Lebenslauf können beispielhaften Rang haben. Im Vergleich mit der Berufsgruppe, welche Büssing untersuchte, zeigten sich berufstypische Eigenheiten der subjektiven Vorstellungsmuster. Es kann angenommen werden, dass die Kontinuität oder der biographische Wandel der realen Konstellationen von Arbeit und Freizeit Ursache für die Ausbildung und die Entwicklung der entsprechenden subjektiven Vorstellungsmuster sind, obwohl die Veränderungen und ihr Niederschlag in persönlichen Überzeugungen und persönlichen Merkmalen sich erst im Laufe einer Entwicklung einstellen, welche sich auf Strategien der Bewältigung beruflicher und/oder privater Probleme sowie der Identitätssicherung richtet.

20.4 Eine alternative Unterteilung der Lebenszeit

Wenn man Freizeit in einem grundsätzlichen und umfassenden Sinn als freie Zeit, die durch Wahlmöglichkeit, bewusste Eigenentscheidung und soziales Handeln charakterisiert ist, versteht, ist eine andere Grundlage der Unterteilung erforderlich, als mit dem Gegensatzpaar Arbeit – Freizeit oder der Einschätzung der Freizeit als arbeitsabhängige Restkategorie oder auch der Darstellung der Freizeit als eines bloßen Reproduktions- und Erholungsproblems gegeben ist.

Opaschowski hält es daher für angebracht, diese Kategorien durch einen einzigen Begriff zu ersetzen, nämlich den der Lebenszeit, die durch mehr oder minder große Dispositionsfreiheit charakterisiert ist.

Je nach vorhandenem Grad an freier Verfügung über die Zeit und entsprechender Wahl-, Entscheidungs- und Handlungsfreiheit lässt sich die gesamte Lebenszeit als Einheit von drei Zeitabschnitten: Determinationszeit, Obligationszeit und Dispositionszeit begreifen.

Determinationszeit liegt vor, wenn das Individuum zu einer Tätigkeit gezwungen ist oder in der Ausübung der Tätigkeit zeitlich, räumlich und inhaltlich festgelegt ist. Die Determinationszeit ist zwar vorwiegend, aber nicht ausschließlich mit Erwerbszeit gleichzusetzen. Nicht jede Berufsarbeit ist festgesetzt oder nach äußeren Kriterien organisiert und fremdbestimmt. Andererseits kann es auch innerhalb der arbeitsfreien Zeit Zeitabschnitte geben, die durch einschränkende Umweltbedingungen so festgelegt sind, dass sie das Individuum zwingen, sich dem Verhalten anderer anzupassen. Auch durch streng formalisierte Rituale in Familie und Freundeskreis kann die Handlungszeit eines Individuums fixiert sein und damit der Determinationszeit angehören.

Obligationszeit liegt vor, wenn sich das Individuum subjektiv zu einer bestimmten Tätigkeit verpflichtet fühlt bzw. objektiv aus beruflichen, familiären, sozialen, gesellschaftlichen oder anderen Gründen an die Tätigkeit gebunden ist. Allerdings kann ein zunächst freiwilliges Engagement im z.B. politischen oder sozialen Bereich mit der Zeit verpflichtenden Charakter annehmen und die Wahl- und Entscheidungsfreiheit des Handelns erheblich einschränken. Dies gilt in gleicher Weise für bestimmte Tätigkeiten in der Familie. Diese Tätigkeiten sind keineswegs in das Belieben des Handelnden gestellt. Es liegt zwar ein gewisser Freiheitsgrad vor, der sich aber meist nur auf Wahl der Methode und Zeiteinteilung bezieht. Pflichtcharakter und Zweckbindung der Tätigkeit bleiben davon unberührt.

Dispositionszeit liegt vor, wenn das Individuum über wahlfreie, selbst- und mitbestimmbare Zeitabschnitte verfügt. Die Dispositionszeit stellt eine qualitative, frei verfügbare Lebenszeit dar.

Je nach Gestaltung kann ein und dieselbe Tätigkeit ganz unterschiedlichen Qualitätscharakter haben. Eine als Arbeit definierte Tätigkeit kann spielerische Züge haben und frei sein und eine als Freizeit definierte Aktivität kann Zwangscharakter haben und unfrei sein. Die formelle Charakterisierung der sogenannten „Freizeitaktivitäten“ sagt wenig oder gar nichts über die tatsächlichen Freiheitsgrade des Verhaltens aus. Freie Zeit lässt sich also nicht daran erkennen, was man tut, sondern warum und wie man etwas tut, aus welchen Beweggründen, mit welcher Zielsetzung und inneren Anteilnahme. Um wirklich etwas über

Intensität und Qualität von Freizeittätigkeiten aussagen zu können, bedarf es nach Opaschowski daher einer Motivationsanalyse (vgl. Opaschowski, 1996).

20.5 Die dritte Dimension

Stengel (1997) meint, dass angesichts des Forschungsstandes zur individuellen Gestaltung der Lebenszeit und individueller Differenzen in der Bedeutung und Bewertung verschiedener Lebensbereiche im Verhältnis zueinander ein neues Einteilungsmodell der Lebenszeit erforderlich sei. Hacker hatte bereits argumentiert, dass frühe Sozialisation als Drittvariable sowohl Arbeits- als auch Freizeitverhalten determiniere. Daraus sei zu folgern, dass die Forschung sich auf die Individualgenese des Freizeitverhaltens richten und eine eigenständige Freizeitpsychologie errichten müsse. Da Personen aus vielerlei Gründen wie Alter, Krankheit oder Arbeitslosigkeit vom Beschäftigungssystem nicht erfasst werden, müsse auch ihnen Rechnung getragen werden.

Zudem haftet sämtlichen Hypothesen über das Verhältnis Arbeit – Freizeit das Problem an, dass sie auf einem stark aggregierten Niveau angesiedelt sind. Das gilt sowohl in Hinblick auf mögliche interindividuelle Unterschiede als auch auf die Plausibilität, dass verschiedene Verhaltensklassen mit unterschiedlichen Mechanismen einhergehen.

Beide Argumente wiegen schwer genug, um von der Gegenüberstellung Arbeit – Freizeit abzugehen und sie durch ein motivationspsychologisch orientiertes Modell zu ersetzen.

Als klassische Methode, unscharfe und interindividuell in der Bedeutung stark variierende Begriffe einzugrenzen, erweist sich die Technik der Assoziation, mit deren Hilfe das „semantische Feld“ (Lurija, 1982) – das mit einem Begriff assoziierte semantische Netz – bestimmt werden kann. Am bekanntesten in diesem Zusammenhang ist das „Semantische Differential“ oder „Polaritätenprofil“ nach Osgood, Suci und Tannenbaum (1957) geworden. Stengel (1986) versuchte nun mit einer indirekt verfahrenen Änderung dieser Technik, das semantische Feld des Begriffs „Freizeit“ zu bestimmen. Üblicherweise wird den befragten Personen ein Begriff vorgegeben, den sie dann bezüglich einer vorgegebenen Menge von Eigenschaftspaaren auf einer Skala einstufen. In der Variante von Stengel wurden zuerst freie Assoziationen zu den Begriffen „Arbeit“ und „Freizeit“ gebildet. In einem zweiten Schritt wurden Tätigkeiten aus beiden Bereichen gesammelt, worauf man eine andere Personengruppe bat, diese Tätigkeiten aus ihrem Arbeits- oder Freizeitbereich nach ihrer Nähe zu den aufgestellten Substantiven („Zwang“, „Hetze“, „Last“, „Ruhe“, „Freude“ etc.) einzustufen. Von Interesse war nicht die Ähnlichkeit zwischen den Tätigkeiten, sondern die

zwischen den Substantiven. Eine Faktorenanalyse ergab, dass die vorgegebenen Substantiva durch drei Faktoren erklärt werden konnten:

- Freizeit, Schönheit, Freude, Attraktivität, Befriedigung, Lust, Pause, Geborgenheit, Fülle, Ruhe.
- Hektik, Zeitdruck, Hetze, Geschwindigkeit, Belastung, Arbeit, Last, Geld
- Erfindungsgeist, Schaffensfreude, Phantasie, Erfolg, Anerkennung, Eigeninitiative, Ansporn, Intelligenz

Die Untersuchung führte nicht zu der gewohnten einfachen Polarisierung Arbeit – Freizeit, sondern förderte einen komplexen semantischen Raum zutage, dessen Dimensionen sich mit den gewohnten Begriffspaaren nicht mehr charakterisieren lassen. Der Faktor, der den Freizeitbegriff enthält, wird bestimmt durch emotionale und ästhetische Kategorien, weniger durch Begriffe wie „Ruhe“ oder „Pause“, die in vielen Definitionen geradezu als bestimmende Momente der Freizeit gesehen werden. Der Faktor, der den Arbeits-Begriff enthält, ist überwiegend mit negativen Begriffen besetzt.

Das eigentlich unerwartete und interpretationswürdigste Ergebnis war das Auftauchen einer dritten Dimension: ein durchwegs positiv besetzter Faktor, der weder mit „Arbeit“ noch mit „Freizeit“ eng assoziiert ist: Er enthält das kreative, initiative, dynamische Moment.

Es gibt also einen Bereich, der aus Bedürfnissen nach Einsatz und Anerkennung der eigenen Fähigkeiten besteht. Unterstützt wird diese Interpretation durch die Einbeziehung noch eines weiteren Faktors, der aus sozialen Motiven besteht:

Beziehung, Freundschaft, Kontakt, Rücksicht, Offenheit.

Auch diese Motive waren weder im semantischen Feld von „Arbeit“ noch in dem von „Freizeit“ vorhanden.

Ein anderer Faktor war ebenfalls nicht mit „Arbeit“ oder „Freizeit“ verknüpft. Er umfasst psychische Befindlichkeiten, die offensichtlich mit Depression verbunden sind:

Leere, Zwang, Gleichgültigkeit, Last, Unmut, Langeweile.

Diese erfassten semantischen Felder spiegeln eine psychologische Wirklichkeit wider: Eine Reihe von Bedürfnissen bzw. Motiven werden im Durchschnitt weder im Arbeits- noch im Freizeitbereich befriedigt (vgl. Stengel, 1997).

Stengels Feststellung bedeutet nichts anderes, als dass die klassischen Kategorien, welche die objektive Ordnung des Lebens wiedergeben, gerade so aufgezwungen sind wie die Lebensbedingungen, denen sie entsprechen. Wenn die Arbeit lediglich als Last, als Bereich eingeschränkter Lebensmöglichkeiten empfunden wird, kann sie nur noch als Negativbegriff der nicht-befriedigten Bedürfnisse dienen.

Eine alternative Überlegung gilt der Möglichkeit, dass sich aus dem von den drei Hauptfaktoren aufgespannten semantischen Raum ein allgemeinspsychologisches Argument bilden lässt für den Versuch, Freizeit als eigene Kategorie und nicht als bloße Restkategorie zur beruflichen Arbeit zu betrachten.

Ein weiteres Argument ergäbe sich auch für den Versuch, die Begriffe des ersten Faktors der kreativen, selbstinitiierten Tätigkeiten mit den Charakteristika der lebendigen Aktivitäten, die Gorz (2000) für die Multiaktivitätsgesellschaft vorwegnimmt, zu verbinden. Das Bedürfnis, zu handeln, zu werken und anerkannt zu werden, würde sich nicht mehr den Kriterien der kapitalistischen Verwertbarkeit und Rentabilität unterwerfen. Im Zustand der wiedererlangten persönlichen Autonomie würden die Menschen ihr „Recht auf sich selbst“ zur Grundlage aller anderen Werte und jeder Tätigkeit machen. So könnten sich verschiedene Aktivitäten ungeachtet ihrer Bezahlung und frei von Erwerbssorgen nebeneinander entfalten. Sportliche, wissenschaftliche, künstlerische Aktivitäten oder Engagement für Selbstversorgungsgruppen würden die Aktivitätsfelder einnehmen, die aktuell von der Erwerbsarbeit mitsamt ihrer Restkategorie „Freizeit“ usurpiert werden. (Die „Freizeit“ begründet keinen getrennten Status, sie ist der Erwerbsarbeit nicht nur zugeordnet, sondern wird gemäß dem Verwertungsdictat noch als Reproduktions- und Konsumzeit von ihr aufgesogen.) Die Entfaltung der persönlichen Autonomie in ihren vielfältigen Ausdrucksformen würde eine Kultur hervorbringen, in der nicht mehr der Konkurrenzkampf vorherrscht, sondern das Streben nach „Vortrefflichkeit“. Dies wäre nach Gorz die eigentliche Kulturgesellschaft im Unterschied zu der Arbeitsgesellschaft, in der wir derzeit leben.

21 Die freien Tätigkeiten bei Hannah Arendt

Nach Hannah Arendt zerfällt die menschliche Tätigkeit in Arbeit, Herstellen und Handeln:

Die Arbeit umfasst jene Verrichtungen, die für den Menschen zur Lebenserhaltung unmittelbar notwendig sind. Die Dinge, welche sie bereitstellt, werden nur zu dem Zweck der alsbaldigen Konsumation und Zerstörung geschaffen. Sie sind also von überaus geringer Dauerhaftigkeit. Arendt nennt darum diese Dinge die unweltlichsten Weltdinge, und gerade darum auch die natürlichsten Dinge, die der Mensch hervorbringt.

Das Natürliche manifestiert sich im Menschen sowie in der Welt durch die ständige kreisförmige Bewegung von Wachstum und Verfall und bedroht sie in ihrem Bestand. Menschliche Tätigkeiten, die der Notwendigkeit entspringen, diesen natürlichen Prozessen zu widerstehen, sind selbst in den Kreislauf der Natur gebunden. Die Arbeit hat als Teil des biologischen Prozesses keinen Anfang und kein Ende, sondern dreht sich in unendlichen Wiederholungen in dem immer wiederkehrenden Kreise, den der biologische Lebensprozess ihm vorschreibt. Sie erzeugt auch nichts, sondern präpariert und bereitet zu, was verbraucht werden soll.

Herstellen

Über die Tätigkeit des Herstellens wird die Vielfalt von Dingen verfertigt, deren Gesamtsumme sich zu der von Menschen erbauten Welt zusammenfügt. Diese Gegenstände werden nicht wie die Früchte der Arbeit verbraucht, sondern gebraucht und das Brauchen braucht sie nicht auf; ihre Haltbarkeit verleiht der Welt die Dauerhaftigkeit und Beständigkeit, die dem sterblich-unbeständigen Wesen der Menschen etwas Gleichbleibendes, eine Heimat und Identität bieten. Die Gegenständlichkeit der von ihm selbst hergestellten Welt ist die Objektivität, die der Subjektivität des Menschen entgegensteht, und woran sie sich misst.

Sowohl der Ertrag der Früchte der Arbeit als auch der der Gegenstände, die aus dem Herstellungsprozess stammen, sind dem Menschen körperlich unabhkömmlich und ihre Bereitstellung setzt daher eine Tätigkeit voraus, die per Zwang verrichtet werden muss.

Einzigkeit und Pluralität

Die grundsätzliche Bedingung des Handelns wie des Sprechens liegt in der Tatsache der menschlichen Pluralität. Sie manifestiert sich auf zweierlei Weise: als Gleichheit und als Verschiedenheit. Die Besonderheit, die der Mensch mit allem Seienden teilt und die Verschiedenheit, die er mit allem Lebendigen teilt, werden zur Einzigartigkeit. Die menschliche Pluralität ist eine Vielheit, die die paradoxe Eigenschaft hat, dass jedes ihrer Glieder in seiner Art einzigartig ist.

In den Tätigkeiten des Sprechens und Handelns wird diese Einzigartigkeit des Menschen zum Ausdruck gebracht. Sprechen und Handeln erlauben es den Menschen auch, sich aktiv voneinander zu unterscheiden, statt nur unterschiedlich zu sein.

Kein Mensch kann ganz ohne Sprechen und Handeln auskommen; ein Umstand, der auf keine andere Tätigkeit der *Vita activa* zutrifft. Menschen können sich der Arbeit entziehen, ohne dass dies auf ihr Menschsein Auswirkung hätte. Das gleiche gilt für das Herstellen, da man die Welt der Dinge benutzen und genießen kann, ohne selbst ein nützliches Ding hergestellt zu haben. Ein Leben ohne Sprechen und Handeln hätte aber keine Chance, in der Welt in Erscheinung zu treten, da man von ihm nichts wüsste.

Anfangen

Das Sprechen und Handeln ist wie eine zweite Geburt.

Jeder Mensch ist in der Geburt ein Neuankömmling und setzt aufgrund des Geborenwerdens einen Anfang in der Welt. Es ist die nackte Tatsache des Geborenwerdens, die Menschen befähigt, etwas zu beginnen und in Bewegung setzen. Jede Initiative, die ein Mensch ergreift, ist so als Wiederholung des Geborenwerdens zu betrachten. Wir bestätigen im Handeln die Tatsache des Geborenwerdens und nehmen gleichsam die Verantwortung dafür auf uns. In einem ursprünglichsten und allgemeinsten Sinne ist also Handeln und Geborenwerden das Gleiche.

Es liegt in der Natur eines jeden Anfangs, dass er aufgrund des Vorhergewesenen unerwartet und unerrechenbar „in die Welt bricht“. Jeder Neuanfang in einer Kette von Ereignissen ist angesichts der zahllosen Möglichkeiten immer das unendlich Unwahrscheinliche und mutet daher, wo man ihm in der Erfahrung des Lebens begegnet, immer wie ein Wunder an: Darin liegt das Moment der Freiheit: Dass der Mensch im Sinne des Neuanfangs zum Handeln begabt ist, kann nur heißen, dass er aller Absehbarkeit und Berechenbarkeit entzogen ist.

Sprechen

Handeln als Neuanfang realisiert in jedem Einzelnen die Tatsache des Geborenwerdens. Sprechen wiederum entspricht der in dieser Geburt vorgegebenen Verschiedenheit und realisiert die spezifisch menschliche Pluralität. Die beiden Tätigkeiten des Sprechens und Handelns sind miteinander nahe verwandt, weil das Handeln die Frage nach der Identität in der Vielheit einzigartiger Wesen nur mittels der Sprache beantworten kann.

Worte fügen die Taten in einen Bedeutungszusammenhang, wobei die Funktion des Wortes nicht dazu dient, die Tat zu erklären, sondern den Täter zu identifizieren.

„Handelnd und sprechend offenbaren die Menschen jeweils, wer sie sind, zeigen aktiv die personale Einzigartigkeit ihres Wesens, treten gleichsam auf die Bühne der Welt, auf der sie vorher so nicht sichtbar waren.“

Das Bezugsgewebe

Handeln und Sprechen sind die einzigen Tätigkeiten, die sich ohne Zutun von Materie, Material und Dingen zwischen den Menschen abspielen. Sie bewegen sich in dem Bereich, der zwischen den Menschen durch ihr Menschsein liegt. In diesem Zwischenraum werden die Bezüge hergestellt, die Menschen verbinden und zugleich trennen. Durch die unvermeidliche Enthüllung des Sprechenden ergibt sich ein Bezugssystem, das aus den Taten und Worten entsteht, in denen sich die Menschen über ihre Interessensgegenstände austauschen. Dieses Bezugssystem lässt sich nicht verdinglichen und ist doch nicht weniger wirklich als die Dingwelt der sichtbaren Umgebung. Arendt nennt diese Wirklichkeit das Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten.

Da dieses Bezugsgewebe schon da ist, bevor Menschen geboren werden, und durch ihr Handeln weitergewoben wird, kann es Geschichten hervorbringen, welche im Gedächtnis der Generationen bleiben. Was als Ergebnis des Handelns bleibt, ist nicht das ursprünglich Intendierte, sondern die Geschichten, die der Handelnde angestoßen oder weitergetrieben hat. Kein Mensch kann seine Lebensgeschichte eigenständig hervorbringen, auch wenn er sie durch seine aktive Partizipation in der Menschenwelt begonnen hat. Zu diesem Beginnen gehört der Mut, die Schwelle des Privatbereiches zu überschreiten, um zu zeigen, wer man eigentlich wirklich ist. Ohne diesen Mut ist Handeln und Sprechen nicht denkbar.

Der öffentliche Raum

Das Wort „öffentlich“ bezeichnet zwei eng miteinander verbundene, aber keineswegs identische Phänomene:

Es bedeutet erstens, dass alles, was vor der Allgemeinheit erscheint, für jedermann sichtbar und hörbar ist, wodurch ihm die größtmögliche Öffentlichkeit zukommt. Dass etwas aus dem Verborgenen heraustritt und erscheint und von anderen genau wie von uns selbst als solches wahrgenommen werden kann, bedeutet innerhalb der Menschenwelt, dass ihm Wirklichkeit zukommt.

Der Begriff des Öffentlichen bezeichnet zweitens die Welt selbst, insofern sie das uns Gemeinsame ist und als solches sich von dem unterscheidet, was uns privat zu eigen ist. Die Welt ist der Inbegriff aller nur zwischen Menschen spielenden Angelegenheiten, die in ihr zum Vorschein kommen. Wie jedes „Zwischen“ verbindet und trennt die Welt diejenigen, denen sie jeweils gemeinsam ist.

Der öffentliche Raum wie die uns gemeinsame Welt versammelt Menschen und verhindert, dass sie über- und ineinanderfallen. Die Wirklichkeit des öffentlichen Raums erwächst aus der gleichzeitigen Anwesenheit zahlloser Aspekte und Perspektiven, in denen sich ein Gemeinsames präsentiert und für die es keinen gemeinsamen Maßstab und keinen Generalnenner je geben kann. Alle, die zusammenkommen, nehmen jeweils verschiedene Plätze in ihr ein und die Position des einen kann mit der eines anderen nicht zusammenfallen. Realität ergibt sich daraus, dass ungeachtet aller Unterschiede der Position und der daraus resultierenden Vielfalt der Aspekte es doch offenkundig ist, dass alle mit demselben Gegenstand befasst sind.

Wirklichkeit

Das Handeln ist diejenige Tätigkeit, die einen öffentlichen Raum in der Welt kennzeichnet, ja ihn überhaupt erst hervorbringt.

Nicht überall, wo Menschen zusammenleben, ist dieser eigentlich politische Raum der Erscheinungen vorhanden. Zudem kann sich niemand dauern in ihm aufhalten, da das Leben die Verborgeneheit für das Lebendigsein braucht. Arendt spricht der Privatheit nicht ihre Bedeutung für das Leben ab. Einem Leben, das sich außerhalb des Raumes, in dem allein es in Erscheinung treten kann, vollzieht, ermangelt es sicher nicht an einem Lebensgefühl. Das Wirklichkeitsgefühl kann aber nur dort entstehen, wo die Wirklichkeit einer Welt durch die

Anwesenheit einer Mitwelt garantiert ist, in der eine und dieselbe Welt in den verschiedensten Perspektiven erscheint.

Die Schrankenlosigkeit des Handelns

Das Handeln richtet sich auf die Mitwelt und bleibt in ständigem Kontakt mit dem menschlichen Bezugsgewebe, das seinerseits aus dem Gehandelten und Gesprochenen entstanden ist. Jedes Handeln trifft auf zum Handeln begabte Menschen und ruft wieder eigenständiges Handeln hervor. So ist es nicht möglich, etwas Getanes auf die unmittelbar Betroffenen oder Gemeinsten zu beschränken. Das Handeln treibt immer weiter. Es wird nicht nur dadurch schrankenlos, dass es sich im politischen Medium der Vielen bewegt, sondern durch die dem Handeln eigentümlichen Fähigkeit, Beziehungen zu stiften und aus der ihm inhärenten Tendenz, vorgegebene Schranken zu sprengen und Grenzen zu überschreiten. Diesem Umstand ist die Zerbrechlichkeit von Gesetzen und Einrichtungen geschuldet, welche den Bereich menschlicher Angelegenheiten zu begrenzen und stabilisieren bemüht sind. Denn er unterliegt einem ständigen Zustrom von Menschen, die ihren Neuanfang durch Tat und Wort zur Geltung bringen. Handeln ist maßlos und seine Folgen sind unabsehbar

Handeln durchbricht das gemeinhin Übliche und stößt in das Außerordentlich vor, wo das gemeinhin und im Alltagsleben gültige und maßgebende nicht mehr gilt. Arendt spricht in diesem Zusammenhang von der Größe des Handelns und Sprechens. Die Größe ist das wahre Kriterium dieser Tätigkeiten, da sie keinen äußeren Zweck verfolgen, sondern den ihnen eigentümlichen Zweck in sich tragen.

22 Die Muße

22.1 Die Antike

Aristoteles erörtert in seiner „Politik“ (8. Buch) die verschiedenen Erziehungsziele und – Gegenstände, welche zur Erziehung freier Männer tauglich sind. Seine Überlegungen führen ihn zu einem Erziehungssystem, welches auf dem Bildungsideal der Muße gründet.

Dem Nützlichen gegenüber empfiehlt Aristoteles höchste Enthaltbarkeit; von ihm solle man nur das Unentbehrliche lernen, denn nicht alle nützlichen Tätigkeiten seien eines freien Mannes würdig. Dies gelte etwa für jene mit handwerksmäßigem Charakter (*banausos*), aber auch für Arbeit (*ergon*) generell sowie für alle Künste (*techne*) und Kenntnisse (*mathesis*), die Leib oder Seele oder Verstand in eine schlechtere Verfassung bringen. Grundsätzlich sei jede Art von Lohnarbeit zu meiden, weil sie das Denken der Muße beraubt und ihm eine niedere Richtung gibt

Neben einem Übermaß oder übertriebener Gründlichkeit in einem Wissensgegenstand, welches den gleichen Übelständen unterworfen ist, kommt es aber besonders auf den Zweck an, nämlich, ob eine Tätigkeit für sich oder Freunde oder um der Tugend willen ausgeführt wird oder aber für andere. Denn das würde sie zur Tagelöhnerei oder Sklavenarbeit qualifizieren.

Das Spiel sieht Aristoteles in Verbindung mit der Arbeit. Es schafft Ausgleich, da der Arbeitende der Erholung bedarf. Die Wirkung des Spiels – welches nicht mit der Muße verwechselt werden darf – liegt in der Entspannung und Erholung durch das damit verbundene Vergnügen. (Aristoteles, a.a.O)

Mit der Charakterisierung dieser Erholungstätigkeiten ist wohl in heutigen Bezügen gemeinhin der Bereich angesprochen, der als Freizeit bezeichnet wird und dessen Aktivitäten Gegenstand der *leisure studies* sind.

Muße aber ist eine Kategorie für sich. Aristoteles sagt von ihr, dass sie den Genuss, die Glückseligkeit und das selige Leben in sich selbst trage. Dies wird nicht in der Arbeit zuteil, weil der Arbeitende durch seine Arbeit einen Zweck erst zu erreichen sucht und sich noch nicht im Besitz desselben befindet, während die Glückseligkeit (*eudaimonia*) selber Endziel (*telos*) ist und mit Genuss einhergeht (vgl. Aristoteles, a.a.O). Es hat eine bestimmte Bedeutung und ist nicht etwa tautologisch, wenn Aristoteles den Genuss als Attribut der

Glückseligkeit qualifiziert. Die Begriffe sind nicht, wie bei oberflächlicher Betrachtung angenommen werden könnte, ident. Die Übersetzung des griechischen Begriffs Eudaimos ist im Sinne seiner ursprünglichen antiken Wortbedeutung mit dem deutschen „Glückseligkeit“ nicht ganz getroffen. Es handelt sich dabei weder um Glückliche sein im Sinne einer vorübergehenden Stimmung noch um das Glück, das man hat und das einen auch wieder verlassen kann. Eudaimos bezeichnet wörtlich das Wohlbefinden des Daimon, der die Menschen durchs Leben geleitet und ihre eindeutige Identität für andere ausmacht, jedoch von ihnen selbst nicht erblickt wird. Es geht um eine bleibende Befindlichkeit, die den Veränderungen des Lebens nicht unterworfen ist und die von Menschen direkt nicht bewirkt werden kann (vgl. Arendt, 2003)

Aristoteles will keine mittelmäßigen Menschen erziehen, sondern vortreffliche. (Freilich sind mit „Menschen“ bei Aristoteles immer nur die Männer, und davon nur die freien Männer gemeint. Für Frauen oder Sklaven, die den größten Teil der athenischen Bevölkerung ausmachten, war keinerlei Erziehung vorgesehen. Die Frauen waren in die häusliche Sphäre der Reproduktion verbannt und „brauchten“ keinerlei Ausbildung für „höhere“ Aufgaben. Sklaven wiederum hatten durch die Übernahme der niedrigen Tätigkeiten die Lebensweise der Muße zu ermöglichen.)

Der beste Mensch, sagt Aristoteles, findet den Genuss in der besten Art von Freude, die aus den edelsten Gegenständen entspringt. Die edelsten Gegenstände sind jene, die Muße gewähren, d.h., sie dürfen keinem praktischen Zweck dienen. Da unter den verschiedenen Bildungsmitteln zu Aristoteles' Zeit allein die Musik frei von jeder praktischen Zwecksetzung ist, ist sie zur rechten Verwendung der Muße da (vgl. Aristoteles, a.a.O.).

Aristoteles ging noch von 3 freien Lebensweisen aus: Sie spielen sich alle im Bereich des Schönen ab, d.h., in der Gesellschaft von Dingen, die weder notwendig gebraucht werden, noch überhaupt zu irgend etwas nütze sind:

Das Leben, das im Genuss und Verzehr des körperlich Schönen dahingeht; das Leben, das innerhalb der Polis schöne Taten erzeugt; und das Leben des Philosophen, der durch Erforschen und Schauen dessen, was nie vergeht, sich in einem Bereich immerwährender Schönheit aufhält.

Mit dem Verschwinden des antiken Stadt-Staates erfuhr der Begriff der *vita activa* und mit ihr die Vorstellungen über das Handeln und die aktive Lebensweise in der Polis einen Bedeutungswandel und wurde mit allen Arten aktiver Beschäftigung mit den Dingen der Welt gleichgesetzt. Die geschichtliche Konstellation, welche diese Veränderung in ein

konflikthafte Licht brachte, war der Prozess des Sokrates bzw. der Konflikt des Philosophen mit der Polis (vgl. Arendt, 2003).

Sokrates war den Männern Athens nicht nur durch seine kritischen Fragen zu ihrer Lebensführung lästig geworden, sondern er hatte auch die religiösen Überlieferungen und ihr konservatives Weltbild in Frage gestellt. Er behauptete, dass er im Hinblick auf sein ethisches Verhalten von einem Dämon geleitet würde und hielt auch in der Öffentlichkeit nicht mit seinen Erkenntnissen zurück. Damit hatte er der Polis, welche nur die Götter zuließ, einen Gegenstand vorgelegt, über den sie keine Auseinandersetzung wünschte. Sie fühlte sich provoziert und setzte Sokrates' Reden eine Schranke, indem sie ihn zum Tode verurteilte (vgl. Platon, 1987)

Das machte gehörigen Eindruck auf die Philosophen und sie wollten nun mit den schönen Taten der Polis nichts mehr zu tun haben. Das öffentliche Treiben geriet unter Verdacht, genau wie die anderen Tätigkeiten bestimmten Zwecken zu folgen und wurde ganz allgemein anrüchig. Die Glorie der Freiheit, welche einst die Politik und die öffentlichen Geschäften umgeben hatte, verblieb allein der Lebensweise der Muße. Sie stieg im Ansehen über alles andere und wurde zur Vorbedingung der Freiheit schlechthin. Von den drei freien Lebensweisen des Aristoteles blieb also nur die dritte, die kontemplative Lebensweise übrig. Die Vorstellung der *vita activa* hatte keinen Eigenwert mehr; sie orientierte sich an der Muße und bildete von nun an – und dies blieb so bis in die Neuzeit – ihren Gegensatz als *nec-otium*.

Dieser Begriffswandel hatte aber mit einer noch grundsätzlicheren Unterscheidung zu tun: Der zwischen den Dingen, die aus sich selbst sind, was sie sind, und jenen anderen, die ihr Dasein den Menschen verdanken. Das absolute Primat der Kontemplation vor jeglicher Tätigkeit beruhte letztlich auf der antiken Überzeugung, dass kein Gebilde von Menschhand es je an Schönheit und Wahrheit mit dem Nützlichen und dem Kosmischen aufnehmen könne. Den Wahrheitssuchenden war es darum nach Aristoteles geboten, sich der Dimension des Ewigen zuzuwenden. Sie konnte sich den Sterblichen nur offenbaren, wenn sie alle Unruhe abschalteten. Alle Bewegung, forderte Aristoteles, auch die des Denkens, müsse zur Ruhe kommen, wenn man sich ganz der Betrachtung der Wahrheit hingeben will. (vgl. Arendt, 2003).

Seneca

Bei Seneca unterliegt sowohl aktive Tätigkeit als auch Muße dem Primat der Nützlichkeit. Er sieht die drei Lebensformen des Genusses, der denkenden Betrachtung und des Handelns als integrative Einheit, da keine ihre Eigenheit ohne Bezugnahme auf die anderen entfalten kann. Sie lassen sich jedoch alle auf Handeln zurückführen. Handeln als politische Tätigkeit für den Staat ist diejenige Lebensform, der unter allen der Vorzug zu geben ist; dies aber nur unter der Bedingung, dass das Staatswesen nicht allzu schlecht ist. Wenn es wegen einer korrupten Staatordnung keinen Sinn macht, in die Politik zu gehen, empfiehlt Seneca dem Weisen, lieber die Muße wählen und an seinem Charakter zu arbeiten, um an Reife zu gewinnen. Dadurch kann er später wieder anderen nützlich werden.

Die Gründe, die für die Muße sprechen, hängen bei Seneca eng mit der Vorstellung eines idealen und fiktiven Staatswesens zusammen, das der Beschreibung nach eher als ein ideales und utopisches Ordnungswesen für die gesamte Menschheit zu verstehen ist. Auch wenn der vorfindliche Staat nichts taugt, könne der Weise, indem er an seinem Charakter arbeitet und sein Wissen vermehrt, sich für das ideale Staatsgebilde nutzbar machen.

Indem er sich der Muße hingibt, so Seneca, befindet sich der Mensch in Einklang mit seinem natürlichen Wesen. Die Natur habe dem Menschen einen neugierigen Geist gegeben, damit das große Schauspiel der Dinge bewundert werde, doch um der Wahrheit auf den Grund zu gehen, müsse man tiefer schauen: Die Dinge sind anders, als man sie sieht und es gibt vieles, was man nicht sieht.

Seneca weist darauf hin, dass die Fragen nach Herkunft und Ursprung des Lebens weit über die Dimensionen eines Menschenlebens hinausreichen. Darum, meint er, lebe der Mensch nach der Natur, wenn er sich ganz der denkenden Betrachtung widme. Jedoch besteht Seneca darauf, dass Tätigsein und Betrachtung in gleichem Maße erforderlich sei und eines ohne das andere gar nicht sein könne. Sowohl das ruhelose Leben des politischen Menschen, der sich nie Zeit nimmt, von den menschlichen Dingen den Blick weg auf das Göttliche zu lenken, als auch das ständige Nachdenken aus bloßer Genusssucht, das nie praktisch wird, sei problematisch. Die charakterliche Vollkommenheit könne nur dann erreicht werden, wenn man sich nicht in Extremen verliere (Seneca, 1999).

22.2 Petrarca

In seiner Schrift „de vita solitaria“ preist Petrarca die Vorzüge des Lebens in ländlicher Abgeschiedenheit, das von beschaulicher Ruhe und geistiger Tätigkeit erfüllt ist, und stellt sie der lärmenden Geschäftigkeit der Stadt gegenüber.

Inmitten idyllischer Natur könne der geistig Gebildete fernab von allen Ablenkungen und Verführungen des städtischen Lebens Frieden finden und sich im Gespräch mit seinen Büchern, gelehrten Freunden oder auch sich selbst seiner geistigen Vervollkommnung widmen. Petrarca spricht vom Glück der Abgeschiedenheit: sie ermögliche Muße und Freiheit; er prägt den Ausdruck der fröhlichen Muße und hält ihn dem Leiden und Elend der traurigen Geschäftigkeit entgegen.

Dies ist nun das gerade Gegenteil des himmlischen Friedens. Der Stadtbewohner vereinigt alles an Unehrenhaftigkeit und Schlechtigkeit, was sich denken lässt. Besessen von dunklen Leidenschaften verbringt er seine Tage mit Betrug und üblen Machenschaften. Die Habgier drängt ihn zu üblen Taten, und da Übles rasch erledigt werden muss, ist er immer in Eile. Innerlich leer, sucht er ständig nach aufreizenden Genüssen für seinen Körper, frönt der Völlerei, berauscht sich und ist dabei angeekelt. Da er kein Maß findet, ist er außerstande, seine Gefühle und Gedanken zu zähmen. Sein Lohn dafür sind ein ständig schlechtes Gewissen und die Angst vor den Folgen seiner Missetaten.

Im Grunde ist die gesamte Lebensweise des Geschäftigen als umfangreiches Ablenkungsmanöver vor seiner inneren Leere zu betrachten. So ist er unzufrieden und verdrossen, alles langweilt ihn. Er kann nicht mit sich allein sein, weil er nichts mit sich anzufangen weiß.

Er versucht, sein Ungenügen zu kompensieren und tut dies zum Schaden der anderen. Dabei haftet ihm sogar etwas Vampirhaftes an: Petrarca sagt: er raubt die Lebenden aus und ist zu Lebzeit schon ein Leichnam.

In seiner Revue der städtischen Eitelkeiten schwenkt Petrarca auch auf jene Intellektuellen, die glauben, Eindruck zu erwecken, indem sie ihre literarischen Kenntnisse zur Schau stellen und „allüberall ihren Aristoteles schwenken“ (S. 57). Sie sind von Eitelkeit erfüllt und können ohne Problem ihr Wissen mit einem schändlichen Lebenswandel vereinen. Über sie sagt Petrarca: Sie tragen ihre gebildete Dummheit in der Stadt herum.

Weisheit wird nach Petrarcas Meinung erst durch das Leben in Abgeschiedenheit ermöglicht und gefördert. Trotz klarer Tendenzen, die er den lokalen Umständen zuordnet, gibt er doch zu, dass der Ort nicht alles bedeutet. Als Verehrer Senecas weiß er, dass alles vom Geist abhängt. Letztlich kommt es auf die seelische Haltung zu den Dingen an. Sie besteht in der

ruhigen Gelassenheit und ist einzig und allein ein Geschenk Gottes, doch wird sie besonders oft denen zuteil, die ein zurückgezogenes Leben führen.

Aus dieser Gelassenheit, die wohl auch Abstand gewährt, scheint denn auch jene Fähigkeit hervorzugehen, die einen davor bewahrt, auf die trügerischen Worte der Menschen hereinzufallen: Sie besteht darin, mit dem „Ohr des Herzens“ die Sprache des Herzens zu vernehmen.

Muße wäre der goldene Weg dahin, doch viele – auch gebildete Menschen – wollen ihn nicht gehen, weil die Bindung an Erwerb und Politkarriere sie daran hindern. Statt in der Bildung „geistige Erleuchtung“ und „Freude des Lebens“ zu sehen, verwenden sie sie als Werkzeug zum Erwerb von Reichtum:

„Um dies zu lernen, werden heute die Kinder unter hohem Kostenaufwand, vor allem aber in der Hoffnung auf höchsten Gewinn von ihren Eltern in die Schule geschickt, als ginge es nicht um ihre geistige Bildung, sondern um eine gemeine Ware, sodaß man sich nicht wundern muß, wenn sie mit ihrem Wissen wuchern und geizen, das sie erwerben, um es zu verkaufen, und die schändliche Hoffnung hegen, nicht nur hundertfachen, sondern tausendfachen Gewinn daraus zu schlagen.“ (S. 81)

Bildung besteht bei Petrarca nicht im Anhäufen von Einzelkenntnissen, sondern in einer seelisch-geistigen Haltung mit einem doppelten Fundament im religiösen Erlösungsglauben und in der eigenen Fähigkeit, auf dem Wege des Nachdenkens zu einem Urteil über menschliche Belange und vor allem über sich selbst zu kommen. In der Kontemplation kann der Mensch aus beiden Quellen, den Quellen der Gnade und der Urteilskraft schöpfen. So glaubt Petrarca, dass „ein wahrhaft geistiger Mensch nirgends Ruhe findet außer in Gott, der unser letztes Ziel ist, in sich selbst und den eigenen tiefsten Gedanken oder bei einem anderen, ihm geistig verwandten Menschen“ (S. 59). Die Muße ist aber keine selbstzufriedene Beschaulichkeit, sondern dem ständigen Bemühen um Besserung und Vervollkommnung im Sinne christlicher Tugenden geweiht; ihre Verwirklichung und die ersehnte Weisheit und Gelassenheit werden aber gegeben (Petrarca, 2004).

22.3 Thomas von Aquin und Pieper

Gemäß der Philosophie Senecas ist die Fähigkeit, hinter die Dinge zu schauen, d.h. zu erkennen, erst in der Hingabe an die denkende Betrachtung möglich. Seneca spricht in diesem Zusammenhang von der Sehkraft und versteht darunter Erkenntniskraft (vgl.,

Seneca, 1999). Damit befindet er sich laut Pieper (1948) auf einer Linie mit den Griechen, wie z.B. Aristoteles, Platon, aber auch den großen mittelalterlichen Denkern, die alle der Meinung gewesen sind, es gebe nicht allein in der Sinneswahrnehmung, sondern auch im geistigen Erkennen des Menschen ein Element rein empfangenden Hinblickens oder, wie Heraklit sagt, des "Hinhorchens auf das Wesen der Dinge" (Pieper, 1948).

Pieper stellt Kants Sichtweise der Erkenntnis (Jansen, 1940, zit. n. Pieper, 1948) als radikal anders dar. Er weist die antike Auffassung nämlich zurück, indem er sagt, dass das geistige Erkennen diskursiv und nicht anschauend ist. Sein Argument: Der Verstand vermag nichts anzuschauen. Das Erkennen ist für ihn aktive denkerische Anstrengung, Arbeitsanstrengung des wahren Philosophen.

Nach Pieper unterschied man im Mittelalter noch zwischen zwei Erkenntniskomponenten: Es gab die Vernunft als "ratio" und die Vernunft als intellectus. Ratio ist die Kraft des diskursiven Denkens, des Suchens und Untersuchens, Abstrahierens, Präzisierens, Schließens. Intellectus ist das Vermögen des *simplex intuitus*, des "einfachen Schaublicks", dem „das Wahre sich darbietet wie dem Auge die Landschaft“ (1948, S 26). Pieper spricht in diesem Zusammenhang von einem tätig empfangenden Vermögen der Seele. Er betont, dass die geistige Erkenntniskraft aber in einem Zusammenwirken von beidem: ratio und intellectus besteht. In der philosophischen Erkenntnis, die auf „das Seiende im Ganzen“ gerichtet ist, ist das Element der Kontemplation enthalten. Das heisst, es ist etwas Wesentliches darin, das nicht Arbeit ist.

Pieper entdeckt in der Behauptung, dass Erkenntnis Arbeit ist, 2 Bedeutungen: dass Arbeit die Voraussetzung von Erkenntnis ist und dass die Erkenntnis die Frucht eigener Arbeit ist. Auf diesem Boden entwickelt sich seiner Meinung die Vorstellung von geistiger Arbeit, die mit Anstrengung und Anspannung einhergeht. Was bei einer solchen Konzeption vor allem auch auffällt, ist – so Pieper – ein Zug des Nicht-empfangen-Könnens.

Er stellt fest, dass sich diskursives Denken und intellektuelle Anschauung zueinander nicht nur wie Aktivität und Rezeptivität verhalten, sondern auch wie Mühe und Beschweris einerseits und Mühelosigkeit und unangestregtes Haben andererseits.

Wie die Erkenntnis ist auch die Tugend bei Kant eine anstrengende Sache, die am Besten ausgeführt wird, wenn man gegen sich selber arbeitet. Zum Begriff des sittlichen Gesetzes bei Kant gehört, dass der natürliche Trieb ihm widerstreitet. Pieper bringt es auf den Punkt: Das Gute ist schwer und die willentliche Anstrengung der Selbstbeziehung wird zu einem

Maßstab des sittlich Guten. Damit löst sie sich aber auch von ihrer Bindung und wird zum Selbstzweck.

An dieser Stelle führt Pieper Thomas von Aquin als Widerpart ein: Für ihn besteht das Wesen der Tugend mehr im Guten als im Schweren. Kant sieht die Rolle der Tugend darin, dass sie uns in Stand setzt, unserer natürlichen Neigungen Herr zu werden. Thomas hingegen meint, die Tugend vervollkomme uns darin, unserer natürlichen Neigung zu folgen, auf die rechte Weise. Die höchsten Verwirklichungen des Sittlich-Guten seien dadurch gekennzeichnet, dass sie mühelos gelingen - weil es zu ihrem Wesen gehöre, aus der Liebe hervorzugehen. Nicht das Schwere sei das Verdienstvolle dabei, außer wenn sich darin die Vollendung der Liebe erweist. Doch wenn die Liebe so vollkommen wäre, dass sie das Schwere ganz und gar aufhobe - so wäre dies noch verdienstlicher" (quaest. disp. de caritate, 8 ad 17, zit. n. Pieper, 1948).

Die echte Kontemplation wird dem Menschen zuteil wie ein Geschenk; sie ist mühelos und unbeschwerlich. Pieper verweist darauf, dass Thomas v. Aquin einmal Kontemplation und Spiel in einem Atem genannt hat; "wegen der Muße der Kontemplation" sage die Schrift von der Göttlichen Weisheit selbst, sie sei "spielend allezeit, spielend durch den Erdkreis hin", (zit. nach Pieper, 1948).

Der Mensch aber misstraut allem, was mühelos ist. Er lehnt ab, sich etwas schenken zu lassen. Thomas dazu: „dem Heiligen Geiste kommt es zu, geschenkt zu werden" (Summa contra Gentes 4, 23); und: "Der Heilige Geist, der vom Vater als Liebe hervorgeht, wird im eigentlichen Sinne ‚Geschenk‘ genannt." (Summa theologia I, 38, 2 ad I, zit. nach Pieper, 1948)

Den Begriff der geistigen Arbeit leitet Pieper her aus der Monopolsstellung der diskursiven Aktivität und der Behauptung, dass die Erkenntnismühe das Kriterium der Wahrheit sei. Mit dieser Herkunft sieht er auch die Auffassung bzw. den Tatbestand verbunden, dass der Geistesarbeiter eingespannt ist in das System der sozialen Arbeitsteilung und ein Funktionär in der totalen Arbeitswelt ist. Somit gibt es für niemanden eine freie Zone geistiger Tätigkeit, die nicht dem Soll der Funktionserfüllung untersteht.

Nach Pieper stellt sich in diesem Zusammenhang die alte Frage nach dem Recht und Sinn der „artes liberales“, der "freien Künste". Bei Thomas von Aquin heisst es: „Einzig jene Künste heißen frei, welche auf das Wissen hingeordnet sind; jene aber, welche hingeordnet sind auf einen durch Tätigkeit zu errichtenden Nutzen, heißen . . . knechtliche Künste." (K.

zu Aristoteles, Metaphysik I, 3, Pieper, 1948). Die Verzweckung und Unterwerfung unter einen in der Praxis zu realisierenden Nutzeffekt sind also die Kennzeichen.

Newman bestätigt Thomas indirekt, wenn er erklärt: „Wissen ist dann im wahrsten Sinne frei, sobald und soweit es philosophisches Wissen ist“ (1927, S. 128, zit. n. Pieper, 1948, S. 41). Dieser Satz, meint Pieper, gilt im Grunde nicht allein für Philosophie im engeren Sinn, sondern für jede Einzelwissenschaft, die in philosophischer Weise, also im ursprünglichen Sinn akademisch betrieben wird.

„Ort und Recht der Philosophie“ bedeutet „Ort und Recht der Universität“ und der Bildung im echten Sinn, welche sich von bloßer Berufsausbildung prinzipiell unterscheidet, weil sie über sie hinausgeht.

Pieper erteilt mit dieser Feststellung dem Primat anwendungsorientierter Forschung sowie der Verkürzung und Einengung universitärer Bildung auf berufliche Verwendungs- und Verwertungszwecke eine Absage. Er meint: Die Ausbildung richtet sich nur auf einen Ausschnitt der Welt, Bildung aber geht auf das Ganze.

Für die Lebenslehre des Hochmittelalters - welche bei Pieper ident ist mit den Lehren des Aquinaten - ist Muße nicht gleichbedeutend mit Müßiggang und Trägheit, sondern das Gegenteil davon. Trägheit ist die Unfähigkeit zur Muße und die Rastlosigkeit des Arbeitens um der Arbeit willen entspringt der Trägheit. Der Begriff ist nicht einfach mit Faulheit zu übersetzen und Pieper deutet schon an, was in ihm enthalten ist, wenn er sagt: Die Rastlosigkeit eines mörderischen Arbeitsfanatismus rührt aus einem Mangel an Verwirklichungswillen her.

Pieper erklärt, dass es in der mittelalterlichen Philosophie den Begriff der „acedia“ gibt, der besagt, dass der Mensch sich dem Anspruch versagt, der mit seiner eigenen Würde gegeben ist; dass er nicht das sein will, als was Gott ihn will, und das bedeutet, dass er nicht sein will, was er wirklich und im letzten Grund ist. „Acedia“ ist nach Kierkegaard "die Verzweiflung der Schwachheit", sie liege darin, dass einer "verzweifelt nicht er selber sein" will (1938, S. 44, zit. nach Pieper, 1949).

Im Zustand der „acedia“ stimmt der Mensch seinem eigenen Sein nicht zu und ist nicht eins mit sich selbst. Das Mittelalter – selbstredend Thomas – drückt es so aus: Es erfasst ihn Traurigkeit angesichts des göttlichen Gutes, das in ihm selber wohnt (Pieper, 1948). Diese Traurigkeit lähmt, beschwert, entmutigt. Es handelt sich um die Traurigkeit, die nach Thomas die „tristitia saeculi“ der Heiligen Schrift ist (Thomas von Aquin, Quaest. disp. de malo 11, 3, zit. nach Pieper, 1949).

Pieper beschreibt die Traurigkeit als einen Mangel an „Hochgemuthheit“; sie ist eine Art von angsthaftem Schwindelgefühl, das den Menschen befällt, wenn ihm die Höhe bewusst wird, zu der ihn Gott erhoben hat. Der in der „acedia“ befangene Mensch hat weder den Mut noch den Willen, so groß zu sein, wie er wirklich ist. Da diese Größe mit einem Anspruch an ihn verbunden ist, macht er sich lieber klein in einer Art perverser Demut.

Den Gegenbegriff – schließt Pieper – zur „acedia“ bildet nicht der Arbeitsgeist des alltäglichen Erwerbslebens, sondern die „hochgemuthe“ Bejahung und Zustimmung des Menschen zu seinem eigenen Wesen, zur Welt insgesamt und zu Gott – also die Liebe.

Pieper bemerkt, dass „acedia“ und bürgerlicher Fleiß sich nicht nur sehr gut vertragen, sondern dass im Gegenteil das übersteigerte Arbeitspathos unserer Zeit geradezu rückführbar sei auf die „acedia“. Er weist auf Thomas' Meinung hin, dass die „acedia“ eine Sünde wider das dritte Gebot sei: ein Verstoß gegen "die Ruhe des Geistes in Gott" (summa th., II, II, 35, 3 ad 1; Quest. disp. de malo, 11, 3 ad 2, zit. nach Pieper, 1949).

Vielleicht könnte man Piepers Thomas-Rezeption um einen tiefenpsychologischen Erklärungsansatz suchtartiger Verhaltensweisen ergänzen. Die „acedia“ ist eine Sünde und hat verschiedene Folgeerscheinungen. Die Verzweiflung ist nach Thomas die gefährlichste (II, II, 20, 3) von allen, da die Selbstverwirklichung des Menschen an die Hoffnung gebunden ist. Bei der Entstehung dieser „acedia“-Abkömmlinge ist nun folgender Prozess im Spiel: Da es keiner lang in der Traurigkeit aushalten und ohne Lust bleiben kann, zieht sich der Mensch von dem zurück, was ihn traurig macht. Im zweiten Schritt wendet er sich Dingen zu, die ihm Lust versprechen. Thomas spricht hier deutlich eine Verschiebung im Sinne eines Ablenkungs- und Kompensationsmanövers an. Zum Schluss bekämpft er das, was ihn traurig macht. Damit ist die psychische Abwehr perfekt.

(Die Beschreibung der Abläufe erinnert an die von der Psychoanalyse beschriebenen Abwehr- bzw. Austauschmechanismen der "Flucht nach vorne" - nämlich der "Flucht in Aktivität" und "Flucht in die Vergnügungssucht" (vgl. Caruso, 1974, S. 28 ff). Abwehrmechanismen dienen der Verschiebung von nicht bewältigten Erlebnissen. Caruso spricht von "Austauschmechanismen", weil sie auch dazu dienen, trotz des Unerträglichen zu überleben - also in Austausch mit der Welt zu bleiben).

Unter vielen von Thomas beschriebenen Abkömmlingen soll hier nur das unruhige Umherschweifen des Geistes genannt sein. Dies ist ein Versuch, sich abzulenken, „aus der Ruhe der eigenen Wesensmitte“ (Pieper, 1949) auszubrechen. Kennzeichen sind vor allem die

innere Rastlosigkeit und die Sucht nach ständigem Wechsel und Zerstreuung (Summa, II, II, 35).

Thomas von Aquin und Pieper benennen die Wurzel der psychischen Ausweglosigkeit, die den Arbeitsfanatismus auf der einen Seite und die Unterhaltungssucht auf der anderen Seite kennzeichnet. Die Jagd nach Erlebniseffekten, welche sich im Abklappern von „Events“ – auch und zurecht als Entschädigung für einen sinnleeren und beschädigenden Arbeitsalltag – äußert, und die Einstellung, in jeder Situation noch den Spaßfaktor mit dreinhaben zu wollen, haben mit den Versprechungen der Freizeitindustrie viel, aber mit Muße nichts zu tun. Das Sich-Treibenlassen, die Lethargie der Faulen und Lustlosen bilden nur eine andere Facette mit gleichem Hintergrund. So ist auch der beobachtete zeitliche Leerlauf, der häufig mit der Arbeitslosigkeit verbunden ist und von wohlmeinenden PädagogInnen und PsychologInnen mit der Forderung nach Gestaltungsmöglichkeiten der überschüssigen Zeit quittiert wird, im Grunde kein Problem der verlorenen Zeitstruktur, sondern ein Problem von Menschen, denen die Fähigkeit zur Muße abhanden gekommen ist.

Jünger (1953) schreibt: „Ein Mensch, dem Arbeit abgenommen wird, wird dadurch noch nicht fähig zu Muße, erlangt dadurch noch nicht die Fähigkeit, seine Zeit zu freier Beschäftigung zu verwenden. Muße ist nicht ein bloßes Nichtstun, ein Zustand, der negativ bestimmt werden kann; sie setzt ein müßiges, musisches, geistiges Leben voraus, durch das sie fruchtbar wird und Sinn und Würde erhält“. Muße ist „ihrem Begriff nach unbegrenzt und unteilbar, . . . die Vorbedingung jedes freien Gedankens, jeder freien Tätigkeit“ (Jünger, S. 14 u. 15). Der arbeitslos gewordene Arbeiter „verkommt“, weil er mit der leeren Zeit, die ihm zufließt, nichts anzufangen weiß. Er hat nicht nur keine Verwendung für sie, sondern sie schädigt ihn auch. Er verliert seine Bestimmung (vgl. Jünger, 1953).

Jüngers Pauschalunterstellungen wirken voreingenommen, tendenziös. Obzwar in seinen Darlegungen nicht mehr die griechischen Verhältnisse herrschen, die Freie und Sklaven wie zwei völlig verschiedene Arten von Menschsein trennen, läuft die Interpretation der „Sklaven“ auf eine ähnlich abschätzige Projektion hinaus. Die Horizonte des geistigen Lebens stehen den Arbeitern und Arbeiterinnen jedoch qua Menschsein offen.

Um mit Pieper zusammenzufassen:

Muße ist die Haltung des „empfangenden Vernehmens“, des Sich-Öffnens und Loslassens, des Geschehenlassens, des Schweigens. Doch „solches Schweigen ist nicht stumpfe Lautlosigkeit, nicht totes Verstummen, es bedeutet vielmehr, daß der dem Seienden auf

Grund ewiger Zuordnung ent-"sprechenden" Antwortkraft der Seele nicht ins Wort gefallen werde." (Pieper, 1948, S. 23 u. 24)

23 Die Methode

23.1 Qualitative Forschung

Als wichtigste Quelle für die Hypothesen in der explorativen Sozialforschung gilt die Primärerfahrung der forschenden Person. Sie ist sich dessen bewusst, dass sie als Mitglied bestimmter sozialer Kategorien, Gruppen und Bereiche (Mittelschicht, Universität usw.) nur wenige Ausschnitte des gesellschaftlichen Lebens und andere nur aufgrund Vor(weg)urteilen kennt.

Der/die ForscherIn tritt dem Untersuchungsfeld „naiv“, d.h. ohne Hintergedanken gegenüber, beobachtet und interagiert und registriert, welche Reaktionen die eigene Handlungsweise bei anderen auslöst. Auf diese Weise wird der untersuchte Bereich als wirkliche Welt und nicht als konstruierte Theorienwelt erlebt.

Im Unterschied zur quantitativen Auffassung ist die Hypothesenentwicklung in der qualitativen Sozialforschung ein konstitutives Element des Forschungsprozesses. Kennzeichnend ist das Offenhalten der theoretischen Konzepte: In einem ständigen Austausch zwischen den qualitativ erhobenen Daten und dem theoretischen Vorverständnis werden die Theorien und Hypothesen fortwährend präzisiert, modifiziert und revidiert. Die relative Unstrukturiertheit der Datensammlung gibt Raum für unerwartete Aussagen und Beobachtungen und begünstigt die Entdeckung neuer Fakten und Hypothesen.

Hypothesen, die auf dem Weg der Exploration in ständiger Auseinandersetzung mit der Realität gewonnen werden, können auch einen höheren erkenntnistheoretischen Status beanspruchen als abstrakt-theoretische Hypothesen, die nur beibehalten werden, weil sie noch nicht widerlegt wurden. Hypothesen, die im qualitativen Verfahren gewonnen werden, haben bereits eine implizite (induktive) Prüfung durchlaufen.

Ein Vorzug gegenüber dem quantitativen Modell besteht in dem Grundsatz, die Methode an den Gegenstand anzupassen und nicht umgekehrt. Damit ist gemeint, dass der methodische Apparat sich an die Besonderheiten des untersuchten Gegenstandsbereichs, an die Eigenheiten des Forschungsfeldes und an die jeweiligen Bedürfnisse der InformantInnen anzupassen hat.

Daraus folgt auch der Anspruch einer höheren Validität der Ergebnisse. Es scheint bei dieser Methode auch mehr auf die verständige Handhabung des vorhandenen methodischen

Instrumentariums anzukommen als auf die Erhebungs- und Untersuchungstechniken selbst. Dadurch verlagert sich der Schwerpunkt mehr zu den individuellen Fähigkeiten des/der ForscherIn. Sie sollte sich im Feld feinfühlig und flexibel erweisen, aber auch im Auswertungsprozess bei der Interpretation über eine angemessene hermeneutische Deutungskompetenz verfügen.

Vielfach besteht die Auffassung, dass die Berechtigung der qualitativen Forschung nur im Erkunden neuer Gegenstandsbereiche zur anschließenden quantitativen Weiterverarbeitung bestehe. SozialforscherInnen wie Girtler (1984, zit. nach Lamnek) wenden sich gegen diese Reduzierung des forschungslogischen Stellenwertes ihres Ansatzes: Die qualitative Methodologie stützt sich auf das vom quantitativen Ansatz grundsätzlich unterschiedliche interpretative Paradigma und lässt sich deshalb nicht auf die Explorationsfunktion und damit auf Handlangerdienste für die quantitative Sozialforschung beschränken.

23.1.1 Phänomenologie

Die Phänomenologie hat in der qualitativen Sozialforschung die Bedeutung einer Metatheorie. Sie befasst sich mit den Erscheinungen oder mit anderen Worten: mit dem, was „klar vor uns liegt“. Im engeren Sinn geht es um den uneingeschränkten Aufweis innerer und äußerer Gegebenheiten, wobei man in dieser vorläufigen Form auf jegliche Aussage über Sein und Wesen der Erscheinung verzichtet. Angewandt auf die Sozialwissenschaften läuft dies auf das Bemühen hinaus, die soziale Wirklichkeit möglichst vorurteilsfrei zu erfassen. Das Ziel des für die qualitative Sozialforschung relevanten Ansatzes der Phänomenologie besteht darin, durch objektive Erkenntnis das Wesen einer Sache, d.h., das Allgemeine, Invariante, zu erfassen, wobei die untersuchten Phänomene (Erscheinungen) so betrachtet werden, wie sie „sind“ und nicht, wie sie aufgrund von Vorkenntnissen, Vorurteilen oder Theorien erscheinen mögen.

Die angewandte Phänomenologie

Der Erkenntnisvorgang in der qualitativen Sozialforschung vollzieht sich in 2 Schritten:

Die Gewinnung einer möglichst vorurteilsfreien Einstellung: Die/der ForscherIn soll sich von seinem/ihrem theoretischem Vorwissen und den subjektiven Momenten, die den Blick auf die Gegenstände verstellen könnten, freimachen. Dazu bedarf es einer erhöhten Sensibilität für

die eigenen Gefühle, Wünsche und Einstellungen und einer Bedachtnahme auf die Gefahr, eigene Tendenzen auf die Forschungsobjekte zu übertragen. Einen nicht zu unterschätzenden Verzerrungsfaktor bilden Denktraditionen, die zu einer routinemäßigen Wahl eines Untersuchungsdesigns führen, ohne zu überlegen, ob nicht andere zielführender sind.

Der zweite Schritt, der zur Erfassung des Wesens der zu erforschenden Gegenstände führt, besteht in der Deskription der (Bewusstseins-)Inhalte. Die Beschreibung soll möglichst unvoreingenommen, genau und vollständig sein. Nach Diemer (1971, zit. nach Lamnek, 1993) sollen folgende Forderungen erfüllt sein:

- Schlicht sehen lassen und beschreiben.
- Nur das Phänomen sehen und beschreiben.
- So unvoreingenommen wie möglich sehen und beschreiben
- So genau wie möglich sehen und beschreiben.
- So einfach wie möglich sehen und beschreiben
- So vollständig wie möglich sehen und beschreiben.
- Nur in den Grenzen der Phänomengebundenheit sich bewegen.

23.1.2 Grundlagen

Der symbolische Interaktionismus

Die Vorgehensweise der qualitativen Sozialforschung entspricht auf inhaltlich-theoretischer Ebene am besten der soziologischen Theorie des symbolischen Interaktionismus, weil die Schwerpunktlegung auf explorative bzw. qualitative Forschung gut mit ihm übereinstimmt.

Da die Untersuchung menschlichen Handelns die subjektiven Ebenen der Interpretation von Handlungsweisen, die die AkteurInnen liefern, in die konkrete Situation miteinbeziehen muss, ist es nicht passend, eine vorweg definierte Methode und vorgefasste theoretische Konstrukte an den Erkenntnisgegenstand heranzutragen. Die Auffassung, dass die empirische Welt aus ständigen Interaktionsprozessen besteht, macht es notwendig, mit ihr in Kontakt zu treten. Als Gegengewicht und Ergänzung zum betrachtenden Vorgang ist auch eine analysierende Vorgangsweise erforderlich.

Die Überprüfung von Fragestellung, Hypothesen, Daten und Interpretationen erfolgt nach der Methodologie des symbolischen Interaktionismus in einem ständigen Abgleich zwischen wissenschaftlichen Verstehen und Alltagsverstehen. Der naive Blick auf den Untersuchungsgegenstand bedarf der Kontrolle durch die wissenschaftliche Sichtweise und umgekehrt. So sind die theoretischen Konzeptionen während des gesamten Untersuchungsprozesses offenzuhalten, um erst nach und nach mit Inhalten gefüllt und strukturiert zu werden.

Zentrale Elemente der Methodologie sind Exploration und Inspektion

Exploration

Exploration bezieht sich auf die Untersuchung eines fremden Lebensbereiches und fordert von der/dem ForscherIn eine flexible Haltung. Ergebnisse über Einzeldaten und deren Zusammenhänge sowie die methodischen Schritte zu ihrer Gewinnung und Überprüfung müssen ständig reflektiert und im Laufe des Untersuchungsprozesses immer wieder korrigiert werden. Dies erfordert die Bereitschaft, die theoretischen Vorstellungen ständig vom Untersuchungsfeld überprüfen zu lassen und die methodischen Schritte der Situation entsprechend anzupassen.

Inspektion

Die Inspektion ist eine analysierende Tätigkeit, die die Exploration überlagert. Sie besteht in einer intensiven, konzentrierten Prüfung des empirischen Gehalts von Sachverhalten und der Herstellung von Zusammenhängen zwischen ihnen, um sie im Rahmen wissenschaftlicher Theorien zu diskutieren.

23.1.3 Qualitative Inhaltsanalyse

Ziel der qualitativen Inhaltsanalyse ist die systematische Bearbeitung von detailliert protokolliertem Kommunikationsmaterial. Die Methode begnügt sich nicht damit, manifeste Kommunikationsinhalte zu untersuchen, sondern interessiert sich auch für latente Sinnstrukturen: sie will das entdecken, was hinter den Aussagen liegt. Darüber hinaus werden auch formale Aspekte wie z.B. sprachliche Merkmale als aufschlussreiche Analysegegenstände betrachtet (Lamnek, 1993).

Grundkonzepte der Inhaltsanalyse

Zentral für die Inhaltsanalyse sind folgende Grundgedanken:

- Die Einordnung in ein Kommunikationsmodell: Festlegung des Ziels der Analyse, der Variablen der TextproduzentInnen, die Entstehungssituation des Materials, des soziokulturellen Hintergrunds und der Wirkung des Textes
- Das Material wird nach einem inhaltsanalytischen Ablaufmodell in Analyseeinheiten zerlegt und schrittweise bearbeitet
- Kategorien im Zentrum: Die Analyseaspekte werden in Kategorien gefasst, die genau begründet werden und im Laufe der Analyse überarbeitet werden
- Gütekriterien: Das Verfahren soll nachvollziehbar und mit anderen Studien vergleichbar sein. Eine Interoderreliabilität (Übereinstimmung zwischen den codierenden Personen) von 0,7 wird als ausreichend angesehen (Mayring, 2000).

Aspekte und Grundprinzipien qualitativer Forschung im Kontext der Inhaltsanalyse

Um das Ziel der möglichst unverfälschten Erfassung der sozialen Wirklichkeit zu gewährleisten, sind zentrale Prinzipien zu beachten.

Offenheit

Offenheit wird zum zentralen Prinzip jeder Forschung erhoben. Diese Grundhaltung beinhaltet dabei eine Offenheit sowohl

- Im theoretischen Konzept
- Gegenüber den Untersuchungspersonen: Erklärung über Ziele der Forschung
- In der Erhebungssituation: In der Gestaltung und bei der Wahl der Erhebungstechniken
- In den im Einzelnen anzuwendenden Methoden

Der wichtigste Aspekt der Offenheit bezieht sich auf die Entwicklung theoretischer Konzepte, weil diese das gesamte Vorgehen vorentscheiden. Dabei werden keine Hypothesen mit vorab definierten Variablen formuliert, sondern erst im Verlauf der Forschung generiert. Die untersuchten Personen sollten sich authentisch verhalten können, ohne durch das

alltagsweltliche oder wissenschaftliche Vorwissen des Forschers bzw. der Forscherin beeinflusst zu werden.

Kommunikativität

Im qualitativen Paradigma wird postuliert, dass soziale Wirklichkeit durch Interaktion oder Kommunikation entsteht. Man geht davon aus, dass die untersuchten Personen ein Wissen von der manifesten und latenten Bedeutung ihrer Handlungswelt haben, das sie in die Kommunikation mit einbringen, um sich über die gemeinsame Deutung der Situation zu vergewissern. An die empirische Sozialforschung geht daher die Forderung, einen kommunikativen Akt zu initiieren, der der Alltagskommunikation ähnelt, da die methodologischen Regeln von den Regeln der alltäglichen Kommunikationsprozesse nicht getrennt werden können.

Die Akte der gegenseitigen Vergewisserung kann der/die ForscherIn einfangen und in der Form von Protokollen erhalten. Diese Protokolle bilden das Ausgangsmaterial für qualitative inhaltsanalytische Verfahren. Sie bestehen darin, die Bedeutungszuschreibungen der Akteure aus dem Material herauszufiltern.

Naturalistizität

Beim inhaltsanalytischen Material, das dem Interview entstammt, ist darauf zu achten, dass das Prinzip der Natürlichkeit in der Erhebungssituation eingehalten wird. Die Interaktionssituation, die während der Erhebung eingegangen wird, sollte dem/der InterviewpartnerIn als möglichst alltagsweltlich erscheinen. Dies betrifft vor allem die verwendeten Sprachcodes, die in der jeweiligen Alltagssituation vorgängigen Kommunikationsregeln und die Umgebung, welche sich von der gewohnten Alltagswelt nicht allzu sehr abheben sollte.

Naturalistizität in der Erhebungssituation erleichtert die „Vordefinition“ und „Vorinterpretation“ der Kommunikationsinhalte durch die Kommunizierenden und sorgt so dafür, dass die Interpretation des inhaltsanalytischen Materials valide wird.

Interpretativität

Das methodologische Prinzip der Interpretativität bezieht sich auf die Deutung von Kommunikationsinhalten und den sie begründenden Strukturen in der Auswertungsphase.

Aus dem aus der Untersuchungssituation stammenden Material werden auf dem Wege des wissenschaftlich kontrollierten Fremdverstehens Handlungsmuster herausgefiltert. Dies geschieht in 2 Phasen

- Nachvollzug der alltagsweltlichen Deutungen und Bedeutungszuweisungen und
- Typisierende Konstruktion eines Musters

Die erhobenen Daten werden nicht zur Falsifikation von vorab formulierten Hypothesen verwendet, sondern zur Gewinnung solcher Hypothesen.

Technik/Procedere

Mayring unterscheidet 4 grundlegende Typen inhaltsanalytischen Vorgehensweisen, von denen 2 gewählt werden, die für die vorliegende Untersuchung interessant sind.

1) Induktive Kategorienentwicklung

Es sollen schrittweise Kategorien aus dem Material entwickelt werden; die Vorgangsweise erfolgt nach folgendem Ablaufschema:

- Gegenstand, Fragestellung
- Festlegung von Kategoriendefinition (Selektionskriterium) und Abstraktionsniveau für die induktive Kategorienbildung
- Schrittweise induktive Kategorienbildung aus dem Material heraus in Bezug auf Definition und Abstraktionsniveau; Subsumption unter alte Kategorien oder Kategorienneubildung
- Überarbeitung der Kategorien nach etwa 10-50% des Materials
- Endgültiger Materialdurchgang
- Auswertung, ev. quantitative Analysen (z.B. Häufigkeiten)

Grundgedanke ist, aus der Fragestellung der Studie abgeleitet und theoretisch begründet ein Definitionskriterium festzulegen, das bestimmt, welche Aspekte im Material berücksichtigt werden sollen, und dann schrittweise das Material danach durcharbeiten. Die entwickelten Kategorien werden in einer Rückkopplungsschleife überarbeitet und einer

Reliabilitätsprüfung unterzogen. Sie können später auch zu Überkategorien zusammengefasst und je nach Fragestellung auch nach quantitativen Aspekten ausgewertet werden (vgl. Mayring, 2000).

- Strukturierende Inhaltsanalyse

Diese Technik hat zum Ziel, unter vorher festgelegten Ordnungskriterien bestimmte Aspekte aus dem Material herauszufiltern bzw. einen Querschnitt durch das Material zu legen und das Material nach bestimmten Kriterien einzuschätzen. Die Struktur besteht aus bestimmten Konstellationen verschiedener Kategorien, die differenzierbar sind. Je nach Fragestellung können formale, inhaltliche, typisierende oder skalierende Strukturen herausgefiltert werden. Die Kategorien werden exakt definiert und mit Textbeispielen versehen (sog. Ankerbeispiele) aus denen im Endeffekt ein Kodierleitfaden entsteht (Mayring, 2000).

Theoretisches Codieren – Textanalyse in der Grounded Theory

Grounded Theory lässt sich übersetzen als Theorie, die auf empirischen Daten und Einsichten beruht. Sie wurde von Glaser und Strauss (1967) in fundamentaler Kritik am eingeeengten Theorienverständnis in der quantitativen Methodologie und der Vernachlässigung der Entdeckung und Entwicklung neuer Theorien entwickelt. Die Autoren beklagen die Kluft zwischen deduktiven Theorien und der empirischen Forschung; sie sind der Meinung, dass die Angemessenheit einer Theorie nicht vom Prozess ihrer Erzeugung getrennt werden könne. Dementsprechend fordern sie, dass die Theorie aus konkretem Datenmaterial heraus in direkter Bezugnahme auf die soziale Realität gewonnen werden soll (Lamnek, 1993).

Procedere: Theoretical sampling

Die Grundidee dieser Sammlungsmethode ist die Repräsentativität der Konzepte im Unterschied zur Repräsentativität der Population. Es kommt nicht darauf an, die gefundenen Phänomene auf größere Populationen zu generalisieren, sondern die Bedingungen zu spezifizieren, unter denen es auftaucht. In diesem Sinne sollen Personen, Orte, Situationen und schriftliche Dokumente gefunden werden, welche die größte Chance bieten, die relevantesten Daten über das untersuchte Phänomen zu gewinnen. Das heisst damit auch, dass das Vorgehen gelenkt ist und guter Überlegung bedarf. Die Methode legt neben der Offenheit und Flexibilität auch ganz besonders Wert auf die theoretische Sensibilität, welche

sich in einer skeptischen Distanz zur eigenen Wahrnehmung und den eigenen Analyseergebnissen äußert und diese auch unermüdlich an den Daten selbst überprüft. Quelle der theoretischen Sensibilität ist das Literaturstudium, die eigenen beruflichen, aber auch persönlichen Erfahrungen und der Forschungsprozess selbst (Muckel, 2005).

Typisch für die Grounded Theory ist das Codieren und der Einsatz von Memos: Codieren wird als Verschlüsseln oder Übersetzen von Daten bezeichnet. Man wählt einen Textteil aus, bestimmt die Bedeutung und sucht einen Begriff, um den Textteil damit zu bezeichnen.

Memos umfassen übergreifende Zusammenhänge, die der Forscher Schritt für Schritt erkennt. Das Schreiben der Memos fördert die im theoretischen Sampling geforderte Distanzierung von den Daten. Sie sollten von Anfang an verfasst und ständig überarbeitet werden (Flick, 2003).

Flick (2003) beschreibt 2 Kategorisierungstypen:

- Offenes Codieren

Die Daten werden Zeile für Zeile analysiert und auf Wörter, Sätze, Ausdrücke, Handlungen befragt. In schrittweisem Vorgehen werden Dimensionen entwickelt, die schließlich als Bausteine für ein Modell genutzt werden können. Folgende Theoriegenerierende Fragen sollten gestellt werden:

- Was? Worum geht es hier? Welches Phänomen
- Wer? Welche Personen/Akteure? Welche Rollen? Wie interagieren sie?
- Wie? Welche Aspekte des Phänomens werden angesprochen (und welche nicht)?
- Wann? Wie lange? Wo? Wie viel?
- Warum? Welche Begründungen werden gegeben oder lassen sich erschließen?
- Wozu? Mit welcher Absicht, zu welchem Zweck?
- Womit? Welche Mittel, Taktiken, Strategien?

Das Hintergrundwissen des Forschers über den Kontext fließt dabei in die Beantwortung ein. Natürliche Codes bzw. „In Vivo Codes“, also Ausdrücke, die von den Leuten, die Gegenstand der Untersuchung sind, benutzt werden, werden als besonders fruchtbar beschrieben.

Wenn sich ein Aspekt auf einem (qualitativen !) Kontinuum anordnen lässt, ist eine Dimension gefunden.

- Axiales Codieren

Dieser Schritt dient der Verfeinerung und Differenzierung schon vorhandener Konzepte und verleiht ihnen den Status von Kategorien. Eine Kategorie wird in den Mittelpunkt gestellt und um sie herum wird ein Beziehungsnetz herausgearbeitet. Typisch ist diese Vorgangsweise für mittlere bis spätere Stadien der Untersuchung.

Für die Theorienbildung ist vor allem das Ermitteln von Beziehungen(Relationen) zwischen den Achsenkategorien und den damit in Beziehung stehenden Konzepten wichtig. Die hypothetischen Beziehungen sind beim axialen Codieren immer wieder anhand neuen Datenmaterials zu überprüfen.

23.1.4 Das qualitative Interview

Das qualitative Interview besitzt in der qualitativen Forschung als Untersuchungsinstrument aus mancherlei Gründen eine hohe Attraktivität: Die Forschung beschäftigt sich vor allem mit Texten und kann zur Interpretation dieser bereits auf einen hohen Entwicklungsstand von Auswertungsverfahren verweisen. Der Rückgriff auf durch Interviews produzierte Texte, die in statu nascendi aufgezeichnet werden, liegt wegen ihrer unverzerrten Authentizität nahe. Zusätzlicher Vorteil ist, dass die Informationen intersubjektiv nachvollziehbar sind und beliebig reproduziert werden können. Lamnek (1993) meint daher, dass das qualitative Interview zum Königsweg in der qualitativen Sozialforschung avanciert sei.

Es handelt sich beim qualitativen Interview um ein nicht-standardisiertes Interview, denn die dem Interview eigene Erfordernis der Situationsanpassung erlaubt weder vorformulierten Fragen noch die Einhaltung ihrer Reihenfolge. Die Rahmenbedingungen sind locker, natürlich und man versucht, das Prinzip des Alltagsgesprächs zu realisieren. Qualitative Interviews lassen die Befragten zu Wort kommen: Sie sind nicht nur DatenlieferantInnen, sondern bestimmt das Gespräch sowohl qualitativ als auch, was den Redeanteil betrifft.

Korrespondierend hält sich der/die Forscherin zurück. Was zu einem Thema relevant ist, bestimmt der/die Befragte, d.h. dass die Wirklichkeitsdefinition durch ihn/sie erfolgt.

Charakteristisch und dieser Methode wohl vorbehalten ist das Prinzip der Prozesshaftigkeit, was bedeutet, dass sie Deutungs- und Handlungsmuster ermittelt, die sich erst im Verlauf des Interviews entwickeln. Die Grundprinzipien der Inhaltsanalyse bedeuten im Kontext des qualitativen Interviews, dass die Fragen ausschließlich offen sind, der der/die InterviewerIn sich an die Kommunikationsregeln des/der Befragten anpasst und variabel auf die Bedürfnisse des/der Befragten reagiert.

Das narrative Interview

Das narrative Interview ist eine Spezialform des qualitativen Interviews, die sich durch einen hohen Grad von Offenheit für beide GesprächspartnerInnen auszeichnet. Diese Methode hebt darauf ab, dass die Betroffenen – konfrontiert damit, sich zu einem Thema zu äußern – selbst am Besten wissen, was sie für relevant und erzählenswert erachten. Theoretische Vorformulierungen sollten den Untersuchungsgegenstand nicht einengen, sondern allenfalls hilfreich umreißen, um die Eigenproduktion anzuregen.

Die Aufforderung und Erwartung, zu einem im Gespräch benannten Gegenstand zu erzählen, setzt natürlich voraus, dass der/die zu Befragende eine entsprechende Kompetenz besitzt.

Das Ergebnis der Kommunikation wird als Text aufgefasst. Je nach Akzentsetzung können diese Texte einen eher beschreibenden oder freieren, erzählenden Charakter haben. Nach Auffassung von Schütze (1977) sind Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen diejenigen Texte, die dem faktischen Handeln am nächsten stehen. Die Erzählungen sind daher geeignet, Auskunft darüber zu geben, wie sich Menschen in ihren Handlungen gewohnheitsmäßig orientieren. Da die Wiedergabe von Handlungen im Rückblick immer auch eine Interpretation enthält, muss die reflektierende subjektive Stellungnahme nicht durchwegs gesondert erfolgen.

Eine erzählgenerierende Frage bringt das Gespräch in Schwung. Die Dimensionen des zu Erzählenden bleiben offen und werden nur als Hilfestellung „angetippt“, um zu vermeiden, dass das Gespräch den intendierten Gegenstand verfehlt. Der/die InterviewerIn verhält sich zurückhaltend und beschränkt sich während des Gespräches auf die Rolle des/der interessierten Zuhörerenden. Am Schluss kann bei unklar gebliebenen Fragen oder Widersprüchlichkeiten behutsam nach Motiven, Wertungen etc. nachgefragt werden.

Das rezeptive Interview

Das rezeptive Interview ist die offenste und gleichzeitig die weitestgehende asymmetrische Form des qualitativen Interviews. Sie ist gekennzeichnet durch den völligen Verzicht auf theoretische Vorannahmen über den intendierten Gegenstand und weist dementsprechend keinerlei Vorherbestimmung auf. Die interviewten Personen bestimmen sowohl den Inhalt des Gespräches als auch den Gesprächsverlauf in Richtung und Schwerpunktsetzung. Das Thema des Gesprächs wird in einer ganz allgemeinen Weise angesprochen und es bleibt der

interviewten Person überlassen, was sie daraus macht. Der/die InterviewerIn weiß nichts über den interessierenden Gegenstand: er/sie weiß daher auch nicht, wonach sie fragen sollte. Erst im Verlauf des Interviews entsteht ein Entwurf des Themas und es werden die Dimensionen und die Beziehungen zwischen den Dimensionen sichtbar. Das rezeptive Interview ist durch extreme Einseitigkeit der Gesprächssituation gekennzeichnet, wo der/die InterviewerIn darauf verzichtet, am Ergebnis des Gesprächs mitzubasteln (vgl. Lamnek, 1993).

Nach der Erörterung der theoretisch-methodischen Voraussetzungen der gewählten Verfahren soll nun der Teil der praktischen Durchführung der Untersuchung zur Sprache kommen.

24 Datenmaterial und Datenerhebung

24.1 Die freien Texte

Das Einholen des erwünschten Textmaterials erfolgte nur zum geringeren Teil über Interviews. Der überwiegende Teil lief über den Weg einer Internet-Umfrage ein. Die Wahl dieser Methode war von folgenden Überlegungen geleitet:

Internet-Nutzung ist heute für die meisten Menschen eine selbstverständliche Alltagserfahrung und e-mail-Kontakte bedeuten deshalb eine alltagsnahe Kommunikationssituation. Die Vorgabe der elektronischen Form erfüllt also in dieser Hinsicht die Anforderung eines qualitativen Interviews. Zum anderen bleiben die Vorteile der üblicherweise mündlichen offenen Interviews wie: freie Formulierung, persönliche Sprachstile, individuelle Deutung der Fragestellung und Setzen eigener Schwerpunkte erhalten. Zu bedenken ist außerdem, dass die face-to-face-Situation im mündlichen Interview für manche ProbandInnen durchaus stresserzeugende Momente enthalten könnte: Soziale Ängste, die Annahme von Erwartungen der Interviewerin sowie die allfällige Leistungskomponente des ad-hoc-Formulierens, womöglich unter – subjektiv empfundenem – Zeitdruck. Die Wahl der alternativen Form begünstigt hingegen ein Distanznehmen zum Gegenüber – nicht im Sinne des fehlenden Bezuges zur Adressatin der Kommunikation, sondern als Wegfall von Zugzwang oder auch, um „die Leine schleifen zu lassen“, was einen Spielraum für kreativere Gestaltung des Ausdrucks eröffnet und nicht zuletzt auch eine mutigere Wortwahl zur Folge hat.

Es wurde ein Text verfasst, in dem Arbeitslose aufgefordert wurden, ihr Leben in der Arbeitslosigkeit zu beschreiben. Ein Hinweis auf das problematische Arbeitslosenbild in der Öffentlichkeit sollte sie ermuntern, ihre tatsächliche Lebensrealität darzustellen. Die Erwähnung der eigenen Betroffenheit durch Arbeitslosigkeit diente dazu, die Bedenken wegen eines möglichen Ausspionierens durch Institutionen auszuräumen und dem Misstrauen gegenüber „den ExpertInnen“ vorzubeugen. Indem die AdressatInnen aufgefordert wurden, sich auf ihre eigene Sprache zu verlassen, sollten sie sich vielmehr selbst als ExpertInnen ihrer Erfahrung begreifen. Ich hätte die Arbeitslosen einfach ganz allgemein auffordern können, zu beschreiben, wie sie ihre Zeit verbringen. Dies hätte möglicherweise in der Beschreibung zu einer Ausgrenzung wichtiger Erfahrungsbereiche ihres Lebens geführt. Da das in unserer Gesellschaft vorherrschende Verständnis von „Zeitgestaltung“ überwiegend auf Aktivitäten reflektiert und also der Begriff eher tätigkeitslastig ist, fand ich den expliziten Hinweis auf die passiveren Formen des „Zeitverbringens“ – auf die es mir ebenso ankam – angebracht. Wie sich anhand der einlaufenden Texte zeigen sollte, war die Bedachtnahme auf das eingeeengte Verständnis von „Zeitgestaltung“ durchaus gerechtfertigt.

Um den Nachdenkprozess anzuregen und die Textproduktion etwas zu erleichtern, führte ich als Anker einige Fragen mit Beispielscharakter auf. Sie hatten nur den Charakter von Überlegungen und erzwangen keine Beantwortung.

Einige Eckdaten zu Alter, Geschlecht, Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit sollten eine grobe Orientierung geben.

Die Seite wurde als Homepage mit der Möglichkeit, die Texte per e-mail zu versenden, eingerichtet und mit einer vielbesuchten Homepage einer Arbeitsloseninitiative verlinkt. Außerdem trug ich mein Forschungsanliegen dem AMS und einem mit dem AMS zusammenarbeitenden Kursinstitut vor, die für die Verbreitung und Veröffentlichung meiner Textblätter sorgten.

WILLKOMMEN AUF DER HOMEPAGE FÜR ARBEITSLOSENTEXTES !

(Studie am psychologischen Institut der Universität Wien)

Liebe TeilnehmerInnen!

Vorstellungen über Arbeitslose und Arbeitslosigkeit sind vielfach von undifferenzierten Vorannahmen geprägt. Die Art und Weise, wie Arbeitslose in der Öffentlichkeit dargestellt werden, tragen wesentlich zur Einschätzung ihrer Situation und eventuellem Handlungsbedarf bei. Gesellschaftlich sinnvolles Handeln beruht auf Wissen und nicht auf Vorurteilen!

Mein Interesse an einer Korrektur verbreiteter Arbeitslosenklischees resultiert nicht zuletzt aus meiner eigenen Betroffenheit. Ich bin selbst arbeitslos. Mit einer wissenschaftlichen Aufarbeitung (Diplomarbeit) vorherrschender Meinungen im Lichte der Schilderungen, die Arbeitslose selbst von sich geben, möchte ich ihrer tatsächlichen Lebensrealität Rechnung tragen.

Maria Hintersteiner

Das Thema dieser wissenschaftlichen Untersuchung befasst sich mit der Lebensgestaltung von Arbeitslosen. Wie verbringen Arbeitslose ihre Zeit? Von Interesse ist dabei, wie Arbeitslose selbst sich und ihre Lebenswelt, das, was sie tun oder nicht tun, beschreiben. Es soll dabei nicht den sogenannten Experten überlassen bleiben, zu entscheiden, welche Erfahrungsgebiete wichtig sind und welche nicht. Es ist auch nicht erforderlich, sich der Expertensprache zu bedienen, um bestimmte Gedanken, Erfahrungen oder Tätigkeiten zu erklären. Wählen sie selbst ihre Begriffe! Die Fragestellung ist bewusst sehr allgemein gehalten, um Ihnen ein möglichst weites und offenes Feld der Berichterstattung zu geben und Ihnen die Möglichkeit zu geben, Ihre Gedanken frei zu äußern.

Diese Untersuchung geht nicht vom AMS aus und ist nicht von ihm in Auftrag gegeben. Die einzelnen Personen werden im Zuge der wissenschaftlichen Auswertung anonymisiert, sodass eine Identifikation unmöglich ist. Ihre persönlichen Daten werden weder an Einzelpersonen noch an irgendwelche Institutionen weitergegeben.

ZUR UMFRAGE

FRAGESTELLUNG

Um Ihnen die Fragestellung genauer zu erklären und Ihnen die Beantwortung etwas zu erleichtern, seien folgende Überlegungen angeführt: Es geht sowohl um aktive Betätigungen als auch passivere Gestaltungsformen der eigenen Zeit. Ob man viel unternimmt, wenig oder gar nichts tut, ob man dies allein tut oder mit anderen – es ist alles Inhalt der Fragestellung.	• Mit welchen Worten würden Sie beschreiben, was Sie tun (bzw. nicht-tun) • Wie erleben sie sich selbst dabei • Wie geht es Ihnen dabei • Welchen Stellenwert hat diese Tätigkeit bzw. dieser Teil in ihrem Leben • Spielen andere Personen eine Rolle dabei • Wie denken sie über Arbeit • Wie weit sind gängige Vorstellungen über Arbeit und Arbeitslosigkeit zutreffend • Welche Begriffe wären zutreffend • Was denken andere darüber, wie Sie Ihr Leben verbringen • Sollte sich an ihrer jetzigen Lebensweise etwas ändern, wenn ja, in welcher Weise)		
Zur Form ihres Textes:	Jede Form ist möglich. Einzelne Sätze, Gedankensplitter oder längere Aufsätze. Sie können Absätze einzelnen Gesichtspunkten zuordnen oder auf diese Form der Strukturierung verzichten. Auch die Wiedergabe von Inhalten in Tagebuchform ist zulässig.		
Bitte, geben Sie folgende Daten an:	• Geschlecht • Familienstand (allein lebend oder mit PartnerIn/Kindern) • Dauer der Arbeitslosigkeit • Erlernter oder überwiegend ausgeübter Beruf • Wie viele Jahre waren Sie berufstätig (gelderwerbsorientierte Berufstätigkeit)		
Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit !	arbeitslosentexte@aon.at	arbeitslosentexte@aon.at	Fragestellung pdf-datei

24.2 Die Interviews

Ich führte 5 qualitative Interviews durch. Durch Bekanntgabe meines Forschungsanliegens in meinem Bekanntenkreis – wer kennt Arbeitslose, die sich gerne interviewen lassen möchten – lernte ich durch Weiterempfehlungen meine InterviewpartnerInnen kennen. Die Interviews selbst wurden in einem Fall in der Wohnung der Betroffenen, in einem weiteren Fall in meiner Wohnung und in den restlichen Fällen in den Räumlichkeiten eines Wiener Kulturzentrums durchgeführt.

Da Arbeitslose in vielfacher Hinsicht von ihrer Arbeitslosigkeit betroffen sind und aus unterschiedlichen Blickwinkeln darauf Bezug nehmen können, ist Arbeitslosigkeit als Gesprächsthema breit gefächert. Dies bedeutete in den Interviews, dass der Einstieg sich unproblematisch als lockeres Hineingleiten in das eigentliche Thema gestaltete: Wir plauderten über dieses und jenes Problem. Der Umstand, dass auch die Interviewerin arbeitslos war und also eine gemeinsame Perspektive auf das Thema Arbeitslosigkeit sich durchaus annehmen ließ, ließ allfällige Schranken, die aus der sozialen Herkunft und dem damit womöglich verbundenen Statusgefälle der GesprächsteilnehmerInnen hätten resultieren können, erst gar nicht entstehen: Es stellte sich rasch eine vertrauliche Gesprächsatmosphäre her. Auch die mitunter auftretenden Pannen beim Wechseln der Tonbänder bewirkten keine Verlegenheit, sondern wurden meinen Eindruck nach als Herausforderung zur kooperativen Bewältigung aufgefasst.

Zum Einstieg in den eigentlichen Interviewteil wurde den Personen der Text, der auf der Homepage der Arbeitslosenenumfrage abgebildet ist, vorgelegt, mit dem Ersuchen, sich ihn durchzulesen. Ich gab den Hinweis, dass die im Text aufgelisteten Fragen keinerlei verbindlichen Charakter hätten, sondern nur dazu dienten, sich ein Vorstellung davon zu machen, worum es gehen könnte. Es handelte sich bei diesen Fragen also um einen „Anregungsleitfaden“. Auf diese Weise war in Hinblick auf die schriftliche Vorgabe des Untersuchungstextes eine gewisse Gleichheit mit den Bedingungen der e-mail-TextproduzentInnen gegeben.

Es erwies sich, dass die anfangs beabsichtigte rezeptive Form der Interviews nicht zur Gänze einzuhalten war, da die Gespräche mitunter in unerhebliche Details abzugleiten drohten. In diesen Fällen genügte ein kurzes bestätigendes Zusammenfassen der Ausführungen unter Einbindung in den ursprünglichen Bezug, um zum Thema zurückzuführen. Ich ging gut mit Tonbändern versorgt in die Aufzeichnungssituation und konnte mir erlauben, keine zeitliche

Beschränkung vorzugeben; die Interviews liefen mehr oder weniger aus: wenn das Thema erschöpft schien, gaben die Interviewten teils von sich aus kund, dass ihre Erzählung zu einem Ende gekommen war, in anderen Fällen wurden sie gefragt, ob sie noch etwas sagen wollten.

Das Aufzeichnen mittels Kassettenrecorder stellte in keinem Fall ein Problem dar.

25 Die Ergebnisse

25.1 Die Tätigkeiten

Das vorliegende Sample ergab sich aus den Reaktionen der Personen, die auf den Erzählaufruf reagierten und den Personen, die für Interviews gewonnen werden konnten. Der Zufall ergab eine nahezu geschlechterrepräsentative Zusammensetzung aus 13 Frauen und 15 Männern. 5 Personen sind zwischen 20 und 25 Jahre alt, 11 Personen sind zwischen 50 und 59 Jahren, der Rest liegt dazwischen. Das Sample hat einen Altersmedian von 43 Jahren. Die Dauer der Berufstätigkeit richtet sich nach dem Alter, der Median liegt bei 17 Jahren. Der Median der Dauer der Arbeitslosigkeit beträgt 2 Jahre.

Die Angabe der Berufe zeigt, dass das Sample über ein großes Spektrum von Berufssparten verteilt ist. Die Angaben reichen von „kein Beruf“ über „Maurer“, Elektro- und Technikberufe, Büroberufe und Sozialberufe bis zu IT-Management, Wirtschaftsingenieurswesen und Kultur- und Sozialwissenschaften. Berufliche Qualifikation und Bildung haben unter den Arbeitslosen in dem Sinne nichts miteinander zu tun, als die Texte jener Menschen, die angaben, keine Berufsausbildung absolviert zu haben, auf einen hohen Bildungsgrad hinweisen.

Die Aktivitäten, welche von den Arbeitslosen berichtet werden, beeindrucken durch ihre Vielfalt, ihre prosoziale Ausrichtung, die Ernsthaftigkeit, mit der sie betrieben werden, den schöpferischen Charakter und den hohen Grad von Professionalität, den sie häufig aufweisen. Beinahe immer handelt es sich um ehrenamtliche, freiwillige und allenfalls auf geringfügiger Basis entlohnte Tätigkeiten.

Die Arbeitslosen interessieren sich für Sport, Reisen, Natur, Kochen und verschiedene Kunstgattungen. Sie gehen Rad fahren, Joggen, Klettern, engagieren sich in einer bunten Palette von NGOs, lesen viel, betreiben Astrologie, begeistern sich für Musik. Sie singen oder spielen Instrumente wie etwa Herr X, der seine Texte vertont und sie mit der Gitarre vorträgt oder Herr Y, der, selbst gesund, in einem sozialpsychiatrischen Zentrum in einer Band spielt und der Einrichtung bei Veranstaltungen durch seine Keyboardkompositionen und seine ausgedehnte künstlerische Mitwirkung zu Erfolg verhilft.

6 Personen pflegen ihr bildnerisches Talent: Sie haben sich „mit Freuden in die Malerei gestürzt“ (Frau P), zeichnen oder malen „herrliche Bilder“ (Frau Q) oder befassen sich mit Kunsthandwerk; 6 Personen des Samples betätigen sich literarisch und schreiben Texte, Bücher, Drehbücher oder machen Kabarett. Frau Q schreibt „fröhlich angehauchte Gedichte“ und sendet sie erfolgreich an Verlage.

Herr Y hat sein Hobby als Fotograf, das er schon während seiner Berufstätigkeit ausgeübt und auch im Betrieb eingesetzt hat, in der Arbeitslosigkeit ausgebaut und künstlerisch perfektioniert.

Einzelnen oder auch in Gemeinschaft mit anderen nehmen einige im Rahmen ihres beruflichen Faches projektbezogene (wissenschaftliche) Arbeiten in Angriff. So führt etwa die Kulturwissenschaftlerin Frau E aus Eigeninteresse wissenschaftliche Untersuchungen durch und arbeitet Herr V Projekte zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit aus.

Obwohl die finanziellen Restriktionen in vielen Fällen eine Teilnahme an gesellschaftlichen und kulturellen Veranstaltungen oder sogar bescheidene Unternehmungen im Freundeskreis unterbinden, taucht der Besuch von Theater, Konzerten, Kino, Vorträgen immerhin dort auf, wo die Ressourcen eine gewisse Freizügigkeit erlauben.

Unter den Arbeitslosen findet sich verschiedentlich ein ausgeprägtes Interesse an Politik, insbesondere an politischen Fragen, die mit Armut und Arbeitslosigkeit zu tun haben. Diese Personen treffen sich mit sozialen Gruppierungen, erörtern politische Themen, besuchen politische Informationsveranstaltungen, lesen einschlägige Literatur und suchen die gesellschaftspolitische Auseinandersetzung.

Soziales Engagement steht bei den Arbeitslosen hoch im Kurs. Bei Herrn W nahm es durch das Ausmaß und die Konsequenz in der Verfolgung der Ziele den Charakter eines politischen Kampfes an. Er hat sich in 23 jähriger Arbeitslosigkeit als engagierter ehrenamtlicher Sozialarbeiter betätigt und seine ganze Energie den Armen und Ausgegrenzten der Gesellschaft gegeben. Er setzte sich für Delogierte und Obdachlose, mittellose Mütter, Drogensüchtige, AusländerInnen und Staatenlose ein, focht an ihrer Stelle den Streit mit Gerichten, Behörden und Staat aus und verschaffte ihnen Zugang zu Recht und Obdach. In mehreren Hausbesetzungen schaltetet er sich als Rechtshelfer und Mittelsperson zwischen Besetzern und Gemeindeverwaltung ein und konnte in vielen Fällen eine glückliche Lösung, sprich: Unterkunft für die Betroffenen erzielen. Er war für Schuldenregulierung, Scheidungsverfahren zuständig, kämpfte gegen Sozialämter, Jugendamt und AMS und verfolgte einen psychosozialen Betreuungsansatz, der die gesamte Problematik der Person im Blick hatte.

Herr W war für seine Schützlinge rund um die Uhr tätig. Er sammelte sie häufig von der Straße auf und nahm sie, wenn sie von den zuständigen Ämtern im Stich gelassen wurden, samt ihren Kindern bei sich zu Hause auf. Damit zerstörte er letztendlich seine eigene Familie – seine Ehe ging in Brüche.

Kommunikation und Gastlichkeit, ein geselliges Leben ist vielen Arbeitslosen wichtig. Die erwerbsmäßige Beherbergung bietet in einem Fall nicht nur eine materielle, sondern auch eine ideelle Bereicherung in Form kulturellen Austausches und wissenschaftlicher Diskussionen. Nebenbei dient das ausgedehnte Kontaktfeld noch dazu, anderen Jobs zu vermitteln.

13 Personen erzählen vom Vorhandensein einer Familie, manche auch von FreundInnen, um die sie sich kümmern, deren Mitglieder sie in irgendeiner Weise betreuen. Dabei sind nicht nur tatkräftige Sorge, sondern auch Momente im Spiel, die nicht getan werden können, sondern erlebt werden müssen.

So ist die emotionale Zuwendung zu einem Menschen und die psychische Antwort auf ein Ereignis nur bedingt als Tätigkeit zu beschreiben; viel eher wird damit eine Erfahrungsdimension angesprochen, welche per se das enge Bezugssystem von Arbeit und Arbeitslosigkeit überschreitet:

Frau S erwähnt ein Ereignis, das sie in den letzten Monaten „gefangen nahm“. Sie führte mit Freundinnen zusammen eine Sterbebegleitung in ihrem näheren sozialen Umfeld durch und bezeichnet dies als das mit Abstand Wichtigste der letzten Monate. Viele ihrer Freundinnen beschäftigten sich intensiv mit dem Prozess des Sterbens und mit ihrer Trauer.

Da sie die einzige Erwerbslose war, konnte sie zeitaufwändige Anwesenheiten ebenso übernehmen wie Koordinationsaufgaben. In ähnlicher Weise widmete sich Frau Z ihrer Großmutter, als diese krank und pflegebedürftig wurde. Sie „schmiss“ ihre Arbeit hin und fuhr ans andere Ende von Österreich, um ihre geliebte „Oma“ im Sterben nicht allein zu lassen.

Arbeitslosigkeit wird dazu verwendet, die Gedanken zu ordnen und über den Sinn im eigenen Leben (Herr V) nachzudenken. Seine eigene Position überdenken kann die Form des selbstquälerischen Nachdenkens und Grübelns, was man bei den Bewerbungen falsch gemacht haben könnte (Frau T), annehmen oder auf konstruktive Entwicklungsziele hin angelegt sein, wie bei Herrn X, der die Last einer schwierigen Kindheit trägt und sich mit Hilfe des buddhistischen Achtsamkeitstrainings psychisch weiterentwickelt.

In einem anderen Fall (Frau A) nimmt das Nachdenken dialogische Formen an: Frau A konfrontiert Probleme und Ängste in einer Art innerem Zwiegespräch mit kontrastierenden Betrachtungsweisen, sodass sich ein Raum für eine Relativierung, Neubewertung und Korrektur der Einstellung öffnet.

Die Meditation entspringt der Muße. Zwei Künstlerinnen brachten von sich aus, d.h., ohne im Interview damit konfrontiert worden zu sein, den ungewöhnlichen und veralteten Begriff der Muße ins Spiel, um ein wichtiges Moment in ihrem Leben zu beschreiben. Dieser Zufall der identischen Wortverwendung durch zwei Personen in Einzelinterviews ist leicht dadurch zu erklären, dass die beiden Frauen Freundinnen sind und sich offenbar über vieles austauschen – so auch über die Muße. Ein weiterer Grund könnte darin liegen, dass sie als Künstlerinnen eine gewisse Affinität zum Begriff haben: Muße und Muse liegen eng beieinander.

So auch bei Frau Z, die sich zu ihrem Malen, „den Kuss der Muse“ braucht, damit ihre Ideen „laufen“. Dies kann sie nicht steuern, indem sie sich einfach hinsetzt und anfängt. Dazu bedarf es eines Mußemoments.

Frau Z beschreibt dies so: „Muße ist die Zeit zum Nachdenken, Zeit zur Meditation im besten Fall. Unter Muße verstehe ich: Nichts tun, sondern einfach Sein. Eine Phase, wo man mit nichts aktiv beschäftigt ist. Dann können die Ideen kommen, weil man offen ist, loslässt, sich entspannt. Zeit, wo man sich keinen Druck macht: Kein krampfhaftes Nachdenken über irgendwas, sondern Loslassen, Locker-lassen, In-sich-Gehen, Entspannung. Sein ohne Bewertung, Rechtfertigung und größere Reflexion.

Das kann auch mit äußerer Haltung und mit bestimmten Orten zu tun haben: sich hinsetzen an den Schreibtisch, Sinnieren, gar nichts denken oder wo sitzen und ein Bier trinken, den Gedanken freien Lauf lassen, ohne Vorgabe, Ziel, Korsett, Druck, wie etwa: ich muss jetzt auf irgendwelche Erkenntnisse kommen oder überlegen, was mach ich. . .

Dies ist eine Form von Freiheit!“

Frau EU betont die regenerative Komponente der Muße: Auftanken in der Natur, Bilder visualisieren oder auch alleine tanzen. Sie tanzt, um sich Kraft zu holen und ihre Gefühle in Fluss zu bringen.

Muße war bei beiden Frauen während der Zeit der Erwerbstätigkeit und der Zeit der Kranken- und Sterbebetreuung wegen der besonderen psychophysischen Belastung kaum oder gar nicht möglich. In vielen anderen Fällen gilt aber, dass die Verwirklichung der in der Arbeitslosigkeit gezeigten Interessen und Neigungen zwar häufig erst in der Arbeitslosigkeit vermehrt in Angriff genommen oder intensiviert wird, dass diese jedoch schon vor Eintritt

der Arbeitslosigkeit bestanden und sich nun in die Arbeitslosigkeit verlängern bzw. sich – was besonders in jenen Fällen anschaulich wird, wo die Arbeitslosigkeit sich über den größten Teil des Lebens erstreckt - unabhängig von den verschiedenen Lebensphasen entfalten.

25.2 Die Tätigkeiten der Frauen

Anhand des Nachweises in den Texten fällt auf, dass bestimmte Tätigkeiten überwiegend von Frauen verrichtet werden bzw. ihnen sogar vorbehalten sind, was als Hinweis auf eine gewisse Geschlechtsgebundenheit oder zumindest Geschlechtersegregation dieser Tätigkeiten gewertet werden kann, welche offenbar mit dem Übergang in die Erwerbslosigkeit nicht einfach verschwindet.

Der einzige Bericht darüber, dass eine arbeitslose Person sich auch mal verwöhnen und pflegen lässt (cranio-sacral, Pediküre), stammt von einem Mann.

Die Frauen betreuen Haus und Garten, pflegen ihre alten Verwandten, kümmern sich um ihre eigenen Kinder und die Kinder anderer Leute, unternehmen mit ihnen Ausflüge, engagieren sich in Lern- und Nachhilfe bzw. generell in Schule (Ausflüge, Bildungsveranstaltungen, Bibliothek, Seminarorganisation) und Pfarre (Kinderchor). Sie erledigen „Taxifahrten“ (Frau P) für die Kinder und ihre Aktivitäten, begleiten sie zu Veranstaltungen und stärken ihr Selbstwertgefühl mit „Zuschauen und Zujubeln“ (Frau P), ferner organisieren sie die berufliche Entwicklung ihrer Lebensgefährten bzw. Gatten, entlasten sie und bieten ihnen eine häusliche Infrastruktur. Frauen übernehmen Schreibarbeiten für Vereine oder Private, gehen Babysitten und betreiben „Net-working“, um ihr soziales Kontaktfeld auszubauen (Frau S). Immerhin gibt es auch einen Mann, der berichtet, dass er im familiären Umfeld hilft, wo er kann.

Frauen leisten soziale Dienste in Haus und Umwelt und tun dies seit jeher ehrenamtlich und unbezahlt. Sie erfüllen ihre soziale Rolle unabhängig von Erwerbsstatus und Lebenslage. Arbeitslos oder nicht: Da-Sein für andere gehört zu ihrem Selbstverständnis, es wird aber auch von ihnen erwartet.

In diesem Lichte scheinen die Kontraste zwischen Zeiten des Erwerbs und Zeiten der Arbeitslosigkeit für Frauen eher zu verschwimmen, da ihr Einsatz immer gefordert ist. So meint Frau P: „ARBEITS“los bin ich wirklich nicht. Ich kassiere nur für meine Arbeit keinen offiziellen Lohn.

25.3 Die Gruppen

Anhand der Bedeutung der Erwerbsarbeit in den Tätigkeiten der einzelnen Personen lassen sie sich in folgende Gruppen einteilen:

Arbeitslosigkeit als Bedingung für Entfaltung von Interessen und kreativen Tätigkeiten (Gruppe 1)

Diese Gruppe betont die Vorzüge ihres jetzigen Lebens gegenüber den Zeiten der Erwerbsarbeit und schlägt den Wert der Lohn- und Erwerbsarbeit gering an. Die Arbeitslosigkeit wird als Bereicherung erfahren, sie bietet Erholung von den Strapazen (Mobbing, Ausbeutung, Stress) der Erwerbsarbeit und ermöglicht ein intensiveres Leben, als es in den Strukturen der Lohnarbeit möglich wäre.

So meint Herr K: „jetzt ist es erst richtig 'lustig', abwechslungsreich, bunt, ...“

Arbeitslosigkeit schafft für diese Menschen Raum und Freiheit für die Pflege sozialer Beziehungen, den Aufbau solidarische Netzwerke, die Entwicklung der Persönlichkeit und die Entfaltung der Interessen. Erst durch die Befreiung von der Erwerbsarbeit können die wichtigen Dinge im Leben den Stellenwert erfahren, der ihnen zukommt.

Es ist diese Sichtweise, dass Selbstverwirklichung nur unter der Vorbedingung der Arbeitslosigkeit gelingt und die Vorstellung des gegenseitigen Ausschlusses von Erwerbsarbeit und Leben, die diese Gruppe kennzeichnet. Eine scharfe Abgrenzung zu den anderen Gruppen ist trotzdem nicht möglich, da die beschriebenen Aktivitäten und Interessen vielfältig sind und ein differenziertes Profil aufweisen, d.h. dass die Prioritäten und Schwerpunktsetzungen je nach Tätigkeit oder Lebensbereich durchaus variieren können. Dies gilt gleichermaßen für die anderen Typen. So lässt sich die Verfolgung beruflicher (Ausbildungs)Ziele durchaus mit dem Eingeständnis gewisser Vorzüge der Arbeitslosigkeit (bin offener, interessierter geworden) vereinbaren: Die Übergänge zwischen den Gruppen sind daher fließend.

Befriedigende Aktivität in der Arbeitslosigkeit bei Aufrechterhaltung der Erwerbsarbeitsorientierung (Gruppe 2)

Unter den besonders aktiven Arbeitslosen gibt es eine Gruppe, die weiterhin die Orientierung an der Erwerbsarbeit aufrechterhält bzw. versucht, nach langer Arbeitslosigkeit wieder in die

Welt der Erwerbsarbeit einzusteigen. Sie macht etwa ein Drittel des gesamten Samples aus. Der Hintergrund für die Aufrechterhaltung der Arbeitssuche besteht einerseits in der Notwendigkeit des Lebensunterhaltes, wobei die finanziellen Restriktionen der Arbeitslosigkeit einen spürbaren Druck ausüben. Ein weiterer Grund scheint bei Frauen deutlich zu werden, die sich während ihrer Arbeitslosigkeit vermehrt für Haushalt und Familie engagiert haben, das Bedürfnis nach Gebraucht-Werden, Selbstbestätigung und Anerkennung (Frau N) empfinden sowie nach sozialer Kontakterweiterung in einem beruflichen Umfeld suchen und ihren Horizont erweitern wollen. Mit anderen Worten: die aus der „Enge des Nur-Mutter-Seins“ (Frau P) ausbrechen wollen.

Einige Personen unterziehen sich beruflichen Weiterbildungen und Umschulungen oder versuchen, beruflich auf ihr Hobby umzusatteln. Im Fall von Frau L. geschieht dies auf Anweisung des Arbeitsmarktservice (AMS). Obwohl sie anfangs widerwillig in die „Maßnahme“ ging, begann sie sich im Verlauf dafür zu interessieren und bewirbt sich in Richtung ihrer Ausbildung. In den anderen Fällen vollzieht sich die berufliche Ausbildung auf eigene Initiative und ohne Unterstützung bzw. sogar gegen Anordnung des AMS.

So hat Herr F auf eigene Initiative ein „neues Arbeitsprofil“ erstellt und besucht derzeit eine Ausbildung, um in Zukunft als Lebens- und Sozialberater zu arbeiten. Herr I, der sich nach eigenen Aussagen in alle Richtung weiterbildet, hat, da Pensionsversicherung und AMS ihn erst 6 Monate nach seiner Kündigung in eine „Maßnahme“ zur Berufsfindung geschickt haben, schon zuvor die Initiative ergriffen und eine Berufsreifeprüfung in Angriff genommen. Diese wird allerdings „nur als [mein] Freizeitvergnügen angesehen“, und so muss Herr I finanziell selbst für seine Ausbildung aufkommen.

Die Bandbreite der Bedingungen, die diese Gruppe an die Aufnahme einer Beschäftigung stellt, reicht von gehaltsbezogenen Aussagen: „Job, der halbwegs bezahlt ist“ (Frau E), „will nicht schlechter da stehen als ohne Tätigkeit“ (Frau Q), ein angemessenes Lohn-Leistungsverhältnis verbunden mit der Forderung nach Aufgabenstellungen, die Spaß machen und dem Ausschluss psychischer Belastung (Herr R) bis zur Voraussetzung der moralischen Vertretbarkeit und persönlichen Stimmigkeit - „ich hab meine Jobs nur so lange gemacht, so lang ich sie gut vertreten konnte“ (Frau S) - sowie der Behauptung der Identität, wie sie bei Frau Q zum Ausdruck kommt: „ich erlaube mir heute immer noch, ein Mensch mit Ecken und Kanten zu sein und Fehler, falls ich sie gemacht habe, auch offen zuzugeben.“

In ihrer Kreativität, der Qualität ihrer Tätigkeiten, ihrer Eigeninitiative und der Fülle an ehrenamtlichen sozialen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Aktivitäten und Interessen, ihrer Bereitschaft, sich um die Familie zu kümmern, unterscheidet sich diese Gruppe in nichts von der, die in ihrer Arbeitslosigkeit vor allem einen Gewinn sieht.

Überwiegende Orientierung an Erwerbsarbeit (Gruppe 3)

Für diese Gruppe (Gruppe 3) stehen die Bewerbungsaktivitäten im Zentrum der Aufmerksamkeit. Zu ihnen gehören Personen, die nur sehr kurze Texte zu ihrem Arbeitslosenlebens lieferten: sie scheinen am wenigsten auskunftsfreudig zu sein. Ihre Beschreibungen enthalten wenig mehr Inhalt als den Hinweis auf die ständigen und erfolglosen Bewerbungen. Die Kargheit der Mitteilungen vermittelt eine gewisse Einengung in Ausdruck und Lebensgestaltung dieser Personen, deutet vielleicht auch auf Perspektivlosigkeit hin. Zur Gruppe gehören aber auch einige, die besonders beeindruckende und reichhaltige Darstellungen ihres Arbeitslosenlebens verfassten. Das bestimmende Motiv dieser Texte sind die verzweifelte Bemühungen um die Wiedererlangung eines Arbeitsplatzes. Diese Menschen können in der Arbeitslosigkeit keine sinnvolle Lebensweise sehen. Obwohl sie den anderen an Einfallsreichtum und Kreativität um nichts nachstehen, scheint es für sie keinen Bezugspunkt im Leben zu geben, der die Erwerbsarbeit gleichwertig ersetzen könnte.

Ihr Erleben ist ganz von der Arbeitslosigkeit überschattet. Sie fühlen sich für ihre Lage selbst verantwortlich und leiden besonders stark.

25.4 Befindlichkeiten gut

Ob Arbeitslosigkeit mit angenehmen oder unangenehmen Gefühlen verbunden ist, hängt von einer Anzahl von Faktoren ab, die das Wohlbefinden entscheidend beeinflussen können. Dazu gehören die finanzielle Lage, das Vorhandensein und die Erschließung sozialer Unterstützung, die subjektive Bedeutung der Erwerbsarbeit, die Selbstakzeptanz, die gesundheitliche Situation vor Eintritt in die Arbeitslosigkeit und die ungestörte Verfolgung eigener Interessen und Entwicklungsperspektiven.

Den Arbeitslosen von Gruppe 1 geht es – soweit es den Umstand ihrer Arbeitslosigkeit betrifft – durchwegs gut, da sie sich mit ihren Zielen in Einklang finden. Doch auch manche, die den Verbleib in der Arbeitslosigkeit als Unglück ansehen oder die Arbeitslosigkeit nur als

vorübergehende Phase genießen, verzeichnen Erholungs- und Genesungswerte wie etwa die Überwindung von Schlafstörungen und andere Gesundungsprozesse. Die Arbeitslosen berichten über sportliche Betätigung oder die Aufnahme einer Therapie zur Heilung von erlittenem Mobbing.

Das Erleben von Sinn ist ganz allgemein mit Glücksgefühlen verbunden. Die Arbeitslosen von Gruppe 1 erschließen sich diese Erfahrungsquelle durch ihre Kompromisslosigkeit, die sie beim Verfolgen ihrer Ziele an den Tag legen. Ihr Glück ist jedoch keine Gartenlaubidylle, denn ihren Erzählungen ist zu entnehmen, dass die institutionellen Zwänge, denen sie ausgeliefert sind, in der Realität sinnvolles Handeln nur allzu oft verhindern.

Diese Arbeitslosen bewerten ihren Zustand positiv. Ihr Selbstwertgefühl erleidet per se keinen Schaden, sondern kann sich sogar durch die mit den Herausforderungen der Arbeitslosigkeit verbundene Aktivierung steigern. Ein solches Ergebnis setzt jedoch einen dynamischen Prozess der Auseinandersetzung mit den Meinungen der Umwelt voraus.

25.5 Genügend Zeit

Die VertreterInnen der 1. Gruppe – und nicht nur sie – genießen den Zuwachs an freier Zeit durchwegs. Sie stellen sich keine Fragen der richtigen Verwendung, sondern drücken die Haltung aus, dass das, was sie gern tun, das Richtige ist.

Langes Schlafen ist kein Grund, sich Selbstvorwürfe zu machen. Herr I zitiert die gängige Vorstellung, dass Arbeitslose lang schlafen und quitiert: „Wir bleiben auch länger wach.“

Hinreichend freie Zeit ist die Voraussetzung, sich den Menschen in der unmittelbaren oder weiteren Umgebung in erforderlicher Weise widmen zu können. Inanspruchnahme durch Erwerbsarbeit erscheint unter diesen Aspekten als Zeitmangel, welcher der Erledigung wichtigerer Anliegen im Wege steht. Weit entfernt, die Zeitstrukturen der Erwerbsarbeit zu vermissen, sehen die Arbeitslosen diese sogar als hinderlich für die Entfaltung ihrer Vorhaben im Bereich prosozialer Aktivitäten sowie der ihrer Begabung entsprechenden Entwicklungen an. So betont eine Arbeitslose, dass für sie erst seit der Kündigung ihrer Schichtarbeit die Erstellung eines geregelten und der Gesundheit zuträglichen Tagesrhythmus möglich ist. Die Kritik ist auch, dass festgefügte Strukturen keine Zeit zum Nachdenken lassen.

Das Zeitregime der AMS-Zwangsvorgaben bildet für diese und viele andere Arbeitslose ein ständiges Störelement eigenständiger Arbeits- Ausbildungs- und Lebensplanung.

25.6 Befindlichkeit schlecht

Erfolglose Bewerbungsgespräche und das Erlebnis fortwährender Absagen schlagen sich besonders bei jenen nieder, die in der Wiederbeschäftigung am Arbeitsmarkt eine sinnvolle und wichtige Lebensperspektive sehen. Sie leben zwischen Hoffnung und Frustration und sind dauernder psychischer Belastung ausgesetzt. Das Resümee ihrer vergeblichen Bemühungen: das Gefühl, ungebraucht zu sein, drückt ihr Ego nieder. Dazu kommen die erniedrigenden Erfahrungen in der Bewerbungssituation, welche Herr R. pittoresk als „Mastdarmakrobatik“ beschreibt. Der Druck des AMS kann sogar zu einer psychischen Bedrohungssituation mit klinischer Symptomatik führen. „Ich fühle mich ständig unter Druck gesetzt und als ob die Wände näherkommen“ (Herr Ü).

Die Gewährung finanzieller Unterstützung von den Eltern bietet nicht nur Sicherheit, sondern verstärkt auch das Gefühl der Abhängigkeit. Die Betroffenen werden verletzbar und verlieren an Widerstandsfähigkeit gegenüber zusätzlichen Belastungen. Allenthalben finden sich Depressionen und das Gefühl, „auf ganz dünnem Eis“ (Frau A) zu sein.

Auch das Ehrenamt der Frauen und Mütter, das in ständiger Bereitschaft für Familie und unentgeltlicher Versorgungsleistungen für Freundeskreis und Gemeinde besteht, ist bei den Betroffenen manchmal mit einem Wermutstropfen vermischt. Die Bewährung und Erprobung der Kompetenz, welche diesen Frauen möglich ist, wiegt das Element der (Selbst)Ausbeutung, das an den Erhalt der sozialen Kontakte gebunden ist, nicht ganz auf. So kommt bei Frau P zur hausfraulichen Gratifikationskrise die Feststellung dazu, dass ihre Befriedigung aus einer geputzten Wohnung sich in Grenzen hält. Ob sich als Alternative die Wunschkperspektive ausgeht, bleibt zweifelhaft: Das Studium muss angesichts der materiellen Zwangslage ihrer Familie der Perspektive der Erwerbsarbeit weichen.

25.7 Der Zerfall der Zeitstruktur

Die aus der Marienthaler Studie bekannten Erscheinungen des Zerfalls der Zeitstruktur und der Verlangsamung des Zeitläuferlebens sind als durchgehendes oder mit anderen Phasen abwechselndes Muster im gesamten Sample nur bei den „Schuldbewussten“, also jenen Arbeitslosen zu finden, die der Erwerbsarbeit eine überragende Bedeutung in ihrem Leben

zusprechen. Das Zerrinnen der Zeit kann als dauerhaftes Ergebnis einer resignativen Entwicklung, als periodisch wiederkehrendes Erleben oder als Tiefpunkt einer Krise auftreten, welche die Betroffenen auch ohne Beschäftigungsaufnahme aus eigener Kraft überwinden.

Diese Arbeitslosen stellen an sich selbst in Bezug auf Leistung, Ordnung und Sozialverhalten hohe Ansprüche. Sie neigen dazu, ihr eigenes Verhalten zu beobachten, kritisch zu mustern und auf unerwünschte Neigungen hin zu beargwöhnen.

So erzählt Frau A: „Ich habe Angst davor, zu wenig zu tun. Tun tue ich meistens etwas. Die Frage ist, bringt es mich weiter, oder schadet es mir?“

Diese Menschen verurteilen sich, wenn sie sich treiben lassen oder auch nur den Anschein von sich selbst gewinnen, sie könnten ihre Zeit nicht so sinnvoll und nützlich gestalten, wie sie es von sich fordern.

Die Ansprüche, die sie in Hinblick auf Produktivität an sich stellen, bestimmen die subjektive Wahrnehmung ihrer Zeitgestaltung, sodass sich die Bewertung ihrer Tätigkeit als Ergebnis einer Ist-Soll-Diskrepanz darstellt. Dieser Zwang, sich ständig in die Pflicht zu nehmen, wird von Frau A durchaus auch gesehen und kritisch hinterfragt:

„Was heisst aber tun? Welchen Maßstab lege ich an? Mein Körper funktioniert wie eine perfekte Maschine, ganz egal was ich ihm antue.“

Nicht übersehen werden darf, dass manche Personen recht deutliche Schilderungen von Ermüdung und Verlangsamung liefern als Symptome einer Depression, die sich in Zusammenhang mit äußeren Belastungsfaktoren, aber auch der subjektiven Verarbeitung der Arbeitslosigkeit entwickelt.

Frau T erzählt:

„Die Haushaltsarbeit war für mich immer etwas, was neben dem Beruf laufen muss, niemals Haupttätigkeit. Jetzt plötzlich hatte ich viel Zeit, um diese Tätigkeiten zu erledigen, und ob man es glaubt oder nicht, bei mir war es nie so unordentlich wie damals. Ich bin träge geworden, habe zugenommen, rauchte wieder und hasste mich dafür. Für alles brauchte ich drei Mal so viel Zeit wie früher. Mein Kopf war voller Gedanken ‚ob doch‘, und ‚warum wieder nicht‘.“

Andere berichten über langes Schlafen, im Bett Liegenbleiben und Grübeln. Viel anfangen und nichts zu Ende bringen, weil alles sinnlos erscheint. Je länger die Arbeitslosigkeit andauert und je mehr Absagen eine Person verkraften muss, desto mehr verliert sie die Hoffnung auf die Zukunft und das Vertrauen in die eigene Fähigkeit, die Situation beeinflussen zu können. Mit der Rückkoppelung auf die Motivation entsteht ein Circulus vitiosus, da die Untätigkeit wieder zu Schuldgefühlen und Selbstvorwürfen führt.

Das Erleben ist von Angst und Scham durchzogen:

Angst, nicht genug Geld zu haben, nicht mehr den Sprung zurück in die Arbeitswelt zu schaffen, kein funktionierendes Mitglied der Gesellschaft mehr zu sein und geächtet zu werden. Die vermeintliche Ächtung der anderen wird internalisiert und der eigenen Identität attribuiert:

„Ich fühlte mich absolut überflüssig auf der Welt. Ich wusste sowieso nicht mehr, wofür ich auf der Welt war. Ich war nur ein Kostenfaktor, nutzloser, überflüssiger, unfähiger Parasit. (Frau T).“

Wer sich nicht verwerten kann, ist das Leben nicht wert: Dies scheint das Motto zu sein. In diesem Bekenntnis spiegelt sich das Verhängnis von Menschen, die ihre Existenzberechtigung aus einem Kosten-Nutzenkalkül ableiten. Es ergibt sich aber auch als logische Konsequenz einer total ökonomisierten Gesellschaft, in welcher Menschen nur als Wirtschaftsfaktor „Humanressource“ aufscheinen.

Parallel mit den depressiven Reaktionen und Selbstentwertungstendenzen dieser (vorwiegend weiblichen) Menschen gehen soziale Rückzugstendenzen einher. Ihre Schuldgefühle, die sie gegenüber ihren Partnern hegen, machen es dazu schwer, sich wenigstens deren soziale Unterstützung zu erschließen. Sie wollen diese nicht mit ihren Problemen belasten, da sie „ohnehin nur im Haushalt sind“ und offenbar in ihren Augen nichts tun, was sich in Rechnung stellen lässt.

Ohne Geld haben die meisten Unternehmungen keine Realisierungschance. Finanzielle Einschränkungen drosseln aber zusätzlich den Antrieb, sodass auch die Lust vergeht, etwas zu unternehmen. Dies betrifft z.B. die Situation des Herrn F, der vom AMS für seine Eigeninitiative „bestraft“ wurde, aber auch andere, die auf ihre Mittellosigkeit mit deutlichen Zeichen der Entmutigung reagieren. Im Falle des Herrn Ü rührt der Antriebsverlust von den ständig verordneten Coachings her, die er als depersonalisierende „Gehirnwäsche“ erlebt. Bei ihm mischt sich Resignation mit ohnmächtiger Wut. Die Ursachen „AMS“ und „finanzielle

Not“ werden durch allenthalben auftretende Zukunftsängste ergänzt: Sie engen den Interessensfokus ein und ziehen auch Stimmung und Antrieb in Mitleidenschaft. Diese Personen reagieren auf eine Situation, in der sie sich als ohnmächtig erleben, mit teilweisem Motivationsverlust. Zeitstrukturkrisen und ausgeprägte Zeichen der Verlangsamung zeigen sie nicht.

Was Zeitstrukturkrise tatsächlich bedeuten kann, belegt der Text des Herrn B. Er bietet ein vollkommen passives Muster. Ihm scheint jegliche intrinsische Motivation zur eigenständigen Betätigung abhanden gekommen zu sein. Der Grund dafür geht aus dem Text nicht hervor. Er ist an Kürze nicht zu übertreffen und doch sehr aussagekräftig.

Text = frühstück, fernsehen, mittagessen, fernsehen, abendbrot, fernsehen, schlafen - zurück zum anfang

Alles in allem wird in dieser Untersuchung sichtbar, dass der vielfach beschriebene und beschworene Verfall des Zeitbewusstseins, dort wo er auftritt, kein Problem der überschüssigen Zeit, sondern ein Problem der als überschüssig empfundenen Person ist. Diese Arbeitslosen haben es besonders schwer, sich vorbehaltlos selbst zu akzeptieren. Ihre Grundhaltung ist die der Schuldigkeit. Sie meinen, ihre Existenz müsse auch für andere einen Wert abwerfen, um ihre Berechtigung zu bewahren. Forderungen an andere Menschen bzw. Einrichtungen, mit denen sie zu tun haben, zu stellen oder diese für die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse zu belangen, liegt ihnen nicht. Sie kritisieren statt dessen vor allem sich selbst.

25.8 Das Selbstwertgefühl

Vielen Arbeitslosen, die zur Gruppe 1 oder 2 zu zählen sind, geht es ganz gut. Man geht aber fehl, anzunehmen, ihr Wohlbefinden wäre unangefochten. Eine Betroffene meint: „Die Arbeitslosen kämpfen ständig um ihr Selbstwertgefühl“

Die in der Bevölkerung weitverbreitete abfällige Meinung über Arbeitslose stellt für die Betroffenen eine ständige Bedrohung ihrer psychischen Integrität dar. Zu dauernder intensiver Konfrontation mit ihrer Umwelt und sich selbst gezwungen, bedürfen sie mehr Widerstandsressourcen als dies bei „Normalen“, die nicht Zielscheibe feindlicher Angriffe sind, üblich ist, um psychisch stabil und gesund zu bleiben.

Die Frage ist, woher sie diese Kraft nehmen. An emotionaler Zufuhr erhalten sie nicht etwa mehr als andere, sondern eher weniger. Wenn sie sich hartnäckig an die erwerbsarbeitsorientierte Identität klammern, zerbrechen sie an der Arbeitslosigkeit. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich neu zu verorten. Um der gesellschaftlichen Desintegration entgegenzuarbeiten, ist daher ein überdurchschnittliches Maß an psychischer Integrationsarbeit erforderlich. Die Würdigung der eigenen Leistung ist ein Baustein dazu.

„Die Arbeitslosen müssen sich mit Problemen herumschlagen, von denen sich andere keine Vorstellungen machen und die für andere auch keine Probleme sind: Geld einteilen, Rechnungen bezahlen. Sie stehen in einem permanenten Existenzkampf, unter ständigem Druck durch AMS, Gesellschaft, müssen sich mit frustrierenden Absagen, mit sehr viel Schlechtem auseinandersetzen und dabei seelisch überleben: Die Arbeitslosen leisten sehr viel ! (Frau Z)“

Die Arbeitslosen verweisen auf ihre Leistungen, die sie für Familie oder im Einsatz für sozial Schwache erbracht haben, auf das, was sie selber zustande gebracht haben. Sie sind stolz auf Lob und Anerkennung, die ihnen von anderen zuteil wurde, aber sie sind auch stolz darauf, dass sie sich von dem moralischen Urteil der Gesellschaft emanzipieren können. Sie wissen um ihre Qualitäten Bescheid und die Befriedigung ihrer intrinsischen Motivation ist ein wichtiger Maßstab der Bewertung. Wichtig ist, sich selbst verantwortlich zu sein, zu sich selbst zu stehen und sich vor sich selbst zu bewähren. Dies kommt in dem Satz von Herrn R zum Ausdruck: „Was ich mache/gemacht habe, dafür musste ich mich nie schämen“ (Herr R).

25.9 Bewältigungsstrategien und Problemlösungen

Die Arbeitslosen im Sample verfügen in Hinblick auf ihre Situation über ein hohes Maß an politisch-philosophischer Konzeptualisierung. In allen drei Gruppen gibt es Personen, die ihre Erfahrungen dahingehend verarbeiten, um sie entweder an andere weiterzugeben oder sie künstlerisch zu thematisieren. Auch wenn keine gehobenen Ansprüche damit verbunden werden, erweist sich darüber hinaus das Aufschreiben oder Zeichnen von Ängsten und Sorgen als hilfreiche Erfahrung.

Die oben beschriebenen, in reicher Vielfalt vorhandenen Aktivitäten geben den Arbeitslosen neben der kreativen Funktion, die sie erfüllen, Selbstbestätigung und ein Gefühl des

Gebrauchtseins. Sie dienen so als narzisstische Zufuhr für ein angeschlagenes Selbstbewusstsein. Darin zeigt sich ein häufig vorhandener Doppelaspekt dieser Tätigkeiten. Frau A, die sehr unter ihrer Situation litt, half sich mit Positivem Denken – bewusster Lenkung der Aufmerksamkeit auf positive Aspekte ihrer Erlebnisse. Sie meint, dass Positives Denken die Kraft hat, Wünsche zu erfüllen.

Arbeitssuche und die damit verbunden Enttäuschungen durch Absagen sind energieraubend. Zwischendurch einfach immer wieder Kraft schöpfen ist besonders wichtig. Arbeitslose füllen ihren „Energietopf“ dann mit guter Musik, Aufenthalt in der Natur und verwöhnen sich zu Hause.

Die Arbeitslosen der Gruppe 2 wissen sich gegen schlechte Behandlung zur Wehr zu setzen. Sei es, dass man einem unhöflichen Personalverantwortlichen seine Meinung sagt oder einen Brief an das Ministerium verfasst, um sich über das AMS zu beschweren: dies sichert den Selbstwert und bewahrt die Personen davor, sich wie „weggeschmissen“ vorzukommen.

Um dem Zwang unaufhörlicher Arbeitssuche bei objektiver Chancenlosigkeit ein Ende zu setzen, sehen einige Arbeitslose die Berufsunfähigkeitspension oder aber eine nicht allzu prekäre Übergangslösung für ältere Arbeitslose als sinnvollere oder – wenn nicht wunschgemäße, so doch – akzeptable Perspektive an.

Bei weitem nicht alle Wunschvorstellungen haben diese resignative Note. Die Arbeitslosen sind überwiegend ambitioniert und den gesellschaftspolitischen Konzepten der ersten beiden Gruppen sind jedenfalls Lösungsansätze zu entnehmen, die die Wurzel ihres Problems – Arbeitslosigkeit, Armut, Fremdbestimmung – im System sehen. Ob sie sich bei allem kritischen Potenzial, das sie an den Tag legen, an radikaleren politischen Aktionen beteiligen würden, bleibt offen. Unmissverständlich bleibt hier nur Frau Q:

„Mir gehen die Wirtschaftstreibenden und die Politiker alle restlos auf den Wecker und ich hoffe sehr, daß die Jugend eines nahen Tages aufsteht und diesen Schmarrn beendet. Dann werde ich mit dabei sein, Transparente malen und mich aktiv beteiligen.“

Lösungen erheischen ein Problem. Im vorliegenden Zusammenhang kann es sich um mangelnde Arbeitsplätze, fehlende Existenzsicherung etc. handeln: Die Definitionen würden im Sample weit auseinander gehen. Für Gruppe 1 dreht sich alles um die Frage eines selbstbestimmten Lebens. Mit der Aufstellung des Themas ist das Bezugsfeld der Problembeschreibung bereits vorgegeben. Der Lebensvollzug der Arbeitslosen bewegt sich

aber oft in ganz anderen Dimensionen als denen der bipolaren Ordnung von Arbeit und Arbeitslosigkeit.

Die Markierungen im Lebenslauf von Herrn X führen zu den Erlebnissen seiner Eltern während Krieg und KZ zurück. Sie haben ihre Traumata nie verarbeitet, sondern an ihr Kind weitergereicht. Es musste als lebende Projektionsfläche für all ihr Leid herhalten. Nach schweren psychischen Zusammenbrüchen hat Herr X angefangen, sich seinen Gefühlen zuzuwenden und sein beinahe zerstörtes Leben zu heilen. Selbstkonfrontation und Selbstwahrnehmung sind die Schlüssel zu seiner Therapie, und sie ist, wie er betont, Schwerarbeit.

Und all dies tut Herr X nicht nur für sich, denn er arbeitet auch die Vergangenheit der Generation des Nationalsozialismus auf. Er sieht sich als das „heilende Schlusslicht seiner Generationslinie“. „Ich hab’s nicht weitergegeben. An niemanden. Ich vermochte, es zu tragen. Selbst wenn ich dabei draufgeh: Ich hab den Job gemacht, von Kind auf.“

25.10 Erweiterung des Horizonts

Alleinsein kann eine Folge von sozialer (Selbst)Isolation sein oder aber – wenn sie gewollt ist – eine Gelegenheit, sich selber besser kennen zu lernen. In diesem Falle führt sie nicht zur Deprivation, sondern bereichert die Betroffenen.

So ist es zu verstehen, wenn Herr I meint: „Ich verbringe sehr viel Zeit allein und bin aufgeschlossener geworden“.

Es gibt - besonders unter den Gruppe 1 - mehrere Arbeitslose, die ihren Erfahrungen des Alleinseins eine Erweiterung des Horizonts verdanken. Sie konnten dadurch, dass sie mehr Zeit mit sich selbst verbrachten, über vieles nachdenken und haben eine andere Sicht über viele Dinge gewonnen. Indem sie etwa den Stellenwert der Arbeit im Leben relativiert oder die Arbeitslosigkeit als Chance zu sehen gelernt haben, überwanden sie ihre seelischen Tiefs und Depressionen. Frau Z spricht in diesem Zusammenhang von einer Zeit der Erleuchtung, da sie zu so vielen Erkenntnissen gekommen sei. Diese Bevorzugung: dass sie lieber mit sich selbst zu Rate gehen, aus sich selber Kraft schöpfen, ist es, was die eigenen psychischen Instanzen gegenüber der Umwelt festigt. Herr X nennt es: auf die innere Stimme hören. Sie leitet ihn bei seiner Persönlichkeitsentwicklung.

Nicht unwichtig ist bei alledem auch die Konfrontation mit der Außenwelt, z.B. in Form von Auseinandersetzungen mit Behörden, im Kampf um die eigenen Rechte, da die dabei

gewonnenen Erfahrungen Umstände und Überlegungen ins Blickfeld bringen, welche die Kritikfähigkeit steigern.

Tätigkeit, die aus innerer Sammlung und Ruhe hervorgeht, kann zu einer Erweiterung führen, welche die ganze Person miteinbezieht und gleichzeitig überschreitet. Frau Z beschreibt diese mystischen Erlebnisse beim Malen:

„. . . eine Einheit von Wollen, Handeln und Sein: Ein Glückszustand, [...] magische Phasen der Selbstverlorenheit, wo man rundherum alles vergisst. Loslassen von sich selber, von den eigenen Wünschen, Vorstellungen, Zielen, vom dem Rationalen, positiv sich auflösen, Einswerden mit etwas, was größer ist als man selber.“

25.11 Kollektive Erfahrungen

Viele Arbeitslose berichten über ausreichende soziale Kontakte, die entweder noch aus der Zeit ihrer Erwerbstätigkeit oder aus ihrem privaten Umfeld stammen. Einige haben während ihrer Arbeitslosigkeit neue FreundInnen dazu gewonnen oder ihren alten FreundInnen- und Bekanntenkreis durch einen neuen ersetzt. Manche Freundschaften überstehen die Belastungsprobe der Arbeitslosigkeit nicht – in diesem Fall suchen sich die Betroffenen ein neues soziales Bezugsfeld, wo sie als Arbeitslose akzeptiert werden. Unter Gleichbetroffenen, d.h. unter Arbeitslosen und Menschen mit Armutserfahrung, ist dies häufig der Fall. Arbeitslose, die bei der Wahl ihrer FreundInnen proaktiv vorgehen, haben am ehesten die Chance, auf für sie interessante und kritische Menschen zu stoßen, die ihre Interessen teilen und mit denen sie gemeinsam Aktivitäten durchführen können. Dies kann bei etlichen Arbeitslosen beobachtet werden, die zur Gruppe 1 und 2 gehören.

Die Arbeitslosen bilden miteinander Gruppen zum Gedankenaustausch und gemeinsamer kreativer oder künstlerischer Tätigkeit oder politischer Arbeit. Dies vermittelt ihnen die Erfahrung eines gleichberechtigten Kollektivs, wechselseitiger Unterstützung und ehrlicher Konfrontation oder - im gemeinsamen politischen Engagement - die Erfahrung, dass man nicht ohnmächtig ist, sondern zurückschlagen kann. Frau S überwindet den Mangel an Anerkennung, den sie außerhalb der Erwerbssphäre beklagt, indem sie sich ein frauendominiertes Handlungsfeld sucht. Sie ist zwar noch arbeitslos, öffnet sich aber ein Bezugsfeld, das die Kriterien gleichberechtigter konstruktiver Zusammenarbeit erfüllt.

25.12 Die Situation am Arbeitsmarkt

Die Arbeitslosen machen sich Gedanken über die allgemeinen Ursachen der Arbeitslosigkeit, die Prekarisierung ihrer Lebenslagen, die schlechten Löhne und die zunehmend unfreundlichen, ungünstigen Arbeitsbedingungen. Es finden sich ganz allgemein Klagen über die Fehlentwicklungen der Arbeitsmarktpolitik zusammen mit den betrieblichen Umstrukturierungen und Rationalisierungen, welche zu den Ursachen des Arbeitsplatzverlustes gezählt werden. Die Kritik richtet sich auf das kapitalistische Wirtschaftssystem und seine Dynamik der rücksichtslosen Gewinnmaximierung, aber auch auf die Verantwortungslosigkeit derer, die in Politik, Verwaltung und Gewerkschaft an den Steuerhebeln der Macht sitzen.

Die Verschlechterungen in Arbeitswelt und Arbeitsmarkt werden sowohl in der Rückschau auf die Arbeitserfahrungen als auch in der gegenwärtigen Bewerbungssituation sichtbar. Von den Arbeitslosen werden folgende Probleme angesprochen:

- Fehlende Arbeitsplätze bzw. der schwindende Anteil an annehmbar bezahlten Arbeitsplätzen; besonders im Bereich sozialer Dienstleistungen halten sich die Löhne an der Armutsgrenze auf. Der Gesichtspunkt der Verdrängung durch ausländische Arbeitskräfte mit entsprechenden Ressentiments findet sich wider Erwarten nur bei einer Person.
- Fehlende Gehaltsanpassungen und Gehaltserhöhungen
- Unterlaufen von arbeitsrechtlichen Bestimmungen, Kollektivverträgen, Arbeitsverträge mit unfairen Klauseln
- Unbezahlte Überstunden oder hohe Überstunden und unzumutbare Aufgabenanforderungen und -belastungen, die zum Burn-out führen
- Druck auf die MitarbeiterInnen unter Einsatz von Mobbing, „Psychospielchen“
- Wiederholte unbezahlte Praktika ohne Ausblick auf reguläre Beschäftigung
- Bewerbungsablehnungen wegen „zu hoher Qualifikation“
- Die Chancenlosigkeit der „älteren Generation“ gegenüber den Jüngeren, insbesondere unter den Frauen. Schon mit Mitte dreißig gehören die Frauen zum „alten Eisen“.

Resümee der vergeblichen Bewerbungen ist: Wir werden nicht mehr gebraucht. Die Arbeitslosen berichten, dass die Betriebe gern auf die Erfahrung und Kompetenz der Älteren zurückgreifen würden, aber nur „das Anfangsgehalt einer Schulabgängerin“ (Frau N) zahlen wollen. Mitunter entsteht aber auch der Eindruck, dass Erfahrung und Kompetenz nicht mehr zählt.

- Keinerlei Entgegenkommen für flexiblere Arbeitsregelungen (Altersteilzeit etc.) auf Seiten der Unternehmen
- Erkrankungen durch gesundheitsbeeinträchtigende Faktoren des Arbeitslebens

25.13 Die Bedeutung der Erwerbsarbeit

Die Personen der Gruppe 2 beurteilen Erwerbsarbeit überwiegend positiv:

- Arbeit vermittelt ein Einkommen, welches über den Erhalt der Existenz die Teilnahme am kulturellen und gesellschaftlichen Leben ermöglicht
- Arbeit vermittelt soziale Kontakte und erweitert das soziale Kontaktfeld. Dies erscheint als besonders wichtiger Aspekt der Arbeit. Arbeit erschließt nicht nur neue Kontakte, sondern gibt auch die Gelegenheit, Menschen näher kennen zu lernen.
- Arbeit stellt das Bezugsfeld her, in dem man seine Fähigkeiten und (sozialen) Kompetenzen einbringen kann (und seine Selbstwirksamkeit erweisen kann).
- Arbeit führt zu sozialer Anerkennung im KollegInnenkreis bzw. einer hochbewerteten Bezugsgruppe.
- Arbeit vermittelt die offizielle Anerkennung, ein Teil der Gesellschaft zu sein.
- Arbeit, aber auch Lernen in institutioneller Ausbildung schaffen Zugang zu Informationen und stellen ein Erfahrungsfeld zur Verfügung, in dem Wissen ausgetauscht wird und berufs- und interessenbezogene Entwicklungsprozesse in Gang gesetzt werden.

- Institutionelle Arbeit verschafft die Möglichkeit, in Institutionen einzudringen, um sie von innen her entsprechend den eigenen Zielen zu verändern. Dies ist ein Kampfmotiv.
- Die Strukturen der Arbeit festigen die Zielbindung. Sie geben den moralischen Halt, die Verfolgung eines selbst gewählten Ziels aufrechtzuerhalten.

Die beiden letzten Aspekte wurden lediglich von einer Person genannt. Sie werden trotzdem aufgeführt, um die widersprüchliche Gestalt der institutionellen (Erwerbs)Arbeit in der ganzen Spannweite an Bedeutungszuweisungen und den daraus resultierenden möglichen Ambivalenzhaltungen im Verhältnis zu ihr sichtbar zu machen.

Die Bedeutungsgebungen der Gruppe 2 für die Einrichtung der Lohn- und Erwerbsarbeit sind insofern charakteristisch, als sie gehäuft auftreten und mit dem relativen Ansehen, welches die Erwerbsarbeit in dieser Gruppe genießt, übereinstimmen. Sie sind jedoch in Kombination mit Äußerungen zu sehen, welche den Stellenwert der Erwerbsarbeit und ihre Rolle für die seelische Stabilität relativieren. Gleiches gilt für die integrativen Funktionen, welche bedeutungslos werden, wenn – wie in einem Fall – eine Person mit der Außenseiterrolle kokettiert.

Die positive Arbeitseinstellung scheint in der Gruppe durchaus mit einer Wertschätzung der Arbeitslosigkeit vereinbar. Dies manifestiert sich bei einigen Personen in dem Bekenntnis, dass die eigene Arbeitslosigkeit zu einem gegebenen Zeitpunkt ganz gelegen komme, weil sie Zeit ließe für wichtigere Angelegenheiten. In anderen Fällen lässt die Befürchtung einer finanziellen Schlechterstellung durch prekäre Arbeitsangebote die Arbeitslosigkeit als das geringere Übel erscheinen.

Die Arbeitslosen meinen, dass Arbeit nicht nur zur Geldbeschaffung da ist, sondern vor allem auch Freude und Spaß machen soll. Diese Forderung steht an erster Stelle. Wichtig ist auch ein gutes Betriebsklima, gute Beziehungen unter den KollegInnen, gegenseitige Hilfe und Solidarität. Arbeit muss sinnvoll sein und soll der Selbstverwirklichung dienen. Arbeit soll frei sein von Überbelastung und Monotonie und sie sollte nicht alles dominieren, sodass auch der Genuss und die sinnvolle Gestaltung von Freizeit möglich ist. Auch auf das Recht auf Arbeit wird hingewiesen.

Alles in allem ergeben die negativen Erfahrungen in der konkreten Arbeitswelt und die positive Bewertung der Erwerbsarbeit im allgemeinen einen seltsam unaufgelösten Widerspruch.

Für die 1. Gruppe sind die Kennzeichnungen der institutionalisierten Form von Arbeit eindeutig negativ. Der Befund ist folgender:

Erwerbsarbeit ist unter vorfindlichen Bedingungen ausschließlich an wirtschaftlichen Zielen ausgerichtet. Die Quantifizierung des Erfolges und die Bewertung der Leistung nach rechnerischem Kalkül macht die Arbeit für diese Personen sinnleer, inhaltslos. Persönliche Ziele können ihrer Ansicht nach weder artikuliert werden, noch irgendeinen Einfluss auf die Gestaltung betrieblicher und organisationeller Ziele ausüben. Auch die gängigen Leistungsstandards und der Umgang mit Arbeitsrechten scheint mit menschengerechten Arbeitsbedingungen kaum vereinbar zu sein. Der Arbeitsalltag ist aus dieser Sicht von einem engen zeitlichen Korsett beherrscht, das keinen Handlungsspielraum zulässt. Bedürfnisse werden unterdrückt, die Entfaltung der Individualität ist unmöglich.

Die Einstellung dieser Gruppe wird mehrheitlich von ausgeprägten Wertorientierungen und Grundsätzen bestimmt. Prosoziale Motive und Motive der Gerechtigkeit, sowie Ziele, die der (künstlerischen) Entwicklung und freien Entfaltung der Persönlichkeit dienen, charakterisieren das Handeln dieser Personen. Sie sehen keine Möglichkeit, ihre Tätigkeiten im Rahmen eines regulären Arbeitsverhältnisses auf befriedigende Weise auszuüben. Trotzdem verfolgen sie die Ziele, die sie sich selbst auferlegen, beharrlich und sehen in der Zielerreichung sowie in der Tätigkeit als solcher die Erfüllung. Da sie frei bestimmen, was sie tun, bleibt die zeitliche Struktur, welche die Unterscheidung zwischen Arbeit und Freizeit wiedergibt, für sie irrelevant. Manche dieser Arbeitslosen gehen in ihrem unbezahlten Einsatz für andere – den sie durchaus als Arbeit bezeichnen – sogar bis zur Erschöpfung. Andere sind etwas pragmatischer: sie lehnen die Erwerbsarbeit nicht kategorisch ab, bezeichnen Arbeit etwa als „notwendiges Übel“ (Herr K) oder sehen für sich einfach gegenwärtig in der Arbeitslosigkeit eine lohnendere und sinnvollere Lebensweise. Die Gruppe 1 realisiert viele der Funktionen, welche die Gruppe 2 der Erwerbsarbeit – doch nicht ausschließlich dieser – zuschreibt, für die Zeit der Arbeitslosigkeit: Ausbau des sozialen Kontaktfeldes, Erfahrungsaustausch, fachliche Weiterentwicklung ihrer Interessen, Erweiterung des Horizonts, soziale Anerkennung und Nutzung der Fähigkeiten, welche in selbstgeschaffenen Räumen erfolgt. Da die Gruppe 1 viele Aktivitäten in Gemeinschaft mit FreundInnen und Gleichgesinnten unternehmen, erhalten sie von diesen unmittelbare Rückmeldungen über die Qualität ihrer Leistungen. Dies ist ihnen wichtig und bestätigt sie. Die Erweiterung des Arbeitsbegriffes ist in dieser Gruppe Praxis. Sie findet sich aber auch als Forderung nach Bezahlung von Arbeit, die nicht ins Erwerbsschema passt oder der

Forderung, dass jeder Mensch – ob er was tut oder nicht – das Recht auf soziale Sicherung hat.

Gruppe 1 ist in ihrer Grundhaltung kompromisslos. Zur Frage der Aufnahme einer Beschäftigung äußert sie viel stärker als Gruppe 2 den Vorbehalt persönlicher Stimmigkeit. Die Arbeitslosen würden eher Arbeit verweigern als sich mit Tätigkeiten zu arrangieren, die sie als sinnlos bewerten und die gegen ihre Überzeugungen gerichtet sind.

Für Gruppe 3 nimmt die Erwerbsarbeit den höchsten Stellenwert von allen Gruppen ein. Erwerbsarbeit ist der Königsweg zum sinnvollen Leben. Die Aufgaben, die das Leben stellt, sind durch Arbeit zu realisieren.

Wie hoch das Ausmaß an Aktivität sein kann, das solche Menschen an den Tag legen, wenn sie etwas erreichen wollen, sei an einem Beispiel geschildert:

Frau T entfaltete nach ihrer Entlassung hektische Bewerbungsaktivitäten und „lebte nur von Samstag zu Samstag“, um sich über die neuerscheinenden Jobinserate in den Zeitungen stürzen zu können. Sie wäre bereit gewesen, sich umschulen oder weiterbilden zu lassen; diesbezügliche Vorhaben schlugen fehl wegen mangelnder Unterstützung.

Als sie die erniedrigenden Bewerbungssituationen nicht mehr ertragen konnte, zog sie über die Erfolglosigkeit Bilanz und stellte alle ihre diesbezüglichen Aktivitäten ein. Sie beschloss, fortan ihre Zeit und Energie für die Potenziale der Tochter einzusetzen. Sie half ihr, ihre Begabungen zu entwickeln und zu einer erfolgreichen, selbstbewussten jungen Frau heranzuwachsen.

Sie nützte ihre Zeit aber auch für ihren Mann und nahm seine berufliche Entwicklung in die Hand: „Meinen Mann entlaste ich, wo immer es geht und er hat in der Zwischenzeit eine tolle Karriere gemacht. Natürlich, er musste sich nur darum kümmern, und alles andere erledige ich“.

Gleichzeitig engagierte sich Frau T. ehrenamtlich im Sportverein ihrer Tochter. „Im Verein wo meine Tochter trainiert, haben sie mich gleich entdeckt.“ „Alles was in der Wirtschaftswelt angeblich nicht genutzt werden konnte, war im ehrenamtlichen Bereich mehr als willkommen.“

Sie wurde binnen kürzester Zeit zur Obfrau des Vereins und PressesprecherIn des Verbandes gewählt, organisierte und erweiterte die Vereinstätigkeiten. Sie erledigte die Arbeit von 8 Personen, stellte 3 Trainer an und hob das Niveau der ganzen Sportart. Der Verein gewann die von ihr organisierten Wettbewerbe und die Sportart eroberte bei den Europameisterschaften zum ersten Mal Medaillen.

In einem Kurs machte sie einen Karriereplan und schloss eine weiterführende Kurzausbildung ab. Eine Firma, die die ältere Langzeitarbeitslose aufnehmen wollte, war nicht leicht zu finden. Doch obwohl sie wegen anfänglicher Skepsis nur geringfügig und befristet angestellt werden sollte, erkannte man in ihr rasch ihr „Naturtalent“ und über kurz oder lang war sie vollbeschäftigt und hat nunmehr eine leitende Position inne.

Alle Bemühungen dieser Arbeitslosen konzentrieren sich auf die Wiedererlangung einer Beschäftigung. Sie verwenden, aber verbrauchen auch alle Energien, um dieses Ziel zu erreichen. Genau wie bei Gruppe 1 scheint auch ihre Einstellung keine Kompromisse zuzulassen. Obwohl zu beobachten ist, dass manche ihre ungebrauchten und am Arbeitsmarkt nicht nachgefragten Energien in der Praxis in andere Projekte kanalisieren, wird eine grundsätzliche Relativierung des Ziels nicht vorgenommen.

Möglicherweise wirft eine Vertreterin dieser Gruppe ein Licht auf das dahinterliegende Motiv, wenn sie berichtet, dass sie sich in ihrem Leben immer habe nützlich machen wollen. Beruf, Ehrenamt, Familienarbeit stand unter dem Motto: „Wer rastet, der rostet“. In dieser Sicht, man habe vor sich selbst und den Augen der anderen seinen Wert zu erweisen, tritt deutlich der Gedanke hervor, es genüge nicht, einfach zu sein, sondern man schulde der Welt etwas für seine Existenz.

Die VertreterInnen der Gruppe 3 passen sich eher an die Bedingungen der Arbeit und der Erwerbsmöglichkeiten an, als zu versuchen, diese an ihre Bedürfnisse anzugleichen.

25.14 Das AMS

Das Arbeitsmarktservice ist eine Einrichtung des Bundesministeriums für Arbeit und Wirtschaft, welche mit der Aufgabe betraut ist, die arbeitsmarktpolitischen Zielvorgaben der Regierung durchzuführen. Sie hat für die Gestaltung einer aktiven Arbeitsmarktpolitik, das „Zusammenführen von Angebot und Nachfrage“ auf dem Arbeitsmarkt, die Erhaltung der Arbeitsplätze und die wirtschaftliche Existenzsicherung der Arbeitslosen zu sorgen. Die Tätigkeit des Arbeitsmarktservice umfasst insbesondere die Information der Arbeitslosen über Arbeitsmarkt und Berufswelt, die Beratung bei der Wahl des Berufes, die Unterstützung der Qualifizierung und die Vermittlung an Arbeitsplätze, welche möglichst den Vermittlungswünschen der Arbeitslosen entsprechen sollen.

In vorhandenen Sample gibt es kaum eine Person, die sich nicht über das AMS beschwert hätte.

Der Umgang mit den KlientInnen ist diesen Berichten zufolge weitgehend von Verständnislosigkeit und Indifferenz geprägt. Die Probleme der Arbeitslosen werden nicht ernst genommen, ein beratendes Gespräch bei Vermittlung, Umschulung, Erwerb von Zusatzqualifikationen scheint nicht an der Tagesordnung. Entsprechender Handlungsbedarf wird erst verzögert und dann oftmals in inadäquater Weise wahrgenommen. Bei der Anordnung von Weiterbildungsmaßnahmen achten die BeraterInnen weder auf Qualifikationserfordernisse noch auf die Bedürfnisse ihrer KlientInnen. Es besteht die Meinung, dass bei den Zuweisungen Gesichtspunkte wie freie Kontingente und vorhandene Kursplätze viel eher eine Rolle spielen. Mit den ausbildungsfremden Standard-Paketen können die Arbeitslosen aber nichts anfangen. Die Meinung über die „geistige Elite“ an der AMS-Spitze ist daher nicht besonders hoch.

Die Jobangebote sind schlecht, die Bezahlung miserabel. Als Alternative winken unbezahlte Praktika. Nicht gern gesehen wird, wenn die Arbeitslosen von sich aus die Initiative ergreifen: In mehreren Fällen nahmen Arbeitslose eigenständig höherwertige Ausbildungen in Angriff, wurden aber dafür „bestraft“: d.h. die Behörde verweigerte die Finanzierung oder durchkreuzte sogar die berufsorientierten Bemühungen mit Coachings. Recht eigenwillig scheint die Interpretation des AMS-Auftrages auch in einem Fall, wo eine Person ihren Job durch eine Lohnpfändung des AMS verlor.

Ein unrühmliche Rolle spielen Personalvermittler. Es wird berichtet, dass sie versuchen, mit Telefonterror und persönlichen Nachstellungen ihr Ziel zu erreichen.

Es dürfte kaum eine/n Arbeitslose/n geben, der/die noch nicht in den Genuss eines Coachings gekommen ist. Diese werden ohnehin im Drehtürprinzip verordnet. Nach AMS-Darstellung sollen sie die Vermittlungsfähigkeit der Personen steigern. Nach Meinung der Arbeitslosen liegt ihr Sinn aber eher in der Arbeitsbeschaffung für die Kursträger und der Schönung der Arbeitslosenstatistik. Die Sinnlosigkeit und Absurdität dieser Maßnahmen springt besonders in jenen Fällen ins Auge, wo weitgehende Invalidität besteht.

Private Hilfsorganisationen mit ihren gemeinnützigen Beschäftigungsprojekten präsentieren sich als Brücke zum 1. Arbeitsmarkt. Die Aussicht, nach einer erfolgreichen beruflichen Karriere in eine ihrer Einrichtungen gesteckt zu werden, wirkt allerdings deklassierend.

Weigern sich die Arbeitslosen, an den Kursen und Maßnahmen teilzunehmen, droht eine Einstellung des Leistungsbezuges. Von diesen Sanktionen wird reichlich Gebrauch gemacht, auch in jenen Fällen, wo das Gesetz noch Schutzbestimmungen aufrechterhält.

Das ständige Damoklesschwert dequalifizierender Zuweisungen und drohender Sanktionen schürt Angst: „Angst, was kommt auf einen zu?“ (Frau EU). Arbeitslose sehen sich in der „Bittstellersituation“, sie müssen dauernd „buckeln“ und sich rechtfertigen. Die Schilderungen, die sich auf negative Erlebnisse in Zusammenhang mit Vermittlung und Kurszuweisung beziehen, lassen an Ausdruckskraft nichts zu wünschen übrig. Die Erniedrigungen lassen einem „die Haare zu Berge stehen“ (Herr R). Die BetreuerInnen werden mit Attributen wie unzulänglich, unwissend, hilflos, überfordert, dumm und gemein bedacht. Die Menschen werden krank, wird erzählt, weil sie keine Kraft mehr haben. Wenn sie ihren Termin versäumen, tritt die „Sperre“ ein.

Berichte über entwürdigende Erfahrungen erstrecken sich auch auf die Kurse: Auch dort werden die Arbeitslosen niedergemacht, vorgeführt, als Sozialschmarotzer hingestellt. Immerhin gibt es in diesem Negativbericht auch einige Lichtblicke: Personen, welche das AMS und seine Maßnahmen in guter, dankbarer Erinnerung haben. So führte in einem Fall der Tipp der Betreuerin, die Chance einer Urlaubsvertretung wahrzunehmen, zum Erfolg. Bei einer anderen Frau brachte ein angestrebter Kursbesuch die Wende in einer langjährigen Arbeitslosigkeit. Mit Hilfe ihres engagierten und tatkräftigen Trainers schaffte sie den Wiedereinstieg in das Berufsleben.

25.15 Finanzielle Probleme

„Rein finanziell gesehen, ist es ein wahres Desaster“ (Frau Q)

Der Eintritt in die Arbeitslosigkeit geht in der Regel mit hohen Geldeinbußen einher. Die überwiegende Mehrzahl der Arbeitslosen ist durch die finanziellen Restriktionen gezwungen, ihren Lebensstandard deutlich herunter zu schrauben.

Einladungen von Freunden, Ausgehen, gemeinsames Essen, Reisen und kulturelle Aktivitäten wie Theater- und Konzertbesuch gehören zu den ersten Annehmlichkeiten, die dem Sparstift zum Opfer fallen. Doch das ist nur der Anfang. Empfindlich wird es, wenn das Geld für Weiterbildung, für Arbeitsmaterial fehlt oder die Auslagen bei den Bewerbungen nicht mehr erschwinglich sind. Die Kürzungen treffen auch die Kinder bei notwendigen Ausgaben für Lernbehelfe in Schule oder Studium. Kleider können nicht erneuert werden, Mietrückstände summieren sich, Rechnungen bleiben unbezahlt liegen. Der finanzielle Engpass wächst sich zur Existenzkrise aus, wenn das Geld für's Essen nicht mehr reicht. Manche Arbeitslose

verfügen über ein so geringes Einkommen, dass selbst die grundlegendsten Bedürfnisse bedroht sind.

Im sozialen Bereich schlägt sich die Armut mitunter in privaten Konflikten nieder. Dazu kommen Erniedrigungen vor Banken etc. bei der Bitte um Stundung und Zahlungsaufschub. Die Geldsorgen ersticken die Kreativität und beeinträchtigen die Fähigkeit, die vorhandenen psychischen Ressourcen einzusetzen. Die Situation der wirtschaftlichen Ausgrenzung formt ihre Subjekte: „Jetzt entwickle ich langsam Distanz, oder die Distanz entwickelt mich“ (Herr F).

In kaum mehr als zwei Fällen ist die Einkommenssituation durch einen zusätzlichen Verdienst oder durch wiederholte Unterbrechungen der Erwerbstätigkeit so gut, dass sie zwar ein sorgenloses Dasein, aber nicht die erwünschte Großzügigkeit in der Geldgebarung ermöglicht.

Einige Frauen, die selbständig kein Auslangen finden können, werden von ihrem Ehemann oder Lebensgefährten unterstützt, gleichzeitig aber auch durch die Anrechnung des Partnereinkommens um die ihnen zustehenden Versicherungsleistungen gebracht. Verschiedentlich können Arbeitslose über ein geringfügiges Einkommen einen Zuverdienst erzielen, der sie über Wasser hält. Regelrechte Schwarzarbeit zur ökonomischen Sicherung wird nur in einem Fall berichtet, und auch da gewährt sie kein florierendes Dasein. Vereinzelt sind auch Rücklagen aus der Zeit der Erwerbstätigkeit vorhanden. Die Lebensperspektive, welche diese Menschen entwickeln, hängt beobachtbar mit den vorhandenen finanziellen Ressourcen zusammen, welche eventuell das Gesparten aus besseren Zeiten beinhalten. Sie gewähren einige Zeit Schutz, bis sie verbraucht sind. In manchen Fällen droht dann der Absturz, wie Herr M visualisiert: „Und ich dann unter der Brücke haus', oh Graus“.

25.16 Die Umgebung in der Wahrnehmung der Arbeitslosen

Manche Arbeitslose leiden unter der diskriminierenden und demoralisierenden Wirkung der öffentlichen Meinung, die die Schuld an der Arbeitslosigkeit bevorzugt in den Eigenschaften der Betroffenen zu finden meint. Sie wird durch die Medien verstärkt, wo Arbeitslose als unfähig, faul, unwillig dargestellt werden, als Menschen, die nur darauf bedacht sind, das System auszunutzen.

Nicht selten reagiert auch die persönliche nähere Umgebung mit Unverständnis und Kritik auf die Situation. Tätigkeiten, die, wenn auch professionell durchgeführt, nicht in den Rahmen bezahlter Berufsausübung fallen, werden nicht anerkannt.

Vorwürfe kommen z.B. von den Eltern, die in der freien Entscheidung zur Arbeitslosigkeit keine akzeptable Lebensweise oder Vorhaltungen machen oder ihre Ausbildungsinvestitionen in den Wind gesetzt sehen: „Jetzt hast du so lange studiert und dann hast du keine Arbeit!“.

Stigmatisierungsprozesse können sehr subtil wirken, nämlich dann, wenn sich die Kommunikation der FreundInnen nur mehr um die Arbeitslosigkeit dreht. Die notorischen Erkundigungen „Hast du schon was“ machen Druck, bewirken einen ständigen Rechtfertigungszwang. Auch „gut gemeinte Tipps“ nerven auf die Dauer. Wenn die Person nur mehr über ihrer Arbeitslosigkeit definiert wird, fehlt das Element der Akzeptanz, das die Freundschaft hält. Folge ist eine sukzessive Entfremdung.

Der Freundeskreis verflüchtigt sich, wenn der Anschluss an deren Lebensstil - gemeinsames Essen in guten Lokalen - aufgrund des schmalen Budgets nicht mehr gelingt.

Die alltägliche Frage: „Was machen Sie jetzt?“, bringt manche Arbeitslosen in Verlegenheit. Da Identität in unserer Gesellschaft weitgehend über Arbeit und Beruf definiert wird, riskieren die Arbeitslosen mit einer ehrlichen Beantwortung einen Gesichtsverlust. Daher findet man allenthalben das Spiel mit der falschen Fassade.

Menschen, die Arbeitslose in die soziale Norm zurückweisen wollen, sind recht schnell bei der Hand mit Aufforderungen wie der, doch beim Discounter an die Kassa zu gehen. Dies mag an sich eine ehrbare Beschäftigung darstellen: für eine Akademikerin ist sie der Inbegriff beruflicher Dequalifizierung. Aus manchen Bemerkungen tritt ein Menschenbild hervor, das eigentlich der Vergangenheit angehören sollte: So warf eine Bekannte Frau EU an den Kopf, sie sei Wohlstandsmüll. Wenn Menschen als Müll anzusehen sind, erübrigt sich jeder Verweis auf Würde und persönliche Integrität. Da liegt dann der Tipp, wenigstens Telefonsex zu machen, auch nicht mehr weit. Denn auch diese Auffassung wird an Arbeitslose herangetragen, dass sogar die Prostitution der Arbeitslosigkeit vorzuziehen sei.

Mit krassem Unverständnis reagiert die soziale Gemeinschaft auch auf Menschen, deren Arbeitslosigkeit in ihrer psychischen Erkrankung mitbegründet ist: Für eine Sichtweise, die das Leben nur aus dem Blickwinkel der Funktionalität betrachtet, ist es unerheblich, ob man nicht will oder nicht kann. Nicht nur einmal fällt wegen der unverhohlenen Menschenverachtung, die ihnen mitunter entgegenschlägt, unter den Arbeitslosen der

Vergleich mit der nationalsozialistischen Denkweise. „Von wegen: Nazi-Geschichten aufgearbeitet: Nichts! Man sagt es nicht direkt, aber es ist in den Köpfen drinnen“ (Herr X).

In einigen Fällen äußert sich das Unverständnis der Umgebung dahingehend, dass die Betroffenheit zu gering angesetzt wird. Die FreundInnen denken, dass der/die Arbeitslose seine/ihre Situation ohnehin meistert und lassen ihn/sie mit seiner/ihrer Last allein. Die Unterstützungsbereitschaft scheint oft paradox. Gerade einer Arbeitslosen, die subjektiv besonders unter ihrer Arbeitslosigkeit litt, gaben die FreundInnen zu verstehen, sie solle doch froh sein, einmal Urlaub machen zu können. Auch für ihr ehrenamtliches Engagement hatten sie nur ein Lächeln übrig.

Die überwiegende Zahl der Arbeitslosen kann aber auf einen verlässlichen Freundeskreis zurückgreifen und sich auf eine Familie verlassen, die Bescheid weiß um die Ursachen der Arbeitslosigkeit. Statt Ablehnung schlagen ihnen Verständnis, Mitleid und Sympathie aus ihrer Umwelt entgegen. Rückhalt in der Familie polstert allfällige negative Reaktionen der übrigen Umgebung ab. So meint Herr R: „Würde ich nicht den Rückhalt im privaten Bereich haben, wäre ich wahrscheinlich schon im Gugelhupf!“. Dies trifft zu, soweit man überhaupt auf die Meinung der anderen hält, was nicht immer der Fall ist.

Es gibt gewisse Indizien dafür, dass das Selbstbewusstsein und die sozialen Kompetenzen, die die Arbeitslosen selbst an den Tag legen, ihren Teil dazu beitragen, wie ihre Umgebung auf sie reagiert, d.h., ob Arbeitslose mittels Projektionsmechanismen als AußenseiterInnen hingestellt oder aber als SymptomträgerInnen eines gesellschaftlichen Phänomens erkannt werden, von der auch sie betroffen sein könnten.

Vielfach wird die Schuld an der Arbeitslosigkeit den negativen Persönlichkeitseigenschaften der Arbeitslosen attribuiert: Dies verhindert eine Identifikation und hält die angsterregende Möglichkeit, auch selber arbeitslos zu werden, vom Bewusstsein fern. Ein positives, sympathieerweckendes Auftreten verhindert die Aktivierung dieses Mechanismus. Um die nunmehr aufsteigende Angst zu bewältigen, bietet sich daher ein Attributionswechsel an: die Ursache der Arbeitslosigkeit liegt in politischen Umständen. Dies befreit zwar nicht von der Gefahr der Arbeitslosigkeit, hält aber den Selbstwert intakt.

Hausfrauen nehmen eine Sonderrolle ein. Sie sind zwar durchaus ausgelastet mit Versorgung von Familie und Kindern, werden aber als privilegiert gesehen, da sie bei der Erledigung ihrer Tätigkeiten sich ihre Zeiteinteilung zumindest teilweise selbst aussuchen können.

Hier spielt wohl ein Element des Neides von erwerbstätigen Menschen hinein, deren Arbeitsalltag von äußeren Zwängen und zeitlichen Vorgaben bestimmt ist.

Einige Arbeitslose berichten tatsächlich von Bewunderung, oder sogar Neid, die ihnen wegen ihrer Freiheit und ihrer vielen Möglichkeiten der Selbstverwirklichung entgegengebracht werden. In einem Fall betrifft es die Höhe des Arbeitslosengeldes, die deshalb nicht so ohne Weiteres ausgeplaudert wird. In einem anderen Fall veranlasst der Umgebungsneid sogar eine Frau der 1. Gruppe dem Bedürfnis Erwerbstätiger, es möge ihr schlechter gehen als ihnen selbst, etwas entgegenzukommen.

Doch nur bis zu einem bestimmten Punkt, denn: „Sobald aber meine Würde angegriffen wird, gehe ich auf Konfrontation“ (Frau O). Sie ist unter den Arbeitslosen mit dieser Einstellung nicht allein.

26 Zusammenfassung und Diskussion

Die Untersuchung basiert auf einer Anfallsstichprobe von Personen, die Interesse an der selbständigen Verfassung eines Textbeitrages zeigten. Die Verlinkung des Untersuchungstextes auf der Homepage einer Arbeitsloseninitiative, die viele hilfreiche Informationen und Rechtstipps enthält, mag die Arbeitslosen bewogen haben, im Sinne eines Austausches von Hilfsleistungen ihren Beitrag zu einer wissenschaftlichen Untersuchung zu leisten.

Das vorliegende Sample kann und soll nicht den Anspruch einer repräsentativen Stichprobe erheben. Es lag auch nicht in der Absicht, zu eruieren, wie hoch der Anteil derer ist, die an der Arbeitslosigkeit leiden oder trotz bzw. wegen ihrer Arbeitslosigkeit glücklich sind, um sich anhand des Überwiegens der einen oder anderen Reaktionsweise ein Urteil über die mehrheitlichen Wirkungen der Arbeitslosigkeit zu machen. Die Idee der vorliegenden Studie war vielmehr, die Vielfalt der Erscheinungen zu explorieren, welche das Arbeitslosenleben hervorbringt.

Allgemein kann festgestellt werden, dass das Wohlbefinden der Arbeitslosen von ihrer finanziellen Lage, vom Verhalten und von den Entscheidungen des AMS, von der subjektiven Bedeutung der Erwerbsarbeit, der gesundheitlichen Situation vor Eintritt in die Arbeitslosigkeit und der sozialen Unterstützung beeinflusst wird. Es zeigte sich, dass nicht

nur das Vorhandensein, sondern auch die individuelle Fähigkeit, sich soziale Unterstützung zu erschließen, berücksichtigt werden muss.

Frauen übernehmen einen unverhältnismäßig großen Teil der ehrenamtlichen Tätigkeiten, die mit sozialen Dienstleistungen für Familie, Freundeskreis und Gemeinde zusammenhängen. Darin bestätigt sich die geschlechtersegregierende Aufgabenaufteilung, die sowohl im Privatleben, als auch in der Erwerbssphäre herrscht, auch für den Bereich eigeninitiiertter Aktivitäten in der Arbeitslosigkeit.

Die latenten Funktionen der Erwerbsarbeit, welche Jahoda postuliert, werden von den Arbeitslosen in reflektierender Stellungnahme überwiegend bestätigt. Die Affirmation erfolgt durch die explizite Zuschreibung dieser Funktionen. Sie erfolgt nicht oder nur bedingt durch die Ausfallserscheinungen, unter welche Arbeitslose angeblich leiden, wenn sie die Antriebskräfte der Erwerbsarbeit entbehren.

Der Befund von Fryer & Payne bezüglich der Existenz proaktiver Arbeitsloser ist ebenfalls bestätigt. Es gibt Menschen, die in der Arbeitslosigkeit keinerlei Spuren destruktiver Wirkungen zeigen, sondern aus der Arbeitslosigkeit einen Gewinn ziehen. Es handelt sich dabei nicht nur um eine singuläre Randerscheinung.

Ohne Zweifel besitzen die meisten Arbeitslosen aus dem untersuchten Sample die Fähigkeit zur eigenständigen Strukturierung der Zeit. Die Anforderung, ihre Zeit mit sinnvollen Tätigkeiten sozialer oder kultureller Art zu füllen, bringt sie nicht in Verlegenheit. Äußerer Anreize zur Entfaltung ihrer Kreativität bedürfen sie nicht.

Es gibt darüber hinaus eine Gruppe, die in der Arbeitslosigkeit eine ideale Voraussetzung sieht, um sich selbst zu entwickeln und persönlich wichtige Ziele zu verwirklichen. Fern davon, unter Entzug der latenten Funktionen der Erwerbsarbeit zu leiden, erfahren sie vielmehr die Arbeitslosigkeit als Bereicherung in ihrem Leben. Diese Arbeitslosen bestehen darauf, ihr Leben selbst zu bestimmen und lehnen Erwerbsarbeit ab, weil sie ihnen in ihren Augen die Möglichkeit dazu raubt. Ethische Werte und politische Überzeugungen sind für sie wichtig und handlungsleitend. Diese Arbeitslosen zeichnen sich durch einen hohen Aktivitätspegel und eine intrinsische Motivationslage aus. Beeinträchtigungen erfahren sie durch finanzielle Nöte und den Dirigismus des Arbeitsmarktservice.

Es gibt eine weitere Gruppe, die einen Modus vivendi in der Arbeitslosigkeit gefunden hat, ohne ihre Erwerbsarbeitsorientierung aufzugeben. Obwohl die Betroffenen den latenten

Funktionen der Erwerbsarbeit hohe Bedeutung zumessen, gelingt es ihnen zum größeren Teil, sich in der Arbeitslosigkeit Bereiche zu erschließen, in denen sie sich verwirklichen können. Die erlebten Nachteile der Arbeitslosigkeit bestehen zu einem nicht geringen Teil in den finanziellen Entbehrungen. Das Gleichgewicht der Vor- und Nachteile verlagert sich mal in die eine, mal in die andere Richtung. Sie sind mit ihrer Lage eher unzufrieden.

Die dritte Gruppe, die gefunden wurde, scheint das Paradigma der zerstörerischen Wirkungen der Arbeitslosigkeit zu rechtfertigen, da sie schwer unter ihrer Arbeitslosigkeit leidet. Eine Ausweichmöglichkeit zur erwünschten Erwerbsarbeit scheint es für sie nicht zu geben. Sie repräsentieren ein großes Kontinuum an Aktivitätsmustern, das von völliger Passivität und Apathie bis zum Aktivismus reicht. Ängste und Sorgen halten ihre Bemühungen, einen Arbeitsplatz zu finden, aufrecht.

Nur bei dieser Gruppe findet sich phasenweise oder auch anhaltend das vielbeschworene Phänomen des verfallenden Zeitbewusstseins. Üblicherweise werden die negativen Auswirkungen auf den Ausfall jener psychosozialen Antriebskräfte zurückgeführt, die angeblich nur die Erwerbsarbeit bereitstellt und die ein Individuum von außen erhalten muss, um gesund und funktionsfähig zu bleiben.

Fryer und Payne haben diese Auffassung zurückgewiesen und auf die Tatsache intrinsisch motivierter Arbeitsloser hingewiesen, die die Zeit ihrer Arbeitslosigkeit ohne psychische Beeinträchtigung verbringen. Das Kriterium der Gesundheit ist somit an die Motivation gebunden. Motivation bedeutet Handlungsbereitschaft, ist auf Tätigkeit gerichtet. Die Ergebnisse der Untersuchung deuten darauf hin, dass die Voraussetzungen der proaktiven Haltung und der Richtung des Antriebs um eine Dimension erweitert werden müssen, die mit der Einstellung zu sich selber zu tun hat. Arbeitslose, die mit ihrer Zeit – und sei es nur subjektiv – nichts anzufangen wissen, lehnen sich selbst ab. Sie leiden an massiven Schuldgefühlen und einem eklatanten Mangel an Selbstakzeptanz.

Dies ist primär. Schuldgefühle können nicht durch mangelnde innere Motivation erklärt werden, umgekehrt sehr wohl. Auch der Einwand, dass die Entbehrung der psychosozialen Funktionen der Erwerbsarbeit zu den beobachteten depressiven Zeitverfallserscheinungen führt, ist nicht überzeugend: Zum einen, weil es absurd scheint, dass der Ausfall von Außenmotivation mehr Einfluss auf die Bereitschaft, sich selbst anzunehmen, haben könnte, als der der Triebkräfte, die aus dem Individuum selbst stammen. Zum anderen müssten in diesem Fall alle Arbeitslosen an Schuldgefühlen und mangelnder Selbstakzeptanz leiden, was nicht der Fall ist.

Es findet sich in der Untersuchung ein deutlicher Hinweis darauf, dass es nicht die Leistungsferne der Arbeitslosigkeit, sondern umgekehrt gerade die ausgeprägte Leistungsnorm und die ausschließliche Fixierung auf die Erwerbsarbeit ist, welche die Arbeitslosen daran hindert, sich zu akzeptieren.

Ein wichtiges Ergebnis, das die Selbstbeschreibung der ersten Gruppe zeigt, ist auch, dass Tätigkeit und proaktive Einstellung nicht der einzige Schlüssel zum Wohlbefinden sind. Für jene, die in der Erwerbssphäre nicht ihren Lebensmittelpunkt und Bezugsfeld sehen, können die beglückendsten Erlebnisse mitunter gerade im der Aktivität gegenüberliegenden Pol des Nicht-Tuns gewonnen werden. Es ist der Bereich angesprochen, den Pieper Muße nennt und der mit einer Haltung des Empfangens, Sich-Öffnens und Geschehenlassens zu tun hat; es sind Momente passiver Intentionalität angesprochen, denen Joas das freie Schweben-Lassen der Gedanken zur Vorbereitung eines Einfalles zuordnet. Sie haben mit Passivität im Sinn von Leerlauf oder Langeweile nichts zu tun. Diese Erfahrungen können zur Lockerung der Subjektgrenze führen, welche, wie Brucks beschreibt, neue Einsichten und Kreativität ermöglicht. Diese können sich in proaktiven Einstellungsänderungen niederschlagen und für das soziale Leben fruchtbar gemacht werden. Der Bereich des Nicht-Tuns hat aber seine Eigenberechtigung; er muss keinen Nutzen abwerfen.

Sichtbar wird in dieser Untersuchung auch, dass nicht alle der von den Arbeitslosen beschriebenen Aktivitäten dem Konzept des zielgerichteten Handelns entsprechen. Es liegt der Handlungsregulationstheorie, aber auch der Definition des proaktiven Verhaltens zugrunde, welche Fryer und Payne liefern: Das Ziel der Handlung enthält die Antriebsregulation und leitet die Motive, ein hierarchisch-sequentielles Ablaufschema bestimmt den Ablauf der Handlung bis zur Zielerreichung. Es ist ja das Um und Auf proaktiver Interventionen, dass man Situationen in die Hand nimmt, um Änderungen in einer gewählten Richtung herbeizuführen. Dies entspricht dem rationalen Zweck-Mittel-Schema. Wie aber auch v. Cranach meint, finden viele Handlungen statt, nicht weil sie einen Zweck haben, sondern weil sie Freude machen.

Ein interessanter Befund, der auf die selbständige Integrationsfähigkeit von Arbeitslosen hindeutet, ist, dass Arbeitslose, wenn sie von ihrer Umgebung abgelehnt werden, nicht notwendig der Isolation und Marginalisierung preisgegeben, sondern sich neue soziale Kontakte suchen. Besonders die Arbeitslosen der Gruppe 1 wählen ihre FreundInnen bewusst aus.

Das spricht für ihre proaktive Haltung und dafür, dass sie im Sinne Antonovskijs salutogenetischem Konzept fähig sind, im Bedarfsfall Widerstandsressourcen zu mobilisieren, um ihre psychosoziale Gesundheit zu bewahren. Die Vermeidung des Abdriftens in die Randständigkeit setzt aber auch voraus, dass sie als Arbeitslose eine Position einnehmen, zu der sie sich bekennen und die sie artikulieren, also Identität zeigen. Dies geschieht im Sprechen und Handeln. Der Hinweis auf Hannah Arendts Philosophie der freien Tätigkeiten scheint hier durchaus nicht zu hoch gegriffen.

Bei aller Aussichtslosigkeit, je wieder einen Job zu bekommen und gegen alle Vernunft müssen sich Arbeitslose laut AMS-Diktat immerfort bewerben. Tun sie dies nicht, verlieren sie den Anspruch auf ihre Versicherungsleistungen. Infolge des schwindenden Anteils an annehmbar bezahlten Arbeitsplätzen ergeben sich jedoch kaum Chancen auf ein verbessertes Einkommen. Trotzdem werden Arbeitslose mit eiserner Konsequenz gezwungen, ihre eigenen Nachteile zu verfolgen.

Die Ergebnisse dieser Arbeit könnten zu einer grundsätzlichen Neudefinition und Reformulierung der Aufgaben des AMS im Sinne der Bedürfnisse der Arbeitslosen anstelle einer einseitigen Ausrichtung auf Wirtschaftsinteressen herangezogen werden. Für Gruppe 3 (und teilweise für Gruppe 2) würde die Berücksichtigung differenzieller Motivationslagen über die dadurch entstehende Entlastung zu eine wirkungsvollere Vermittlungsunterstützung und Qualifizierung führen, die ihren beruflichen Fortbildungswünschen entspricht. Für Gruppe 1 (teilweise auch Gruppe 2) würde die Anerkennung ihrer Tätigkeiten Beeinträchtigungsfreiheit und Ruhe bringen.

Aktivierungsmaßnahmen und Maßnahmen, die unter Zwang durchgeführt werden, sind angesichts der dokumentierten negativen Wirkungen auf die psychische Gesundheit der Arbeitslosen abzulehnen.

Die letzte ALVG-Novelle (mit der die Zumutbarkeitsbedingungen verschärft werden) zeigt allerdings ebenso wie der Entwurf zur Mindestsicherung (der diese weiterhin an permanente Demonstrationen der Arbeitsbereitschaft im engen Sinn koppelt), dass aktuell Gesetze nicht an der Realität der Arbeitswelt oder der Erwerbsarbeitslosen, sondern vielmehr an den herrschenden Vorurteilen und Stereotypen über Arbeitslosigkeit orientiert sind.

Politische Konsequenzen

Autoren wie Rifkin oder Beck weisen auf ein rapides Schrumpfen des Arbeitsvolumens durch moderne Produktionstechniken hin und diagnostizieren den gegenwärtigen und zukünftigen

Wandel der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Angesichts solcher Analysen ist schwer argumentierbar, warum die Orientierung auf Erwerbsarbeit nach wie vor unbeirrbar und in völliger Ausschließlichkeit aufrechterhalten werden soll. Eine Alternative, die den Erwerbslosen dienen würde, bestünde in der Entkoppelung von Arbeit und Lohn bzw. einem garantierten Grundeinkommen. Es würde ihren Aktivitäten materiellen Rückhalt geben und eigenständige Lebensentwürfe jenseits des Verwertbarkeitsdiktats in Gang bringen.

Eine zusätzliche Notwendigkeit vor dem Szenario grassierender Erwerbsarmut und einer anwachsenden Zahl aktiver Menschen, die im Bereich gesellschaftlicher Aufgaben für sich keinerlei Bewährungsmöglichkeit mehr sehen, bestünde in der vielfach beschworenen deutlichen Reduktion der Arbeitszeit und der Aufteilung vorhandener Erwerbsarbeit. Eine sinnvolle Perspektive, die der Gruppe der erwerbsarbeitsorientierten Arbeitslosen zugute käme, läge auch in der Bezahlung der ohnehin bereits geleisteten Arbeit im gemeinnützigen Bereich und dem Bereich sozialer Dienstleistungen.

Weder die Lösungsvorschläge, die im Erwerbsarbeitssystem verbleiben, noch jene, die den Schritt darüber hinaus wagen, haben derzeit große Realisierungschancen.

Forschungsausblick:

Die differenzielle Arbeitslosenforschung hat in den letzten Jahrzehnten eine Fülle von Faktoren namhaft gemacht, welche das psychische Befinden der Arbeitslosen moderieren: so etwa das Geschlecht, die finanzielle Lage, die soziale Unterstützung, die subjektive Kontrolle, um nur einige davon zu nennen. Konzepte wie die Salutogenese oder andere Modelle zum Verständnis des Umgangs mit psychischen Belastungsfaktoren erweitern sukzessive den Horizont möglicher Voraussetzungen des Erlebens und Verhaltens in der Arbeitslosigkeit. Es erstaunt, dass die Einrichtungen der Arbeitsmarktverwaltung, mit denen Arbeitslose zwangsweise zu tun haben und die wesentliche Entscheidungen in ihrem Leben treffen, aus der Betrachtung der Arbeitslosenforschung bislang ausgeklammert bleiben. Das Forschungsinteresse streift allenfalls an diesem Thema mit der Frage an, ob die Arbeitslosen etwa genügend Vermittlungsangebote erhalten würden. In Österreich vermerken statistische Erhebungen zur Lage der Arbeitslosen vermehrte Unzufriedenheit der Betroffenen mit dem AMS; aus Deutschland berichten Kuhnert und Kastner in Zusammenhang mit der Durchführung eines Gesundheitsprojektes von massiven Schwierigkeiten durch das Misstrauen der Arbeitslosen, die hinter ihrem Beratungsangebot die örtliche Arbeitsagentur vermuteten.

Die vorliegende Untersuchung deutet darauf hin, dass die Einrichtungen der Arbeitsmarktverwaltung als Betreuungs- und Kontrolleinrichtungen einen maßgeblichen Einfluss auf das Wohlbefinden und auf die Gesundheit ihrer Klientel ausüben. Es ist daher zu fordern, dass ArbeitslosenforscherInnen sich der Bedeutung dieses psychologischen Faktors bewusst werden, ihn qualitativ explorieren und bei einschlägigen quantitativen Erhebungen mit ähnlich komplexen und differenzierten Verfahren vorgehen wie dies auch im Falle anderer Messgrößen üblich ist.